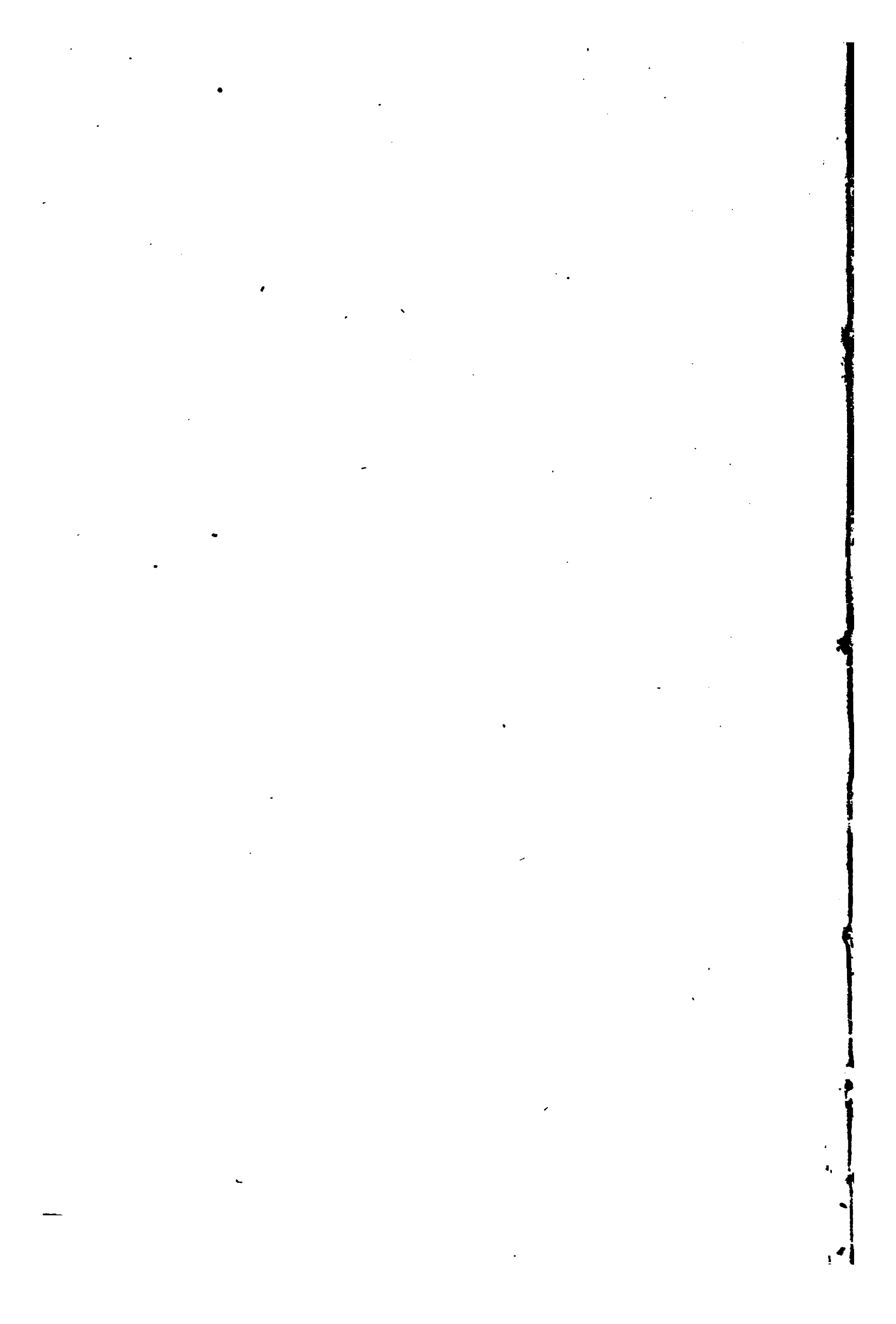

SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE





Bernhard Stern

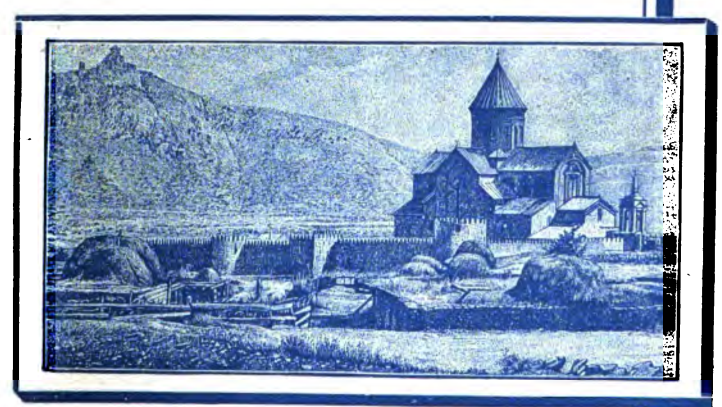


[V]om Kaukasus zum Hindukusch

Reisemomente.

Mit 12 Vollbildern und 33 Textillustrationen
nebst einem Anhang:

Kaukasische Marschrouten.



Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach.
1893.

Vom Kaukasus zum Hindukusch.

Vom

Kaukasus zum Hindukusch

Reisemomente von Bernhard Stern.

Mit 12 Vollbildern und 33 Textillustrationen nebst einem Anhang:

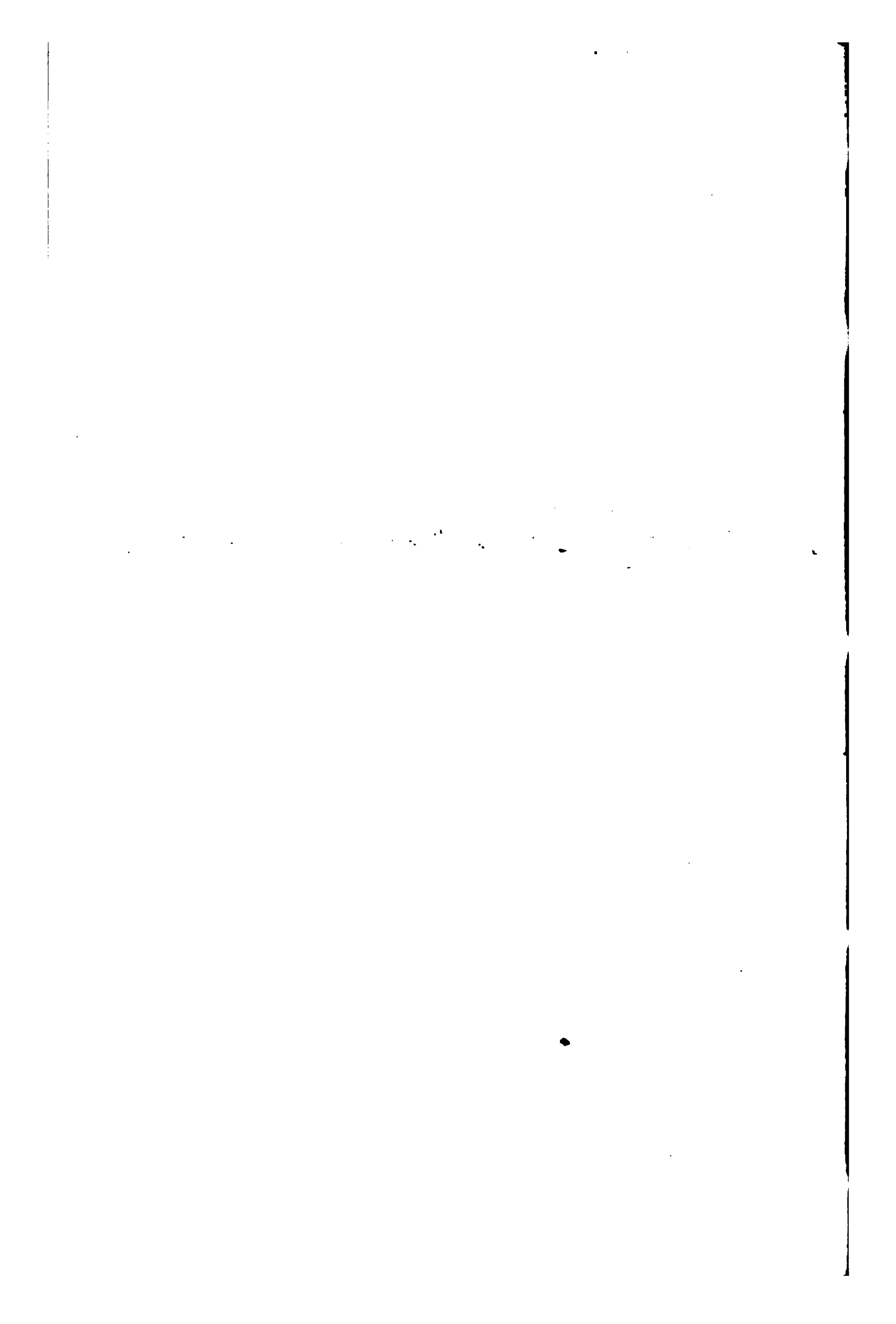
Kaukasische Marschrouten.

Berlin
Verlag Siegfried Cronbach
1893.

Clichés und Druck von Dr. E. Albert & Co., München.

Inhalt.

Auf der Wolga und dem Kaspi.





Die Kalmückenstadt Zarizyn. — Wolgafahrt. — Eine interessante Bekanntschaft. — Die Stadt des Kaviars. — Ein galantes Abenteuer. — Im Theehaus. — Auf dem Kaspi.

Das war eine wundersame Fahrt voll seltsamer Abenteuer und fast märchenhafter Erlebnisse. Ein einsamer, passloser Flüchtling, verfolgt auf Schritt und Tritt, irrte ich monatelang umher in den Steppen und Wüsten des europäischen und asiatischen Russlands, durch die Landschaften an der Wolga und am Schwarzen Meere, durch die Gebirge des Kaukasus.

Von Orel kommend, wo ich gerade den Zaren getroffen, als er von der Eisenbahnkatastrophe bei Borki nach Petersburg reiste, langte ich an einem Samstag Nachmittags in Zarizyn an. Zwei Stunden Rast. Des ewigen Fahrens müde, sprang ich fröhlich aus dem Wagen und eilte in die Strassen der Stadt, um meine Gliedmassen ein wenig wieder in Bewegung zu bringen und gelegentlich auch die Sehenswürdigkeiten der vielgenannten Kalmückenstadt in Augenschein zu nehmen. Aber Zarizyn hat gar keine Sehenswürdigkeiten, wenn man nicht die wenigen gepflasterten Strassen, die Paar Laternen und den unerhörten Schmutz als solche rechnen will.

Dagegen sind Handel und Verkehr dieser Stadt wol der Beachtung wert. In einer zum Hafen vortrefflich geeigneten Bucht des Riesenstromes liegend, ist sie der Durchfuhrort aller Waren geworden, welche über Astrachan nach Asien

gehen und von dort kommen. Die Reisenden nach Transkaspien und dem Kaukasus nehmen ebenfalls, so lange Schifffahrt ist, etwa von April bis Oktober, ihren Weg viel lieber über Zarizyn und die Wolga als über den Kasbeck und die grusinische Heerstrasse.

In Zarizyn leben viele Kalmücken. Hier machte ich die erste Bekanntschaft mit dieser Menschenrasse, die ich später noch häufiger und näher kennen zu lernen gute Gelegenheit hatte.

Der Hafen der Stadt war voll von Dampfern, Segelschiffen und Ruderboten. Zum grössten Teil hatten die bedeutenderen Fahrzeuge Naphta und Oel aus Baku an Bord. Sie sind eigens dazu eingerichtet, ihre Bäuche haben Reservoirs für Petroleum. Man pumpt dieses in Baku in die Schiffe hinein und in Zarizyn giesst man es wieder direkt aus den Schiffen in die bis zum Pristan oder Landungssteg herankommenden Eisenbahnwaggons, welche die Feuerspeise über Odessa und Riga in alle Weltgegenden tragen. Beim Umpumpen der Naphta bleiben Rückstände, Astatki genannt, welche man sammelt und in einen nahe bei Zarizyn befindlichen Teich schüttet. Dieser Petroleumteich ist nach und nach so gross geworden, dass man auf ihm in Boten herumfahren kann.

Nachdem meine Rastzeit abgelaufen, rief ich einen Iswoschtschik und fuhr auf holprigem Wege zum Dampfer »Weliky Knjäs Wladimir«, dem ich mich zur Reise nach Astrachan anvertrauen wollte.

Als ich das Schiff betreten, war ich von seiner Pracht erstaunt. Ein Riesendampfer nach dem System der Missisippifahrer, mit aller möglichen Bequemlichkeit. Er kam von der berühmten Messestadt Nishny-Nowgorod, hatte also eine

starke Tour hinter sich; trotzdem fand ich an Bord nur wenige Passagiere. Es war die letzte Dampferfahrt jener Saison. Schon stand der sibirische Winter vor der Thür, und das Wasser des Riesenflusses verdickte sich da und dort zu Eisklumpen. Unsere Reise wurde durch die vorgeschrittene Jahreszeit behindert und verlängert, und wir brauchten statt 24 Stunden volle 72. Mehrere Male blieben wir im Eise stecken, und es hiess, wir sollten an nächstbester Stelle aussteigen und uns mit Kalmückenpferden weiter bringen lassen. Glücklicherweise gelang es uns aber immer noch freie Wasserbahn zu bekommen.

Auf dem Schiffe war die Zeit indessen keineswegs zu lang. Es gab viel zu sehen und zu bewundern. Die Einrichtung des »schwimmenden Hauses« war wirklich grossartig. Prachtvolle Kajüten, Balkone und offene Gallerien, ein Unterhaltungssalon mit Klavier, ein Speisesaal, eine Apotheke boten vielfache Annehmlichkeiten.

Die Gegenden, die wir passirten, zeigten zwar nichts Besonderes: eintönige, flache Uferlandschaften, häufig mit Schnee bedeckt. Dafür aber wussten die Passagiere selbst sich vortrefflich durch Erzählen von reizenden Geschichten zu unterhalten. Häufig setzte sich der Kapitän, — ein hoher Marineoffizier, denn er führte den Titel eines Kontre-Admirals — zu uns und erhöhte die gemütliche Stimmung durch Mitteilung seiner Erlebnisse in Krieg und Frieden. Er war ein ausgezeichneter Trinker und legte Proben davon nicht nur bei Tische ab, sondern goss auch mehrere Male ausser der Zeit eine halbe Flasche Schnaps auf einmal wie Wasser hinunter.

Die einzige Station, welche wir von Zarizyn bis Astrachan machten, war Ssarepta, ein nettes Städtchen am rechten

Wolgaufer, mit deutschen Ansiedlern und Nürnberger Lebkuchen. Hier stieg eine junge Dame, Pascha Dombrowa, in unser Schiff. Sie reiste nach Transkaspien, um bei einem General in Asschabad, der militärischen Hauptstadt dieser neuesten russischen Provinz, die Wirtschaft zu führen. Auf Empfehlung des Kapitäns, der ihr sagte, dass ich mit ihr ziemlich die gleiche Reise hätte, schloss sie sich mir an, und so sass ich denn Abends in ihrer Kajüte beim dampfenden Ssamowar und lauschte den Schilderungen ihres Lebens. Die waren gar interessant. Noch als Leibeigene, Anfangs der Sechziger Jahre geboren, wurde sie früh ihrer Eltern beraubt. Nach Aufhebung der Leibeigenschaft kam sie unter sonderbaren Umständen und Verhältnissen überall im heiligen Zarenreich herum, machte viel Müh und Leid durch, war zuletzt bei einer deutschen Familie in Ssarepta und suchte nun in Transkaspien eine neue Heimat. Sie war sehr gescheid und resolut und hatte viel Männliches an sich: Kraft, Mut, Energie und einen — Schnurrbart, um den ich sie wirklich beneidete.

Gegen Abend des dritten Tages nach meiner Abfahrt von Zarizyn kamen wir in Astrachan an.

Die Stadt des Kaviars, die ehemalige Residenz der mächtigen Astarchanidenchane, ist womöglich noch schmutziger als Zarizyn, und man begreift, dass die Pest hier vor einem Jahrzehnt einen vortrefflichen Boden für ihre verheerende Ausbreitung finden konnte. Nun hatte es vor Kurzem auch geregnet, und so bildeten der Quai, die Märkte, die Strassen tiefe Kothlachen, die man zu Fuss kaum passiren konnte.

Noch ärger sah es in den Höfen der Häuser aus. Wo ich auch hineinschauen mochte — allüberall entsetzlicher Schmutz, der seit Wochen, vielleicht seit Monaten hier auf-

gehäuft liegt, und kein Mensch denkt daran, ihn fortzuräumen. Astrachan hat ebenfalls grossen Handel und Verkehr. Die Stadt liegt im Delta der Wolgamündung am Kaspi und ist der Stapelplatz für alle Waren, welche die Wolga nach Zarizyn und Nishny-Nowgorod hinaufgehen und den Riesenstrom herabkommen. Bekannt ist der kolossale Fischhandel, der hier betrieben wird. Ein grosser Teil der Einwohner obliegt dem Fangen der Fische, ein anderer grosser Teil beschäftigt sich mit dem Trocknen, Salzen, Pöckeln und Versenden derselben. Der Geruch, welchen die vielen Millionen und Millionen Fische und Fischlein verbreiten, ist unbeschreiblich. Auf verschiedenen Schiffen und in vielen Magazinen wohnte ich der Verpackung der Fische und des Kaviars bei. Da gingen die Arbeiter — zum Teil unbeschreiblich schmutzige Tataren, Kalmücken und Perser — mit der Essware so um, dass mir der Appetit, astrachanschen Kaviar zu schlucken, für immer vergangen ist. Wie in Zarizyn ist auch hier der Hauptverkehr vom April bis Oktober, dann bedeckt das Eis die Wolga mit einer riesigen Schlittbahn, und in Astrachan herrscht bis zur Wiederkehr der wärmeren Jahreszeit Stille. Wir waren bei Winteranbruch angekommen — unser Schiff blieb hier bis zum Frühjahr liegen — und deshalb war das sonst wildstürmische Leben nicht so bewegt, aber noch immer lebhaft genug.

In Astrachan befindet man sich schon ganz in Asien. Kalmücken und Kirghisen, Perser und Tataren füllen die Strassen und Plätze, halten die Buden auf den Märkten, lungern am Quai und auf den Schiffen herum, besitzen grosse Magazine und kleine Werkstätten, dienen als Kutscher und Arbeiter. Die Häuser sind grossenteils aus Holz, niedrig und meist nach orientalischer Sitte mit einem platten

Dach versehen, auf welchem Abends die Frauen, gewöhnlich verschleiert, spazieren gehen und wo am Tage Wäsche trocknet.

Astrachan ist im Ganzen genommen eine reiche Stadt, doch herrscht hier neben kolossalem Reichtum ein Proletariat, wie es entsetzlicher kaum sonstwo in der Welt zu finden ist. Besonders die persischen Frauen sind ganz verkommen. In zerlumpten Hosen, ohne Ueberkleider, so dass selbst die delikatesten Stellen hervorschauen, stehen sie bettelnd an allen Strassenecken oder rennen sie in die Fabriken, wo sie mit Männern zusammenarbeiten. Von den Kalmücken und Zigeunern schon gar nicht zu reden; die sind in moralischer Hinsicht gleich Null.

Ich musste mich in Astrachan mehrere Tage aufhalten, da der Seedampfer nach Baku wegen heftiger Stürme nicht abgehen konnte.

Mit Rücksicht auf meine Passlosigkeit hatte ich es bisher immer vermieden in Gasthöfen abzusteigen und mochte dies auch hier nicht thun; ich mietete mir daher eine Droschke und fuhr den ganzen Abend in den Strassen umher. Als es Nacht ward, fragte ich meinen Kutscher, einen Tataren, ob er vielleicht einen Bekannten hätte, wo ich über Nacht absteigen könnte.

»Ja wohl, Barin!«

Er nickte und peitschte den Klepper, und fort gings durch die mit knietiefem Koth bedeckten Strassen, vorbei an öden Feldern, niedrigen Häusern und verfallenen Hütten.

Es war eine lange, lange Fahrt.

Müde von den Erlebnissen meiner Reise wurde ich vom Schlaf übermannt; das plötzliche Stillestehen des Wagens erweckte mich. Ich sah mich vor einem einsam daliegenden, langgestreckten, niedrigen Haus. Mein Tatar stieg aus,

klopfte mehreremale mit dem Peitschenstiel an die Pforte und rief:

»Fedor Afanassjewitsch, ein Gast ist da!«

Und bald darauf that sich die Pforte auf und ein hoher Mann mit patriarchalischem Graubart erschien, hiess mich willkommen und lud mich zum Eintritt ein.

Einen Augenblick zögerte ich.

Dann befahl ich meinem Kutscher gegen angemessenes Trinkgeld auf der Strasse bis zum Morgen zu warten — das war nichts Ungeheuerliches, da diese Leute auf ihren Droschken leben, essen, trinken, schlafen und sterben — und nun folgte ich dem Alten.

Wir schritten über einen unheimlich langen Hof in ein Hinterhäuschen. Der Wirt entriegelte die Thür und wir traten ein. Ah! ein Prachtzimmer! An den Wänden Teppiche, in der Mitte ein persisches Tischlein, davor drei übereinandergelegte Polster als Sessel. Von der Decke herniederhängend eine grüne Ampel. In einer Ecke ein breites Bett mit schneeweissem Leintuch und einer weichen Wolldecke.

Der Alte bat sich ein Trinkgeld auf »Tschay« aus, wünschte mir gute Nacht und ging.

Ich nahm meinen Revolver, legte ihn unter den Kopfpolster und begann mich auszukleiden. Wie ich damit fertig bin und mich ins bequeme Bett legen will, klopft es leise, leise.

Ich öffne und herein tritt — ein Mädchen.

Anjutka heisst sie, bringt mir Thee und will mir über Nacht Gesellschaft leisten...

Nun ist mir klar, dass mein Tatar mich missverstanden hat. Aber ich füge mich in mein Schicksal. Anjutka ist

ebenso schön wie jung, sie spricht zwar nur persisch, allein wir verständigen uns doch — — —

Da raschelt es am Fenster.

Erschrocken und gespannt lausche ich auf. Mag es Wahrheit, mag es Einbildung sein — ich sehe einen Menschen draussen lauern — schnell entzünde ich Licht und ergreife meinen Revolver. Das Mädchen schaut mir verwundert zu, rührt sich aber nicht von der Stelle.

Ich eile hinaus und rufe den Alten:

»Fedor Afanassjewitsch!«

Er kommt und sieht mich erstaunt an:

»Gehst Du schon, Herr Wohlthäter? So früh? Gefällt Dir das Fräulein nicht? Ich sende Dir ein anderes!«

»Danke, Freundchen! Heute habe ich keine Zeit. Aber morgen — morgen komme ich wieder.«

»Gut, Herr Wohlthäter!«

Er schliest die Pforte auf und ruft meinen Kutscher. Wie ich hinausgehe, fragt mich der Alte:

»Hat der Herr Wohlthäter das Fräulein bezahlt?«

»Ja, Freundchen!«

»Wieviel, Barin?«

»Zwanzig Rubel!« lüge ich.

»Zwanzig Rubel?« Er beugt sich tief und küsst mir die Hand.

»Schon gut, Brüderchen,« sage ich lachend, springe in den Wagen und flugs gehts davon — die ganze Nacht durch, Strassen auf und Strassen ab . . .

Endlich halte ich vor einem Theehaus, wo Damenbedienung ist, wo das in ganz Russland so beliebte »Organ« oder »Maschinerieorchester« Opern und Operetten vorträgt

und Theater gespielt wird. Ich schlürfe behaglich meinen Thee, er thut mir ordentlich gut nach dieser Strapazennacht.

Wie ich mich ein wenig umschaue, sehe ich an einem Nebentisch ein Gesicht, das mir nicht unbekannt scheint. Scharfe Blicke hin und her und plötzlich haben wir uns erkannt. Ein Schulkamerad aus Riga — hurrah, alter Junge! Ich bin glücklich, überglücklich, erzähle ihm meine Schicksale und frage, ob er mich ein paar Tage bei sich behalten will. Aber er ist feige — o weh — er fürchtet sich.

Da verabschiede ich mich enttäuscht, verlasse das Theehaus, steige in die Droschke und von neuem beginnt das tolle Jagen, den ganzen Vormittag über.

Mittags fahre ich zum besten Astrachanschen Restaurant, speise dort und treffe Pascha Dombrowa. Beide sind wir erfreut und ich bringe den Nachmittag mit ihr zu. Gegen Abend gibt sie mir den Gedanken, mit ihr zusammen schon jetzt auf dem Dampfer »Cäsarewitsch«, mit welchem wir nach Baku reisen wollen, Station zu nehmen. Wir begeben uns an den Quai, aber das Schiff liegt nicht hier, sondern acht Stunden ausserhalb des Hafens, der ihm zu seicht ist, im offenen Meer bei Dewjatfut oder Neunfuss. Der Dampfkawoss, der die Passagiere und ihr Gepäck zum »Cäsarewitsch« bringt, geht erst in 30 oder 40 Stunden hin. Trotzdem erlangen wir vom Kawosskapitän gegen ein gutes Trinkgeld die Erlaubnis, über Nacht auf dem Schiffe zu bleiben.

Das war wieder eine unheimliche Nacht.

Dann kamen noch lange, bange Stunden, und endlich stachen wir mit dem Kawoss — einem Schiffe von der Grösse eines gewöhnlichen Flussdampfers — in See. Das Meer war stürmisch erregt und abermals erlitten wir Verspätung, statt acht Stunden brauchten wir zwanzig.

Die Nacht war angebrochen. Dichter Nebel lagerte auf den bewegten Fluten des Kaspi, wilder Regen peitschte daher. Wir fuhren und fuhren und gaben Signale und Feuerzeichen und entluden unsere Kanonen. Aber vom Dampfer »Cäsarewitsch« war weit und breit nichts zu sehen und zu hören. Durch ein entgegenkommendes Schiff erfuhren wir, dass ihn der Sturm von seinem Ankerplatz Dewjatfut viele Werste weiter ins Meer hinausgetrieben.

Da wir selbst Nachts nicht weiter ins Meer hinauszufahren wagten, blieben wir an Ort und Stelle liegen. Das kleine Dampferchen wurde von den wilden Wellen gewaltig hin und her geschleudert. Dazu war es fürchterlich kalt. Das Schiff hatte keine Einrichtung für Nachtaufenthalt, das Buffet war leer, nicht mal einen warmen Thee konnte man bekommen. Zum Glück führte ich einen kleinen Ssamowar mit mir, den stellte ich nun auf, und Kapitän, Steuermann und Passagiere — ausser Pascha und mir waren es bloss noch sechs — setzten sich herum und suchten sich zu erwärmen und plaudernd zu zerstreuen.

Bald sank einer nach dem andern in Schlaf, und eng an einander gepresst lagen wir da, bis der Morgen graute. Endlich, endlich brach er an, durch die schwarzen Wolken, die vom Himmel bis zum Wasser dicht niederhingen, zuckten leicht und matt die wärmenden, erleuchtenden Strahlen der Sonne.

Der Kawoss pfiff, stiess dicken Rauch von sich und setzte sich in Bewegung. Wie das Ding wackelte und zitterte, und krachte, wie es von einer Sturzwelle nach der anderen übergossen ward! ... Nun aber kam die Erlösung: wir erblickten den »Cäsarewitsch«, ein machtvolles, prachtvolles Schiff, noch grösser als der »Wladimir«, noch schöner, noch

bequemer. Eine Treppe wird zu uns herabgelassen, erschöpft winde ich mich hinauf, stürze in meine Kajüte und sinke in festen Schlaf...

Heftiges Wellenschaukeln erweckt mich und jagt mich aufs Verdeck. Hochaufspritzende Fluten zischen empor, ergiessen sich über mich. Der Himmel wolkenschwer. Stürmischer Wind, Schneeflocken mit sich führend, fegt daher. In dichten Pelz gehüllt, steht oben der Kapitän. Freundlich winkt er mich zu sich, erklärt mir die Reise und erzählt von früheren gefahrvollen Fahrten.

Bald geht es dann zum Mittagessen. Ausser Pascha, einem langnasigen Armenier und mir fehlen alle Passagiere. Seufzend, seekrank liegen sie in ihren Betten. Ein vortreffliches Essen und Getränk und, trotzdem wir ewig hin und hergeworfen werden, ein lustiges Plaudern...

Am zweiten Tage der Fahrt gewahrten wir die Schneegipfel des Kaukasus und kurze Zeit darauf hielten wir bei der kleinen Festung Petrowsk, deren Häuserreihen von den Ufern des Meeres bergan steigen. Der Hafen ist nicht gross und eingegrenzt von halbkreisförmigen Steindämmen. Die Strassen von Petrowsk sind ziemlich nett und rein und breit. Den Sommer über kommen die Astrachaner gern her und erquicken sich in dem hier angelegten schönen Garten, den die Petrowsker stolz mit dem Petersburger »Ssad« vergleichen.

Gegen Abendanbruch desselben Tages langten wir in der letzten Station vor Baku, in Derbend an; diese Küstenstadt ist durch ihre kunstvollen Teppiche berühmt und liegt nicht minder schön als Petrowsk. An Bord unseres Dampfers erschienen viele Perser und Perserinnen — die Stadt war früher persisch — und brachten Trauben, Birnen, Pfirsiche,

Nüsse und Weine. Alles war spottbillig, so kosteten wundervolle Trauben 2 und 3 Kopeken das Pfund. Während bei unserer Abfahrt von Astrachan starker Schneefall eine gute Aussicht auf baldige Schlittbahn eröffnet hatte, herrschte in Derbend eine wahre Julihitze.

Am anderen Vormittag um 11 — es war an einem Montag — kamen wir endlich, nachdem wir das Vorgebirge Apscheron, den weit in das Meer hineinspringenden Ausläufer des Kaukasus, umdampft hatten, in der Petroleumstadt Baku an. Wegen unserer ungeheuren Verspätung wurde ich von meinem in Tschornygorodok bei Baku lebenden Bruder nicht erwartet. So musste ich einen Wagen nehmen und zu seiner Fabrik hinausfahren.

Stundenlang ging es über Stock und Stein, über ungeebnete Wege, hügelauf und hügelab. Der Kutscher kannte sich nicht aus, führte mich von Fabrik zu Fabrik, bis sich schliesslich ein Mann meiner erbarmte, sich auf den Wagen setzte und uns zum gesuchten Hause leitete.

Es war das letzte in der langen Reihe der Häuser, die Oehlrichsche Fabrik, hart am Ufer des Kaspi. Ich hielt, zahlte und sprang heraus.

Welch ein Wiedersehen! Bruder und Schwägerin waren schon in Angst um mich gewesen und nun glücklich, mich gesund und munter zu sehen. Sie führten mich zu einer Wiege — da lag die blondlockige Werotschka drin, eine holde Blume des Nordens in fernen Süden zu fröhlichem Gedeihn verpflanzt . . . Dann kam ein stattlicher Ssamowar auf den Tisch und prächtiges, schon seit Tagen fertiges Hausgebäck. Das liess ich mir gut munden und war voll fröhlicher Gefühle, und nach langer, endlos langer, aufregender Reise genoss ich kurze Zeit ungestörter Ruhe.



Die grusinische Heerstrasse.



Posthausleben in Wladikawkas. — Erster Anblick der Gebirgswelt. — Der kostbare Darialpass. — Ueber den Kasbeck. — Eine ossetische Legende von Christi Geburt. — In der Region der Lawinen. — Gefährliche Fahrt. — Tiflis.

Von der heiligen Kremlstadt an der Moskwa zieht sich quer durch die sarmatische Tiefebene eine Eisenbahnlinie bis knapp vor den Gebirgswall des Kaukasus.

Hier aber, in der Station Wladikawkas, nimmt sie ein natürliches Ende. Denn trotz der genialsten Pläne und Versuche ist es noch nicht gelungen, über den himmelanstrebenden Kasbeck eine Lokomotive zu führen.

Will man nach Kaukasien zu Lande gelangen — und nicht, was die Meisten, so lange die Witterung günstig ist, vorzuziehen pflegen, auf dem Kaspisee über Baku oder auf dem Schwarzen Meere über Batum — so muss man von Wladikawkas bis Tiflis die Pferdepostverbindung benützen, welche auf der abenteuerlich romantischen, aber wunderbar kunstvollen, seit siebzig Jahren mit unendlichen Geldopfern erhaltenen und gepflegten grusinischen Heerstrasse nach Transkaukasien führt.

Der vor einem Jahrhundert gegründete Ort Wladikawkas, in deutscher Uebersetzung »Herr des Kaukasus«, ist durch seine Lage zu hoher Bedeutung gelangt. Er befindet sich, 701 Meter über dem Meere, vor dem Eingange in das trotz-

hafte Bergland und ist desshalb mit einer mächtigen Festung und einer starken Besatzung versehen.

Um seine Mauern rauschen die schäumenden Fluten des Terek, an dessen schroffen Ufern hier eine herrliche Vegetation blüht. In dem Städtchen mischt sich nordisches Leben mit südlichem. Russische Wodkaschänken wechseln mit armenischen Theestuben, ein Moskauer Karussel macht einer Tifliser Schaubude Konkurrenz.

Ein sonderbar lustiges und stürmisches Leben herrscht im Posthause, wenn die Wagen zur Reise fix und fertig stehen und nur der Passagiere harren, die sich noch am Büffet gütlich thun. Hier schwingt eine reichlich bejahrte und noch reichlicher geschminkte Französin das Zepter und präsentirt den Hungrigen und Durstigen mit unnachahmlicher Grazie Wein und Schnaps, Butterbrod und Schinken.

Neben den Beamten aus Petersburg und Finnland stehen Kaukasier in ihren ritterlichen Trachten — ach leider schlagen unter denselben nur selten ritterliche Herzen! Und die stolz funkelnden, goldverzierten Dolche dienen weit häufiger zu Meuchelmord in Stunden der Trunkenheit, als zu heldenhaftem Kampfe.

In einer Ecke knüpft ein verschmitzter Grieche Geschäftsverbindungen mit einem Armenier an. Wer von Beiden wird da hereinfallen? Sagt doch ein türkisches Sprichwort: Iki Jehudy bir Ermeny; iki Ermeny bir Rumy; iki Rumy bir Schejtan — zwei Juden geben einen Armenier; zwei Armenier einen Griechen, aber zwei Griechen einen Teufel!

In einer anderen Ecke kauert am Boden eine Gruppe Kirghisen aus der Orenburger Steppe. Sie scheint mit einer in ihrer Nähe befindlichen Kalmückenschaar eine Wette

eingegangen zu sein, welche von beiden Nationen hässlicher und schmutziger sein könne.

Händler aus der Türkei wechseln mit Karaïten aus der Krym eifrige Reden, Balten aus Kurland und Livland plaudern mit deutschen Kolonisten.

Daneben aber bemerkt man auch nachlässige Amerikaner und englische Gentlemen mit Bädeker und Binocle; Deutsche, Franzosen, Italiener und eine Menge Frauen aller Völker — die »emanzipirte« Russin mit der Zigarette im Munde und die kokette Französin; die Kalmückin, welche ungenirt vor aller Welt ihr Kind säugt; die Frau des Burlaken, des Arbeiters von der Wolga; die Frau des Isewitschen, des Flussschiffers von der Düna; die Gattin eines auswärtigen Gesandten — kurzum Leute aller Schichten und Zonen im bunten Durcheinander.

Und das ist ein Schwatzen und Stossen und Rufen, dass Einem schier Hören und Sehen vergeht.

Da plötzlich ertönt das Zeichen des Postmeisters, welches zur Abfahrt mahnt, und der Storosh, der Portier, schreit mit dröhnender Stimme in die hin und her wogende Menge der Reisenden:

»Die Tarantasse sind fertig!«

Und Alles stürzt hastig zu den grossen mit je drei, zuweilen auch vier Pferden bespannten Wagen und sucht sich bequeme Plätze, denn die Fahrt wird volle vierundzwanzig Stunden dauern, der Weg ist 214 Kilometer lang und geht durch unwirtbare, zum grössten Teil von ewigem Schnee bedeckte Gegenden.

Noch einige Kommandorufe und die Reise beginnt.

Eine kleine Abteilung Kosaken reitet dem Zuge voraus und eine andere folgt als Nachtrab.

Es ist früh am Morgen und ziemlich kalt. Mälig zerstreuen sich die Nebel der Nacht und vor unseren erstaunten Blicken liegt das wundervolle Panorama der kaukasischen Gebirgswelt. Die Wände der Felsen schimmern bald in blendendem Weiss, bald rötlich, bald grün. Die Gipfel glänzen, von der aufsteigenden Sonnenflut übergossen, wie polirter Krystall, oder verkünden wie riesige Fackeln das Nahen des Tages. Wellenförmig beben im flüssigen Glanzmeer die Bergrücken, und in tausendfachen Farben glitzern und spielen die netzartigen Schneemassen, welche ein leichter Wind kräuselnd bewegt...

Wir fahren in raschem Trab dahin. Es ist eine prachtvolle Chaussee, die ihresgleichen in der ganzen Welt nicht hat.

Früher ging es hier nicht so sicher. Noch vor nicht langen Jahren konnte man bei einer Fahrt von Wladikawkas nach Tiflis sein Leben riskiren; in den zahlreichen Schluchten und Gründen lauerten tückische Räuber den Reisenden auf und überfielen sie samt der Eskorte, nicht nur im Dunkel der Nacht, sondern oft auch am lichten Tage. Am Wege bemerkt man von Zeit zu Zeit Kreuze; sie zeigen dem jetzt so sicher und ruhig Reisenden, dass an diesen Stellen früher harmlose Passagiere wilder Raubgier zum Opfer fielen. Auch heute noch treiben Räuber in diesen Gegenden ihr Unwesen, aber an der wohlbewachten Heerstrasse selbst gelingt es ihnen fast nie, einen Fang zu machen.

Der Weg geht lange Zeit bergauf. Unter uns, neben uns schäumt der wilde Terek. Ueber uns lacht der ruhige blaue Himmel.

Entlang der Heerstrasse läuft die Telegraphenlinie; bald stehen die Telegraphenstangen — Eisenschienen, darauf

Holzsäulchen mit Tragarmen — an den Ufern des Flusses, bald auf hochragenden Felsspitzen.

In buntem Wechsel geht der Weg hierhin und dorthin, rechts und links, durch Schluchten und über Wasseradern.

Kurz hinter der Station Balta sehen wir hoch oben eine einsame Burg: die Festung Dscherakowsk.

Nach der Station Lars, 30 Kilometer von Wladikawkas, beginnt der Darialpass oder »enger Weg«, 2 Kilometer lang. Ein wundervoller Pfad. Nach Jermolows Plan wurde fünf Jahre an ihm gearbeitet. Die Summen, die er gekostet, sollen so hoch sein, dass man dafür Werst für Werst von Wladikawkas bis Tiflis mit Silberrubeln belegen kann. Der Pass ist sehr schmal, häufig nur dreissig Schritte breit. Abgründe klaffen zu allen Seiten. Eine durch den Terek gebildete Schlucht hat eine Tiefe von 1000 Meter. Immer mehr engt sich der Weg, und dort, wo er am engsten ist, wo von der einen Seite nur schroffe Felsen starren, von der anderen schauerliche Schlünde gähnen, dort stürzt der Gletscherbach Dewdoraky mit entsetzlichem Gebrüll in den hochaufsprudelnden Terek.

Am Wege eine trotzhafte Kosakenveste. Oben auf dem Felsen die Ruinen der fast tausendjährigen Darialburg, in welcher die vielbesungene Bagratiden-Zarin Tamara ihr Zepter geschwungen.

Nun wieder bergab. Aus den Höhen hernieder flammen Abendsonnenstrahlen. Und dicht vor uns taucht der Kasbeck auf. Die Tschetschenzen und Inguschen nennen ihn Besch-Lam-Kort, Haupt der fünf Berge; bei den Osseten aber heisst er Tschrissi-Zup, Christusgipfel, und an diesen Namen knüpft sich folgende Legende: Als Gott der Herr beschlossen hatte, Jesus Christus auf die Erde zu schicken, damit er

das sündige Menschengeschlecht erlöse, konnte Gott der Herr auf der ganzen Welt nur eine Stelle finden, die nicht durch den sündigen Fuss der Menschen berührt und befleckt gewesen wäre, nämlich den Gipfel des Kasbeck. Hier legte er also das Jesuskindlein in einer goldenen Wiege nieder, daneben setzte er eine Taube und ein Schaf mit goldenen Hörnern. Die Taube musste die Wiege schaukeln und das Schaf mit seinem Blöken das Kind unterhalten. Damit aber Taube und Schaf nicht verhungerten, schüttete Gott der Herr ebendaselbst einen Haufen Weizen aus. Als Jesus herangewachsen war, stieg er auf die Erde nieder und vollbrachte seine göttlichen Thaten und kehrte dann wieder in den Himmel zurück. Aber zum Andenken an seinen Aufenthalt auf dem Kasbeck liess er für immer die goldene Wiege und die Taube und das Schaf mit den goldenen Hörnern auf dem Berge. Und noch heute schaukelt die Taube die Wiege, und das Blöken des Schafes ist Abends vernehmbar auf dem Christusgipfel . . .

Der 4963 Meter hohe Kasbeck ist nur selten bestiegen worden. Bekannt sind mir aus früheren Jahren die Namen dreier Personen: Wholley, Freshfield und Kolenati, welche die Spitze erreichten. Eine der letzten Besteigungen war die des Russen Pastuchow am 29. Juli 1889.

Die mit den alten Germanen verwandten Osseten leben am Kasbeck bis zu einer Höhe von 3260 Meter, in Regionen ewigen Schnees. Ihre in die Erde gemauerten Wohnungen gleichen kleinen Festungen, sind mit Türmen versehen und haben unterirdische Gänge.

Die Station Kasbeck liegt 1396 Meter über dem Meere. 150 Meter höher, vor der Front der Station, befindet sich eine armenische Kirche mit den Klosterruinen von Sameba.

Der Weg geht weiter durch seltsam malerische Gegenden. Gleich hinter der Station Kasbeck braust die Bjeshnaja Balka, der reissende Bach, ein schmales, unscheinbares Ding, das aber im Frühjahre zu wilder Macht anschwillt und die in seiner Nähe liegenden Punkte schwer bedroht.

Häufig und häufiger müssen wir jetzt Halt machen.

Wir befinden uns in der Region der Lawinen, die zweimal im Jahre, im Frühling und Spätherbst, niederstürzen und mit mächtigen Blöcken den Weg sperren. Längs desselben sind daher Steinwälle aufgeschichtet, um die Reisenden vor dem Sturz in die Abgründe zu schützen. Am Wege befindet sich ein 100 Meter langer Lawinentunnel, an der Quelle der Baidara ein ossetisches Schutzhaus, am Wege stehen Kasernen für Schneeräumer.

Langsam nahen wir uns der Krestowaja Gora, dem Kreuzberg, dem Höhepunkte des Passes, 2393 Meter über dem Meere, der Grenzscheide zwischen Europa und Asien. Die Strasse biegt sich in spitzem Winkel, geht jäh bergab, vorbei an entsetzlichen Abgründen.

Dann die Station Gadaûr, ein einfaches Posthaus. Den Wartesaal bildet ein kleines, aber nettes Zimmer. Auf dem Boden ein Leinwandteppich, an den weissgetünchten Wänden Bilderdrucke — religiöse und militärische Motive, Porträts des Zaren, der kaiserlichen Familie, der populärsten Generale. In einer Ecke ein wohlig wärmender Ofen, in einer anderen ein Schrank. Vor einem Sopha ein weissgedeckter Tisch, darauf der obligate Ssamowar mit Theeservice und kaltes Büffet. Hölzerne Bänke und Sessel entlang den Wänden, in der Mitte des Zimmers, vor dem Theetisch.

Nach kurzer Rast wird die Weiterfahrt angetreten.

Die nächsten fünfzehn Kilometer geht der Weg auf 64 eng aufeinanderfolgenden Windungen, welche mit Trümmern von Steinblöcken häufig bedeckt sind, hastig bergab. Auf diesen fünfzehn Kilometern fällt die Strasse um 899 Meter, von 2387 Meter bei Gadaûr auf 1488 bei der Station Mleti.

Dunkelheit, Nacht liegt über dem Weg. Ein heftiges Schneegestöber erhebt sich. Der Wind weht scharf. Die Kälte wird fürchterlich, unerträglich, und fest und fester hülle ich mich in den weiten kaukasischen Mantel, in die Burka. In der tiefsten Finsternis wird die Reise ununterbrochen fortgesetzt, die Pferde finden aber trotzdem sicher den Weg.

Mit einem Male wird Halt gemacht.

Die Soldaten steigen von ihren Rossen und führen dieselben am Zügel. Die Wagen werden durch Hemmschuhe geschützt und von den rückwärts befindlichen Leuten mit Stricken zurückgehalten und so an zu schnellem Rollen verhindert.

Der Pfad scheint jetzt fast senkrecht herabzugehen, ist äusserst schmal und schlüpfrig. Von der einen Seite endlos hohe schroffe Felsen, von der anderen endlos tiefe Abgründe.

Die Finsternis wird immer dichter und das Schneegestöber heftiger. Der Weg ist nicht mehr zu erkennen. Die Soldaten entzünden Fackeln, und Schritt um Schritt ziehen wir vorwärts.

Plötzlich ertönt aus einem Wagen ein durchdringendes Geschrei.

»Halt!«

»Was gibts?«

»Die Hemmschuhe sind abgefallen, die Stricke gerissen, der Wagen samt Insassen droht in den Abgrund zu rollen.«

»Reisst die Thüre auf!«

Man versucht es. Aber sie ist — zugefroren.

Nur mit grösster Mühe und Aufopferung gelingt es den Kosaken, welche den am Absturz schwebenden Wagen mit den Händen krampfhaft aufhalten, die Wand desselben einzubrechen und die Passagiere zu retten. Der Wagen aber stürzt samt den Rossen hinab ...

Entlang dem rechten Ufer des Aragwastroms geht die Heerstrasse weiter.

Von blassem Mondlicht umflimmert erscheint auf hohem Bergesgipfel ein altes, uraltes Bauwerk: die Kirchenruine von Ananûr.

Feierliche Stille ...

Nur noch wenige Stunden dauert die abenteuerliche Reise. Mit den ersten Morgenstrahlen naht das Ende der Fahrt.

Die Vegetation ist wieder blühender, die Luft wärmer geworden.

Vor uns liegt Mzchet, die letzte Station der Heerstrasse. Auf der wunderbaren Steinpfeilerbrücke, welche General Golowin 1841 auf den noch sichtbaren Resten der von Pompejus er-



Ananûr.

richteten Brücke erbaut hat, übersetzen wir den von Bodenstedt so schön besungenen Kurfluss.

Und nun liegt, im Kontrast zu den schauerprächtigen Schneebergen hinter uns, in dem Kessel vor uns ein liebliches grünendes Thal mit herrlichen Gärten und Rasenteppichen, und inmitten eine prächtige Stadt.

Das ist Tiflis!

Freilich, von hier aus erscheint die grosse Residenz des einstigen Königreiches Georgien oder Grusien gar winzig, wie ein Schmuckkästchen, in welchem die goldglänzenden Paläste, die sonnenbestrahlten Kuppeln der Kirchen und Moscheen die funkelnden Edelsteine bilden.

Gewaltige Häuser gleichen Schachfiguren. Die grössten Strassen sind feine schmale Bänder, eingewebt in den bunten Riesenteppich.

Das ganze wildwogende Leben unter uns vermag nicht einmal dumpfe Laute emporzusenden, und die Tausende, die drunten geschäftig hin und her eilen, erscheinen wie eine Masse durcheinander gewürfelter Stecknadelköpfe.

Die Kasernen sind Kinderbauwerke, die Gärten kleine Blumenbeete, der Kur aber gleicht einer langen dünnen Reihe blitzender Silberstücke . . .

Und endlich bin ich unten und schaue selbst empor zu den stolzen Bergen, welche von allen Seiten aufragen und aus denen der kamelbuckelförmige Gipfel des Kasbeck bis über die Wolken reicht.

Von dem seltsamen Leben berauscht wandere ich durch die Strassen.

Ausser Kaïro bietet wohl keine Stadt des Orients so viele interessante, abwechslungsreiche Bilder wie Tiflis.

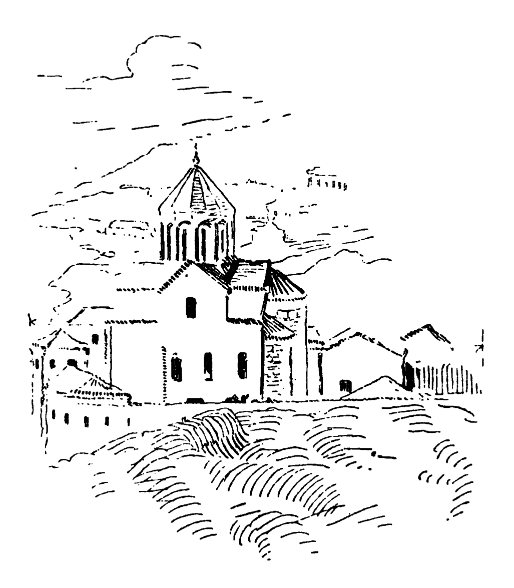
Orient und Occident, zwei so ganz verschiedene Welten, stossen hier an einem knappen Gebiete eng an einander. Europäische Kultur blüht an der Mauer morgenländischer Abgeschlossenheit.

An der einen Seite einer Strasse erheben sich mächtige Gebäude, stolze Magazine mit kostbaren Spiegelscheiben, mit tausend Dingen einer westlichen Grossstadt — an der anderen Seite aber sieht man nur niedrige Hütten, kleine Buden, offene Werkstätten.

Dort europäisches Leben, europäische Kleidung — hier keine Spur mehr davon.

Mzchet: Brücke.

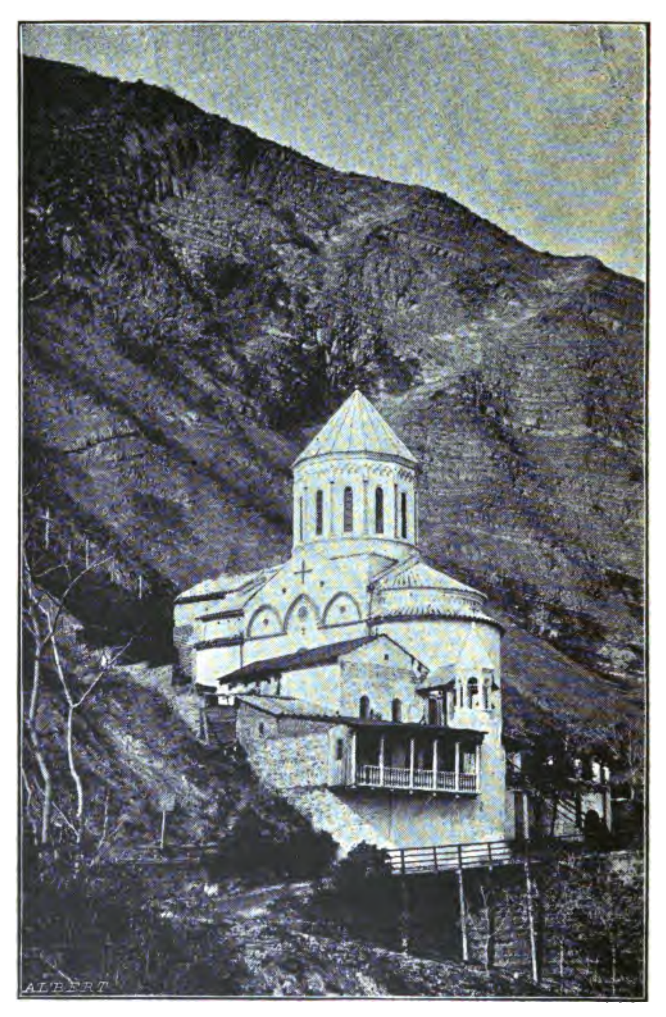
Hier ist Alles asiatisch: in den engen, krummen Gassen bewegen sich fremde Völker in fremden Trachten und mit fremder Sprache, und in den sinnbetäubenden Lärm der lauten Menge schallt das Geschrei der südlichen Tiere.



Tiflis: Armenische Kirche.

Wanderung zum Gottesdienst. — Historische Erinnerungen. — Die heutigen Kaukasier. — In russischen, georgischen und armenischen Kirchen.

Früh morgens schon bin ich aufgewacht und ans Fenster getreten und lasse meinen Blick hinausfliegen in die fernste Ferne. Er gleitet durch die Schleier der Morgendämmerung, die langsam und leise auseinanderwallen, bis zu den Bergen, um welche die Sonne bereits ihre ersten Lichtwellen fluten lässt; nach und nach enthüllen sich ihm die Schönheiten der Bergnatur; bewundernd fliegt er von Gipfel zu Gipfel und von der Höhe zur Tiefe und haftet plötzlich an



Tiflis: Kathedrale David.

weissen Punkten, die sich hier und da leuchtend vom dunklen Felsengrund abheben.

Das sind die Kathedralen Metechki, Ssion und David.

Frohen Mutes eile ich hinaus und wandere über die noch öden Strassen empor zu diesen Kirchen.

Auf weltentrückten Bergesspitzen schweben sie, die Nachbarinnen des Donners, verloren im endlosen Aetherraum, erhaben über all den kleinen Leiden und Freuden, die drunten im Thale die Menschenherzen erfüllen. Mit ihren glänzenden Kuppeln hängen sie wie vielzackige Sterne am Firmament. Ihre Türme recken sich empor in die Wolken und die Klänge ihrer Glocken vermählen sich dem Sausen des Windes...

Vom Dome der Metechki beginnt es zu läuten.

Und in das Summen und Dröhnen der georgischen Kathedrale tönt das Summen und Dröhnen der anderen Kirchen, der russischen Kathedrale, der Kirche Ssion und der Kathedrale David. Und bald summt und dröhnt es von allen Ecken und Enden, und von der Festung herab rollt Kanonendonner, welcher den Ausgang des Statthalters zum Gottesdienste meldet.

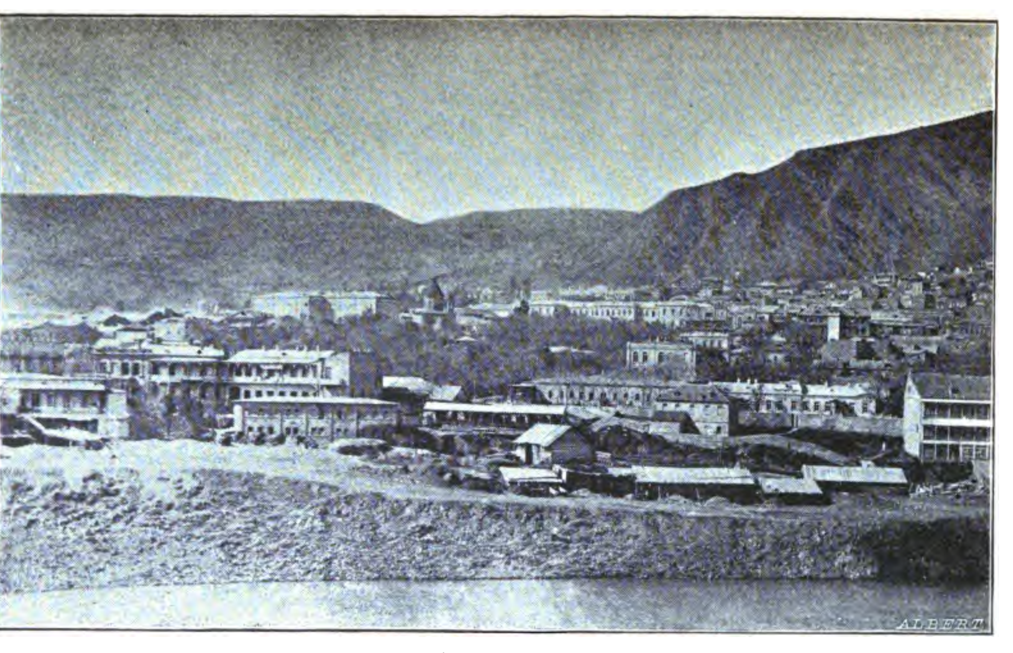
Und nach und nach füllen sich die bisher verödeten Strassen und Alleen, welche zu den verschiedenen Kirchen führen, mit Männern in weiten Gewändern und überprächtig gekleideten Frauen, über deren Schultern der schneeweisse Schleier, die Tschadra, niederwallt. Und durch die Menge drängen sich dicke Popen mit roten Schnapsnasen und schwarzen Röcken und buntem Zierrat, gefolgt von Kirchendienern, welche Weihrauchfässer schwingend und Gebete stammelnd den Weg zur Kirche zurücklegen.

Sinnend gehe ich mit der Menge und lausche dem Klange der Glocken.

Nicht monoton ist er wie der Glockenklang der abendländischen Kirchen, sondern voll melodischer Musik. In das tiefe Bass der Hauptglocke mischt sich das leise liebliche Gebimmel der kleineren Glocken. Aus den Tönen scheint bald eine stürmische Fröhlichkeit hervorzujubeln, bald seufzt aus ihnen eine bange Schwermut. Seltsam flüstern sie von längst vergangenen Zeiten und rufen die Erinnerung an die grosse Geschichte dieser Stadt, an ihre einstige Pracht und Macht wieder wach. Und ich erlebe mit ihr all ihren Glanz und ihren grenzenlos tiefen Sturz und all das Weh, das über sie gekommen und das grösser ist als jenes von Troja und Athen, von Jerusalem und Byzanz, Karthago und Rom, Bagdad und Granada, Madrid, Bochara und Samarkand erlebte . . .

Nirgends ward so viel Leid und Blut, so viel Brand und Zerstörung gesehen als in der herrlichen Stadt am Kur, über die sich oft und oft die tatarischen Hyänen unter dem grossen Tamerlan, die Krieger des Aga Mohammed Chan und die mordlustigen Scharen der Türken und Perser ergossen. Die Wasser des Kur glichen wahrlich zu manchen Zeiten Strömen von Blut, die hochschwellend über die Ufer zu steigen drohten. Die stolzen Paläste und Kirchen der Christen sanken ebenso häufig in den Staub, wie die Moscheen und Medressen der Mohammedaner.

Aber immer wieder gelang es den heldenhaften Kaukasiern, ihre Prachtresidenz zum alten Glanz zurückzuführen, und trotz all des Leids, das Tiflis durchgemacht, ist diese Stadt doch noch heute eine der schönsten und interessantesten des Morgenlandes.



Tiflis: Totalansicht.

. . .

Die »heldenhaften« Bewohner dieser Stadt freilich haben nur noch wenig Heldenhaftes in sich.

Sie sind Sklaven des weissen Zaren, und ihr höchster Ehrgeiz geht dahin, ein Ordensbändchen oder ein Titelchen zu erhaschen. Die Sagen von ihren einstigen Thaten klingen uns wie kindische Ammenmärchen.

Es blieb den »Nachkommen des Prometheus« von ihrer hochgerühmten Ritterlichkeit nichts als die ritterliche Kleidung und ein bischen heisses Blut, das häufig im Raub und im Todschlag ahnungsloser Reisender zum Ausbruch kommt.

Die »Hüter der Kultur«, wie ein englischer Minister die Kaukasier genannt, sind unterwürfig, demütig, fast feige gegenüber den Russen.

Das Land mit den stolzen, himmelstürmenden Bergen, das »Haus der Freiheit, das Gott den Völkern gebaut«, dient dem Moskowiter als behaglicher und einträglicher Wohnort.

Und »der Leuchtturm der Hoffnung«, der einst vom Gipfel des Kasbeck in die Herzen der Menschheit unbeugsamen Mut gestrahlt, ist jählings erloschen und das »Bollwerk gegen Welteroberer« niedergerissen, zerstört . . .

Handel und Verkehr erblühen allerdings im Lande und der Wohlstand mehrt sich scheinbar von Jahr zu Jahr. Aber die Freiheit — die Freiheit ist verloren . . . . . .

Die Glocken summen und dröhnen und laden die Gläubigen zum Gebet. Aber diese denken auf der Wanderung zur Kirche an alles Andere eher als ans Gebet. Die Frauen senden unter den Schleiern feurige Blicke überallhin, während die Männer in aller Eile Handel treiben, mündlich Käufe und Verkäufe abschliessen. Es ist auf den Strassen zur Kirche ein heftiges Wogen und Drängen und Schreien, dass



Tiflis: Festung und Umgebung.

man eher eine Wanderung zu einem Volksfest, als zum Beten zu sehen vermeint.

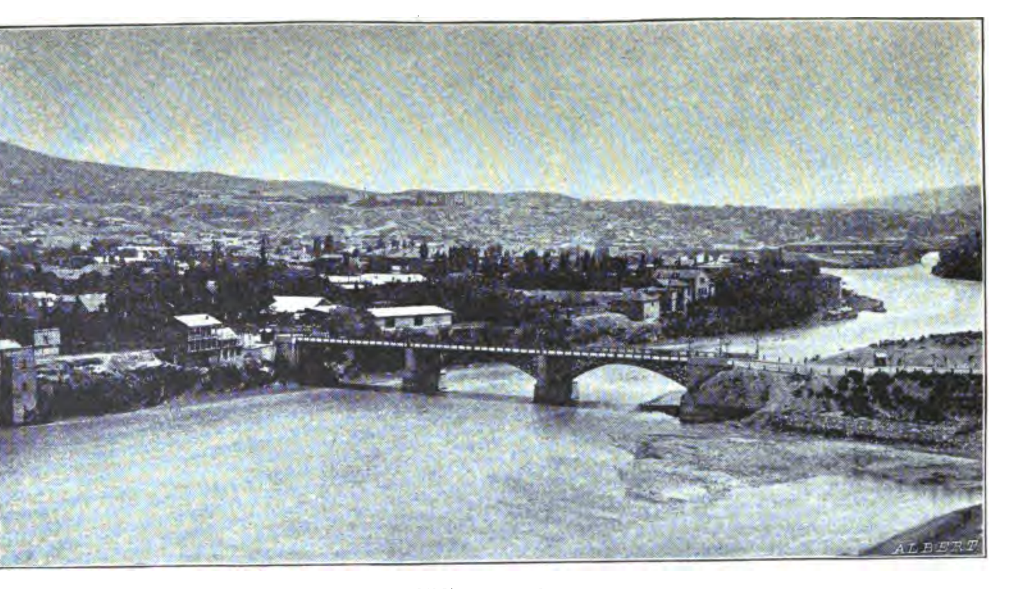
Erst beim Betreten der Gotteshäuser mässigt sich das Getobe.

Da wird es still und stiller. Männer und Frauen müssen sich trennen: die ersteren haben ihre Plätze im Vordergrund, in der Nähe des Hauptaltars, die Weiber aber befinden sich, teils sitzend, teils stehend, teils auf den Knieen liegend, in einem besonderen Raume.

Eine heilige Stille und Feierlichkeit herrscht in den Gotteshäusern der Russen und Georgier, deren religiöse Dogmen und Gebräuche die ganz gleichen sind. Ein berückender Zauber liegt in der weihrauchgeschwängerten Luft, in der grandiosen Glanzentfaltung bei der Ausschmückung der inneren Hallen, im Pomp, welcher alle Zeremonien begleitet.

Die Hauptaltäre sind mit Gold, Silber und Edelsteinen überdeckt und an den Wänden nehmen allerlei prachtvolle Heiligenbilder, kostbare Geräte und Figuren die Blicke gefangen. Zu dem Glanz und Metallreichtum gesellt sich das seltsam mystische Schimmern, welches durch die Vereinigung des schwach einfallenden Sonnenlichts mit dem flackernden Feuerschein der Kirchenkerzen entsteht.

Hinter dem Hauptaltar hervor dringt der Chorgesang, welcher von hierzu bestimmten und durch lange Jahre geübten Soldaten und Soldatenkindern ausgeführt wird. Dieser Gesang begleitet harmonisch das Vorbeten des Priesters, der im prangenden Festkleid mit lang herabwallendem Bart und Haar auf der Tribüne steht und dem Ganzen einen weihevollen Anstrich zu geben, durch kluge Berechnung auf die Sinne der Zuhörer zu wirken weiss. Er hebt und senkt die Stimme je nach den Worten des



Tiflis: Am Kur.

Textes und bewegt seinen Körper nach dem Takte des Chorgesanges.

Und die Gläubigen lauschen andächtig den Worten des Priesters und schlagen unermüdlich das griechische Kreuz über Stirne, Mund und Brust und beugen sich tief nach der Richtung des Altars.

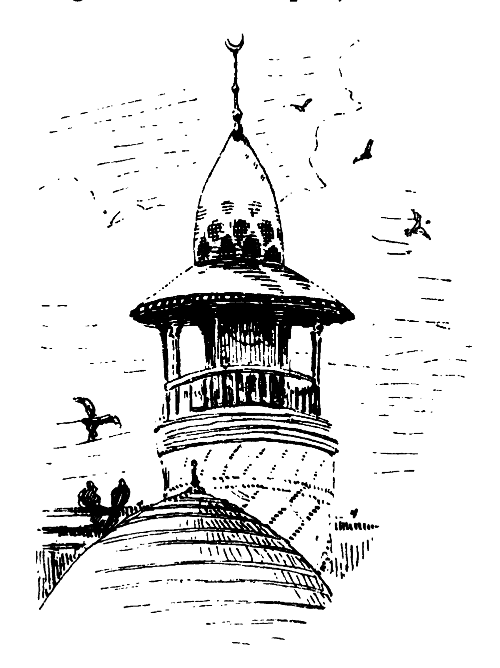
Und schwerer Weihrauchduft flutet vom Deckenbogen hernieder und steigt aus allen Ecken und Enden empor und legt sich auf Herz und Sinn und berauscht und betäubt, bis endlich ein Wort des Priesters den religiösen Zauber wieder bannt und den Gläubigen den Aufbruch gestattet . . .

Lange nicht so prunkend wie in den georgischen und russischen Kirchen ist der Gottesdienst in den armenischen. Ihre Ausstattung entbehrt gewöhnlich ebenso des blendenden Glanzes, wie ihre religiösen Zeremonien ohne allen Pomp in Scene gesetzt werden.

Wie in den russischen und georgischen Kirchen besteht auch in den armenischen der Gottesdienst bloss in leeren äusseren Zeremonien, welche jedoch kühler und eintöniger wirken als dort, da sie keine Hebung und Unterstützung durch priesterlichen Pomp oder architektonischen und bildnerischen Schmuck erhalten. Auch hier giebt es Chorgesang, allein derselbe ist nicht so musikalisch abgetönt und anregend wie der in den russischen und grusinischen Kirchen, sondern so unmusikalisch und hässlich, dass man sich bei seinem Anhören am liebsten die Ohren zuhalten möchte; andachterweckend wirkt er jedenfalls nicht.

Was das Kreuzschlagen anbetrifft, so verstehen dies die Armenier noch weit besser als die Russen und Grusinier, und sie machen von ihrer Geschicklichkeit so oft und nachdrücklich Gebrauch, dass ich mich manchmal wunderte, wie es ihr Brust-

kasten aushalten konnte. Eigentümlichen Eindruck macht es, wenn die Versammelten plötzlich bei gewissen Stellen des Gebetes sich heftig auf die Brust klopfen, zu Boden stürzen,



Tiflis: Moschee.

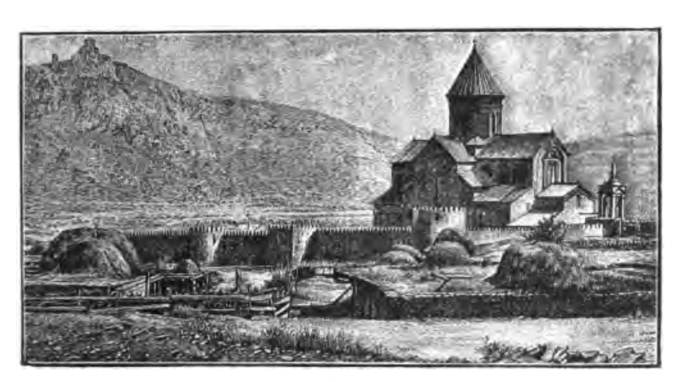
die Köpfe nach der Richtung des Hauptaltares tief neigen, um dann wieder mit jähem Ruck aufzuspringen.

Solche Bewegungen erinnern stark an die Zeremonien des mohammedanischen Gottesdienstes und thatsächlich steht die Religion der heutigen orientalischen Christen dem Is-

lamismus — trotz der Verschiedenheit der Dogmen — sowol in den Formen als auch in der Ausübung sehr nahe, viel näher jedenfalls als dem Christentum der Occidentalen. Das morgenländische Christentum und der Islamismus gleichen sich vor Allem in dem einen Punkt, dass beide Religionen heute nichts weiter als ein leeres Formen- und Zeremonienwesen bilden und keine wirkliche Bedeutung im Leben haben. Fleissiger Besuch der Kirchen oder Moscheen, gedankenloses Herschnattern der vorgeschriebenen oder vorgetragenen Gebetformeln, ewige Wiederholung gewisser Geberden und treue Beobachtung der Speisegesetze und Fasten — darin besteht augenscheinlich das Wichtigste, das beide Religionen von ihren Bekennern verlangen.



Mzchet
die alte Königsstadt von Grusien.



Mzchet: Kathedrale.

Eine versunkene Welt. — Die älteste georgische Kirche. — Die Bagratiden. — Ein Heiligtum. — Thaten der Apostelin Nina.

Während Tiflis, die neue Königsstadt am Kur, in herrlichem Glanze prangt, ist Mzchet, die alte Residenz Georgiens, vergessen und verlassen, und obgleich sie nur zwanzig Werst von der ersteren entfernt ist, verirrt sich selten ein Reisender dorthin.

Dort wo der kleine Bergstrom Aragwa in den durch tiefe Felsenthäler stürmisch dahinbrausenden Kur sich ergiesst, dort liegt das alte Mzchet, einst die Residenz der Herrscher und der Sitz der georgischen Katholikosse — heute ein armseliges Dorf, ein Haufe ruinenhafter Steinbauten und morscher Holzbaraken inmitten einer unvergänglich herrlichen Natur!...

Etwas wunderbar Traumhaftes liegt über diesem Ort, der nicht von unserer Welt zu sein scheint; er gleicht

einem phantastischen Gebilde, das die Wolken aus fernen Märchenlanden hierhergetragen.

Ein Meer von goldigem Sonnenglanz flutet durch die Lüfte. Aus seinen Wogen ragen schimmernd die zackigen Schneegipfel des Kaukasus hervor, um die sich Eilanden gleich blühende Gärten mit Millionen buntfarbigen, berauschende Düfte verströmenden Blumen reihen.

Unten im Thale zieht die Aragwa dahin; ihr Wasser ist so krystallklar, dass man bis auf den Grund sehen kann, und auf diesem vermeint man ebenfalls ein Sprossen und Blühen wahrzunehmen, gleichsam als hätten die Sonnenstrahlen auch dorthin ihren Weg gefunden und in feuchter Tiefe eine blühende Welt hervorgezaubert: Steine, die sich vom Felsen losgerissen, zogen Blumen und Sträucher mit sich und liessen sie teils auf der Oberfläche des Flusses liegen, teils halten sie sie am Grunde fest. . .

Vor meinem Auge steigt es empor wie Bilder einer längstverflossenen Zeit.

Aus ihrem Verfall scheint, von einem Lebenshauch geweckt, die Stadt wieder auferstehen und in altem Glanz erblühen zu wollen. Die magische Gewalt des Lichtes, das vom Himmel niedersinkt und sich im krystallenen Flusse spiegelt, ist so zauberhaft, dass sie die erloschene Herrlichkeit mit einem verjüngenden Schein umstrahlt.

Aber nicht lange währen diese Träume. Bald erwacht der düstere Gedanke, dass die Pflanzen rings auf den Felsen und in den Thälern nur deshalb in so wuchernder Fülle strotzen, weil sie von dem Verwesungsstaub und dem Moder einer unglücklichen Nation gedüngt werden. Denn der Ort, der einst die Hauptstadt eines mächtigen Reiches gewesen, ist heute zu einem elenden Dorfe herab-

gesunken, und die Nachkommen jener Heroen, die seine Mauern gegen Perser, Türken und Tataren verteidigten, sind Sklaven des weissen Zaren.

Kein Ort im Kaukasus ist so reich an historischen Erinnerungen wie Mzchet, das nach einer Tradition der Eingeborenen von einem Nachfolger Noahs, namens Mzchet, erbaut worden sein soll und demnach die älteste Stadt der Welt sein dürfte. Schon vor zweitausend Jahren, also noch in heidnischen Epochen, war Mzchet als die Hauptstadt von Georgien bekannt. Tiflis wurde erst im zwölften Jahrhundert die Residenz der georgischen Herrscher, nachdem es vorher bald zu Armenien, bald zu Persien gehört.

In Mzchet hatten bis zur Eroberung von Tiflis die letzten Könige des Landes ihren Sitz, und dort liegen auch die letzten begraben; in Mzchet lebten beständig die Katholikosse oder Patriarchen, denn von dieser Stadt aus verbreitete sich das Christentum in Georgien, im Kaukasus. Aber heute findet man in dem morschen Dorfe nicht mehr viel Merkwürdiges.

Nur der alte Dom ragt noch ungebrochen und legt Zeugnis ab von vergangener Herrlichkeit der einst »ruhmerfüllten, reichen und mächtigen Stadt«.

Diese Kathedrale ist überhaupt die älteste christliche Kirche Georgiens. Als ihren Gründer bezeichnen einige Berichte den König Mirian, welcher im Anfang des vierten Jahrhunderts durch die heilige Nina zum Christentum bekehrt wurde. Der erste Bau soll von Holz gewesen und später, im Jahre 364, von König Mirdad durch ein schönes, steinernes Gebäude ersetzt worden sein. Nach anderen Chronisten entstand der Dom erst gegen Ende des fünften Jahrhunderts, zur Regierungszeit eines Königs Wachtang,

welcher hier auch die Residenz des georgischen Patriarchen errichtete.

Im Jahre 1318 wurde die Kathedrale von einem Erdbeben zerstört, aber durch Georg den Sechsten wieder aufgebaut. Bald darauf stürmten die Tatarenhorden die Welt und auf ihren Raubzügen kamen sie nach Kaukasien; von ihrem Anprall erschüttert brachen die festesten Burgen und Städte jählings wie Kartenhäuser zusammen, und auch Mzchet musste fürchterliches Leid über sich ergehen lassen; besonders schwer aber wurde seine ehrwürdige Metropolitankirche von der Raubgier der asiatischen Weltstürmer mitgenommen, welche keinen Stein auf dem anderen liessen, die Altäre und Heiligenbilder zertrümmerten, die kostbaren Weihgefässe mit sich schleppten oder in die Aragwa versenkten...

Nach dem Wegzug der Tataren führte König Alexander einen neuen Bau auf. Aber da kamen die Perser unter dem Schach Abbas und später die Lesghier verheerend ins Land, welche das, was ihre Vorräuber übrig gelassen, plünderten und vernichteten.

Auch sonstige Unfälle hatte die Kirche zu bestehen. So stürzte im Jahre 1656 ihre Kuppel, wahrscheinlich in Folge eines Erdbebens ein; diesmal war es ein mohammedanischer König Rostoy, welcher den christlichen Tempel restaurirte. König Wachtang der Zweite, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte, verschönerte die Kathedrale vielfach, und nach ihm thaten dies mehr oder minder die wenigen übrigen Herrscher, so dass der Dom von Mzchet zu Ende des vorigen Säkulums der schönste des Königreiches war; und heute ist er jedenfalls noch der interessanteste und merkwürdigste unter allen christlichen Gotteshäusern im Kaukasus, wenn man die historischen

Erinnerungen in Betracht zieht, die sich an seinen Bestand knüpfen und deren kurze Aufzählung zugleich eine knappe, aber viele dickleibige Bände ersetzende Skizze der ganzen Geschichte Kaukasiens giebt.

Der Dom an und für sich hat jedoch auch etwas unläugbar Imposantes. Er bildet ein Kreuz, über dessen Mittelpunkt die konisch geformte Kuppel sich erhebt. Seine Höhe beträgt 112, seine Länge 178, seine Breite 78 Fuss. Der Gesamtbau ist in drei Schiffe geteilt, deren Gewölbe auf mächtigen Pfeilern ruhen.

Die Architektur, obgleich im Charakter des georgischen, im Allgemeinen wenig packenden Styls, ist äusserst wirkungsvoll und erfüllt das Innere der Kirche mit zauberischer Weihe. An den Wänden bemerkt man alte abgeblichene Fresken, die hier und da von neueren unterbrochen werden. Sie stammen teils von griechischen Malern, teils von Genuesen, die mit den Georgiern stets in reger Verbindung waren, und stellen biblische Scenen, sowie Episoden aus der Urgeschichte des Christentums in Georgien vor. Ueber den Gemälden glaubt man unleserliche Inschriften in georgischer und griechischer Sprache zu erkennen. Früher sollen sich an den Wänden und Pfeilern die Freskobilder der alten Herrscher befunden haben; da die Farben aber stark erblichen waren und man die Gesichter nicht mehr gut unterscheiden konnte, hielt man es für das Beste, Alles einfach zu — übertünchen.

In den Gewölben der Kirche wurde die Mehrzahl der grusinischen Könige und Katholikosse begraben. Bei den verschiedenen Verwüstungen, welchen der Dom von Mzchet anheimfiel, entgingen auch die Leichen nicht der Wut der Eroberer; sie wurden meist aus den Grüften herausgeschleppt, in Stücke zerrissen und in alle Winde zerstreut, so dass

sich heute unter den Grabsteinplatten oft nur leere Gräber befinden.

Der vorletzte selbständige König von Georgien, Heraklius der Zweite, hat seine Ruhestätte in diesen Gewölben gefunden. Neben seinem Grabe ist das seiner Tochter Thekla, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts starb. Von seinen Nachkommen ist nun fast Niemand mehr am Leben. Die Dynastie der Bagratiden, die einst dem georgischen Reiche Glanz und Zauber verliehen, die viele Jahrhunderte hindurch dem Lande mehr oder minder tüchtige Herrscher gegeben, ist erloschen und vergessen, obwohl nicht einmal ein Jahrhundert seit dem Aufhören ihrer Herrschaft verflossen ist . . .

Ausser dem denkwürdigen Dom giebt es in Mzchet kein anderes gut erhaltenes Bauwerk aus früherer Zeit. In der Umgebung, besonders am linken Ufer der Aragwa, finden sich noch einige Trümmer. Auf dem Gipfel des Berges Sarkinethi, der sich vor der alten Residenz erhebt, liegt die burgartige Ruine einer Kirche Stepan-Zminda, in welcher noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Gottesdienst abgehalten wurde. Im Innern hat diese Kirche seltsamerweise einen grossen Altar, was gegen den griechischen Gebrauch ist; eine Nische desselben enthält ein Bild des heiligen Johannes mit dem in griechischer Schrift darunter gemalten Attribut: ὁ ϑεόλογος.

Tritt man aus der Kirche und schaut hinab, so gewinnt man herrliche Aussicht über die unten befindliche verfallene Stadt und über die Ufer des Kur und der Aragwa, an welchen beiden Flüssen sich in früherer Zeit die Vorstädte von Mzchet befunden haben. Im Norden der alten Hauptstadt liegen noch heute einige Ueberreste des ehemaligen Vorortes

Samthawro; in der Mitte der übrig gebliebenen Trümmer steht die Ruine einer Kirche, welche mit der Metropolitankathedrale von Mzchet Baustyl und Verzierungen gemein hat. Ihr Gründer soll König Mirdad, welcher gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebte, gewesen sein; sie wäre demnach nicht viel jünger als der Dom von Mzchet.

Eine andere Merkwürdigkeit von Mzchet ist ein Baum, unter welchem ein Kleidungsstück Christi vergraben liegt. Im dritten Jahre der Regierung des georgischen Königs Aderk, so erzählt die Legende, wurde Jesus geboren. Mehrere der seit Nebukadnezars Zeit in Georgien ansässigen Juden begaben sich damals nach Palästina, unter ihnen ein gewisser Elios aus Mzchet. Derselbe war Zeuge der Kreuzigung Christi und erhielt dessen Unterkleid. Als er nach Mzchet zurückkehrte, kam ihm seine Schwester entgegen, die unterdessen zum Christentum übergetreten war. Die Nachricht von der erfolgten Kreuzigung erschütterte sie tief und sie erbat sich von ihrem Bruder das von ihm mitgebrachte heilige Gewand. Kaum hatte sie es jedoch ungeduldig in die Hand genommen, so fiel sie tot zu Boden. König Aderk selbst versuchte vergeblich, das Gewand aus ihren erstarrten Armen zu lösen und befahl, das Mädchen samt dem Gewande zu beerdigen. Der Baum, unter welchem die Heilige ruht, blüht fort und immer fort...

Seit jener wunderbaren Begebenheit wurde Mzchet ein beliebter und berühmter Wallfahrtsort, wohin noch gegenwärtig Alles, was in Tiflis Beine und Krücken hat, an jedem ersten Oktober pilgert und zwar barfuss, die Damen nicht ausgenommen.

Dass eine Wanderung von zwanzig Werst über steinigen, oft kothigen Boden für die durch besondere

Kleinheit und Feinheit ausgezeichneten Füsschen der Tifliser Damen kein Spass ist, wird man leicht begreifen. Aber ebenso erklärlich ist der Fanatismus der georgischen Frauen, welche diese Wanderung antreten, um am Grabe einer Geschlechtsgenossin erbauliche Gebete zu singen. Die Frauen in Georgien waren in ihrer socialen Stellung niemals beneidenswert. Es muss ihnen daher schmeicheln, wenn ihre Schwestern im politischen oder religiösen Leben eine wichtige Rolle gespielt haben, und sie umgeben die Erkorenen mit wunderbaren Legendenkränzen; so die Königin Tamara und die heilige Nina, welche letztere von Mzchet aus das Christentum in Georgien verbreitet hat. Zahllose Legenden, die noch heute im Munde des Volkes leben, berichten von den Thaten dieser heiligen Frau.

Nina hörte während eines Aufenthaltes in Jerusalem von Juden, deren Verwandte in Mzchet lebten, dass in Georgien das Volk heidnisch sei, und fasste den Entschluss, dieses Volk dem Christentum zuzuführen. Als sie später aus Rom, wo sie sich zu gleichen Zwecken aufhielt, vor den Verfolgungen des Kaisers Diocletian fliehen musste, führte sie diesen Entschluss aus und begab sich unter seltsamen Abenteuern nach Kaukasien.

Sie wandte sich zuerst nach Armenien, um den dort herrschenden König Trdat zu bekehren. Allein derselbe blieb ihren Bitten und Lehren unzugänglich und drohte ihr mit Marter und Tod, worauf sie sich nach Georgien begab, um in Mzchet Zuflucht zu suchen. Als sie hier ankam, geschah es, dass gerade ein Opferfest zu Ehren des Gottes Armas begangen ward, und als sie die römische, noch von Pompejus erbaute Brücke über den Kur betrat, traf sie den König Mirian, welcher sich mit seinem Gefolge zur heidnischen

Opferfeier begab. Während diese vollzogen ward, kniete Nina nieder und betete inbrünstig zu ihrem Gotte, dass er ihr beistehe in der Gefahr, in welche sie sich ihm zu Ehren begeben habe, dass er ihr Kraft leihe, zum Ruhme seines Namens die vorgefasste Unternehmung zu vollbringen.

Und siehe da! ein Wunder geschah!

Während die heidnischen Priester das Opfer darbrachten, umzog sich der bis dahin wundervoll klare Himmel mit schwarzen Wolken, Blitze zuckten zur Erde, mächtige Donner grollten und ein riesiger Sturm kam daher und erfasste das Götzenbild, das bis jetzt für die Georgier der Gegenstand ihrer höchsten Verehrung gewesen war, stürzte es von seinem Postament und zerbrach es in tausend Stücke...

Entsetzt standen der König und sein Volk vor dem Ungeheuerlichen.

Wohl ahnte man, dass dasselbe in dem Gefolge des christlichen Gastes gekommen sei, allein Niemand wagte es, der heiligen Nina ein Leid zuzufügen.

Und diese, durch das hehre Wunder ermutigt und beseelt, begann jetzt ihr Bekehrungswerk. Aber lange blieben ihre Mühen erfolglos. Ein neues Wunder erst musste geschehen, ehe Mirian beschloss, sich und sein Volk zum Christentum bekehren zu lassen.

Als der König sich einstmals auf der Jagd befand, verirrte er sich: am hellen Tage sank ein dichter Nebelschleier bis auf den Teppich des Waldes und verhüllte alle Wege. In der Finsternis verlor der König auch sein Gefolge und sah sich plötzlich allein. Ein beängstigendes Gefühl ergriff ihn, aus der Finsternis stiegen schauerliche Bilder empor und höhnten ihn.

Da rief er in seiner Not zu allen heidnischen Göttern um Beistand. Aber vergebens. Die Finsternis ward noch stärker, der Nebel noch dichter.

Und näher und näher drängten sich die Schatten an ihn heran und schlangen sich um sein Haupt und seine Brust und drückten ihn nieder.

Da ging es plötzlich wie ein leuchtender Strahl durch seinen Sinn.

Und er sank nieder und rief aus tiefstem Herzen: »Gott der Christen! Erhöre mich, errette mich! Dein Knecht will ich sein mein Leben lang, ich und mein ganzes Volk wollen Deine hehre Lehre annehmen und treu befolgen. Erhöre mich, errette mich, verlasse Deinen Knecht nicht!« . . .

Und siehe da! ein Wunder geschah!

Der Nebel erhob sich sogleich und Mirian vermochte in die Stadt zurückzukehren, wo schon das Volk ängstlich versammelt war und seiner harrte. Und dann eilte der König zu Nina und wiederholte sein Gelübde und bekannte sich mit seinem ganzen Volke zum Christentum...

An der Stelle, wo einst das vom Sturm gestürzte Götzenbild gestanden, und an jenem Platze im Walde, wo König Mirian sein Gelübde gethan, errichtete die Apostelin Kreuze aus Weinreben, welche ihr von der heiligen Jungfrau im Traume überreicht worden waren.

Die heilige Nina war auch in vielen anderen Beziehungen die Wohlthäterin der Georgier und einigemale errettete sie die Hauptstadt aus grosser Not. Als dieselbe einst von Feinden schwer belagert war, schritt sie auf einem Seil, welches von der Metropolitankirche zur Kathedrale von Samthawro gespannt war, aus dem letzteren Orte nach der

Residenz hinüber und brachte dorthin Lebensmittel und Nachrichten.

Das Kreuz der Nina bewahrt jetzt die Kathedrale zu Mzchet. Dieses Kreuz wurde seit dem Tode der Heiligen in der Familie der georgischen Könige als ein Heiligtum gehütet und galt als Palladium des Landes. 1720, als Türken, Perser und Lesghier in Georgien einfielen, brachte man vor Allem das Kreuz der Nina in Sicherheit und flüchtete es in die schwer zugängliche Kirche Ananûr. Von dort brachte der georgische Metropolit das Heiligtum nach Moskau, aber Alexander der Erste liess es feierlich wieder der Kathedrale von Mzchet zurückstellen, als diese in russischen Besitz kam.

Nina starb am 14. Januar 338. Dieser Tag ist noch heute als Gedächtnisfest der Heiligen ein hoher georgischer Feiertag.

Ninas Grab liegt in dem Dorfe Sygnach in der georgischen Provinz Kachetien. Sygnach bedeckt von drei Seiten einen runden Berg vom Fusse bis zum Gipfel. Der obere Teil des Dorfes hat eine zertrümmerte Mauer, die einst 30 Fuss hoch gewesen. Hinter ihr liegt die schön erhaltene Klosterkirche Bodby, die in ihrer äusseren wie inneren Konstruktion von allen Kirchen des Orients verschieden ist; dieselben sind fast sämtlich im Rundkuppelstyl gebaut, die Kirche von Sygnach aber besitzt keine Kuppeln, sondern bloss ein langes Gewölbe und zwei Nebengewölbe. Sie soll von Nina selbst erbaut sein, und in ihr befindet sich das Grab der Apostelin.

Das ist ein wahrhaft paradiesischer Ruheort. Pappeln spenden kühlen Schatten. Friede, tiefer Friede ruht auf dieser Stätte. Kein Laut unterbricht die zaubervolle Ein-

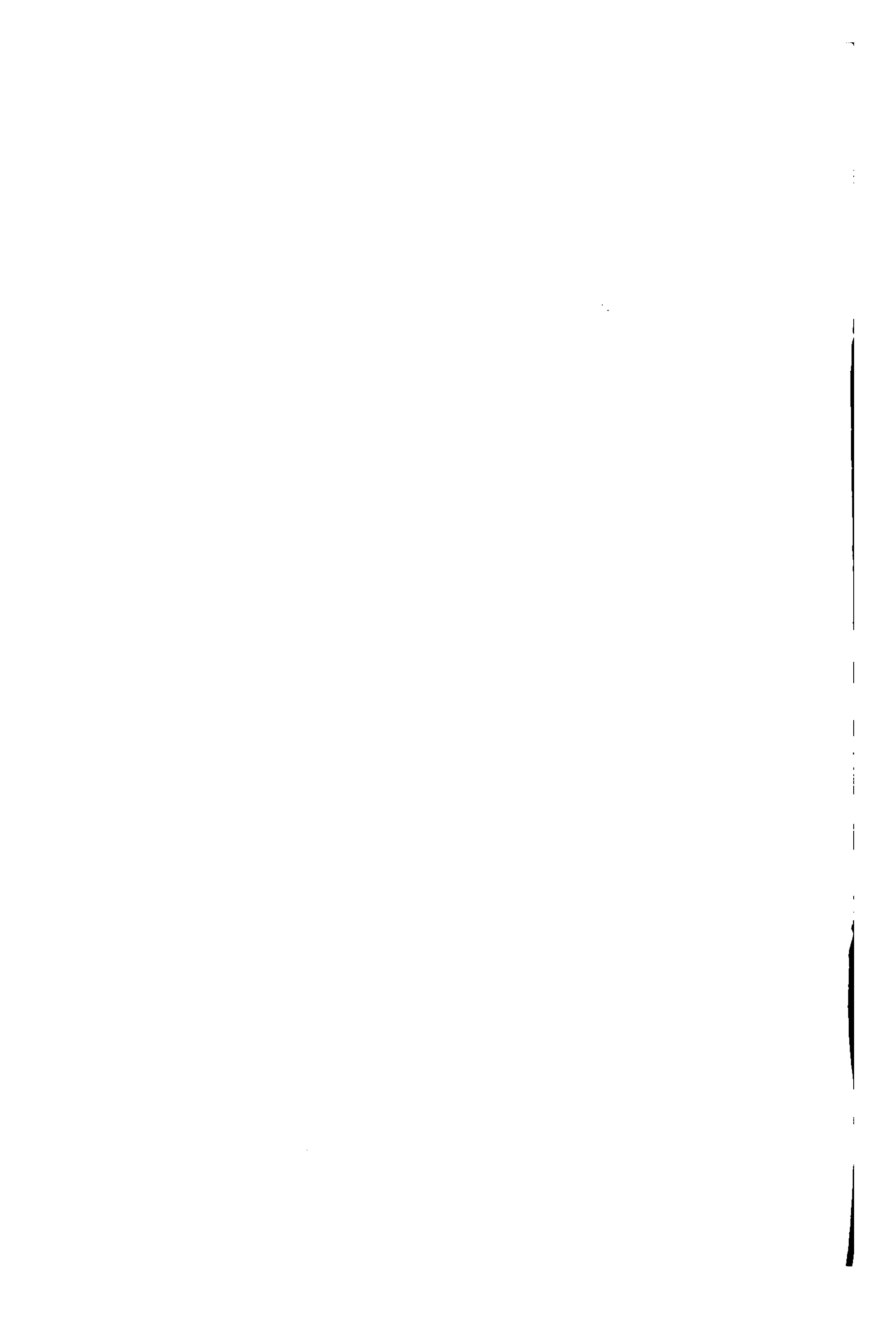
samkeit, kein Windhauch wagt sich durch die Unbeweglichkeit der Lüfte.

Und rings umher, soweit der Blick reicht, prangt die Natur in üppiger Fülle und Frische. Ueberall wuchert, strebt, klettert, windet und verschlingt sich die kräftigste Vegetation. Fruchtbäume jeglicher Art, besonders Feigen und Kirschen, Pflaumen und Aepfel blühen hier, und gewaltige Nussbäume wechseln mit Linden und Eschen, Ahorn und Buchen, während Lorber, Myrten und wilde Rosen sich um Reben, Winden und Scharlachbeeren ranken. Es ist dies ein Grabesschmuck, schöner als der allerschönste Gartenschmuck auf unseren europäischen Friedhöfen.

Und dazu der tönende Wellenschlag des Alasanj, der silberblitzend durch die Thäler zieht, dessen Klänge sich mit den Aeolsharfentönen der Urwaldbäume zu einer sanften melodischen Totenklage verweben. Und jenseits der Ufer leuchten im Schneeglanz die Gipfel des Kaukasus herüber. Friede, hehre Poesie, biblische Feierlichkeit, wunderbare Natur leihen dieser heiligen Stätte unsagbaren Märchenreiz.



Kutaïss
die alte Königsstadt von Imeretien.



Aus der Vergangenheit. — Eine königliche Liebesgeschichte und ihre Folgen. — In der Stadt. — Das Judenghetto. — In der Umgegend. — — Das Kloster Gelaty. — Das Kloster Motzamethi.

Es ist ein ganz wundersamer Weg nach Kutaïss.

Von Batum oder Tiflis fährt man mit der Eisenbahn bis zur Station Rion und von hier mit einer Zweigbahn nach der ehemaligen imeretischen Königsresidenz, welche an Stelle der alten kolchischen Hauptstadt Aea oder Kytäa liegen soll. Da die Züge im Kaukasus niemals besondere Eile haben, kann der Reisende die Landschaften, die man durchzieht, mit Musse betrachten.

Welche märchenhafte Gegenden!

Die Natur scheint in immer neuen, unbeschreiblich schönen Gestaltungen unerschöpflich, ein entzückendes Bild folgt dem andern.

Und dann Kutaïss selbst!

Diese Stadt liegt wie verzaubert inmitten grünbekränzter Berge, an beiden Ufern des Rion oder Phasis, der hier in wilder Lust dahinstürmt und von den Ufern grosse Steine und Erdstücke mit sich reisst.

Rings leuchten aus duftigen Hainen liebliche Villen und in lauschigen Thälern liegen heitere Dorfschaften. Im Norden und Süden ragen der grosse und der kleine Kaukasus, und der Elberus hebt seine seltsam geformten Gipfel über die Wolken.

Die Luft ist warm und weich.

Ein herrliches Klima begnadet dieses Land, das einen strengen Winter ebensowenig kennt, als einen allzuheissen Sommer. Kutaïss liegt 146 Meter über dem Meere, und die Fieberdünste finden hier keinen so günstigen Boden wie in den Marschen Mingreliens, in den sumpfigen Ebenen um Poti oder Batum.

Die Stadt Kutaïss ist hauptsächlich wegen ihrer Vergangenheit interessant.

Im Mittelalter wurde sie nach dem Sturz von Mzchet die Metropole von ganz Georgien und erlebte als solche ihre Glanzzeit, die jedoch nicht lange währte: Tiflis riss bald die Hegemonie im Kaukasus an sich, und Kutaïss sank immer mehr und mehr.

Im fünfzehnten Jahrhundert zerfiel Georgien in drei Königreiche: in das kachetische, kartalinische und imeretische. Die Trennung wurde der Anlass zu unaufhörlichen Kriegen, da ein Reich dem andern den Rang streitig zu machen suchte. Aber auch im Innern jedes einzelnen Landes wühlten blutige Bürgerkämpfe. So folgte in Imeretien kein Herrscher dem andern in friedlicher Weise. Seit seiner Loslösung vom georgischen Mutterreiche bis zum Untergang seiner Selbständigkeit, im Laufe von 370 Jahren, wurde Imeretien von 30 Königen beherrscht. Von diesen starben aber nur 7 als Regenten, und zwar alle eines gewaltsamen Todes. Die anderen 23 gingen noch bei Lebzeiten des Thrones verlustig, sie wurden von Gegnern verdrängt und vertrieben.

Der unglücklichste aller imeretischen Fürsten, welche sich »Könige der Könige« nannten, war ein Bagrat. Derselbe bestieg 1660 den Thron. Obgleich er kaum sechzehn Jahre zählte, vermählte ihn seine Stiefmutter Nestar-Dared-

schan, die als eine lasterhafte Frau geschildert wird, gleich nach seinem Regierungsantritte mit der Prinzessin Ketewan.

Nicht lange genoss Bagrat sein junges Eheglück in Frieden.

Als er zum Manne heranwuchs und schön und stattlich ward, verliebte sich seine Stiefmutter in ihn und begehrte, dass er die Ketewan verstosse und sie selbst heirate.

Aber Bagrat liebte seine Gemahlin, die schöne Ketewan, und weigerte sich, dem Wunsche der Nestar-Daredschan zu willfahren.

Darob entbrannte die Verschmähte in wildem Hass und beschloss, sich fürchterlich zu rächen. Sie zettelte eine Revolution an, nahm den König gefangen und liess ihm durch einen ihrer Günstlinge, den Fürsten Wachtang, die Augen ausstechen. Nach dieser Greuelthat vermählte sie sich mit Wachtang und bestieg selbst den Königsthron von Imeretien.

Die Getreuen Bagrats riefen den Fürsten Wamek Dadiani herbei, und der kam mit einem mächtigen Heere herangerückt. Wohl sandte ihm Nestar-Daredschan kriegsgeübte Truppen entgegen, aber Wamek Dadiani siegte, drang in die Burg der Königin und liess dem Gemahl derselben zur Vergeltung gleichfalls das Augenlicht rauben. Die Nestar-Daredschan entzog sich ihm jedoch, und er kehrte wieder heim. Bagrat auf den Thron zurückzuführen war ihm ebenfalls nicht gelungen.

Nun riefen die Imeretier, welche der tyrannischen, eine wüste Günstlingswirtschaft führenden Königin nicht geneigt waren und sich nach Bagrat und seiner schönen Gemahlin zurücksehnten, den Pascha Osman von Achalzych herbei, und dieser eroberte die Stadt und nahm die Königin

gefangen. Doch auch die schöne Ketewan beanspruchte er als Lohn für seine Hülfe, und als man sie ihm nicht gutwillig gab, entführte er sie gewaltsam, da er ja Herr im Lande war. Dann zog er ab, und Bagrat bestieg von neuem den Thron. Ueber den Verlust seiner Ketewan tröstete er sich, indem er bald zum zweiten Male heiratete.

Wieder war seine Ruhe nur kurz.

Den König von Kartalinien lockte das herrliche Imeretien, und er hätte es gerne erobert. Da er das begehrte Land von Bürgerkriegen zerrissen sah, rüstete er ein Heer aus und rückte, um den günstigen Zeitpunkt zu benützen, gegen die Hauptstadt Kutaïss.

Diese Gefahr wendete Bagrat glücklich ab, er besiegte den Kartalinier-König.

Doch schon drohte ihm ein neues Unglück. Seine Stiefmutter hatte in der Gefangenschaft die Gunst der Türken zu erwerben gewusst, ein Heer erbeten und erhalten und zog nun rachedürstend gegen Bagrat.

Vor Kutaïss aber ereilte sie des Schicksals Rache, sie wurde von unbekannter Hand ermordet. Ihr Tod rief Bestürzung in den Reihen der Ihrigen hervor, die sich, Wachtang an der Spitze, dem König Bagrat widerstandslos ergaben.

Wachtang wurde von Bagrat selbst niedergemacht.

»Du hast mir die Augen durchbohrt, ich reisse dir jetzt das Herz aus« —

Mit diesen Worten tötete der blinde König den blinden Gemahl der Nestar-Daredschan.

Bagrat lebte nur noch kurze Zeit und auch diese unter fortwährenden Bürgerkämpfen.

Sein Schicksal ist typisch, ist ein Spiegelbild des Schicksals fast aller imeretischen Herrscher: Palastrevolutionen, Frauenliebe und Frauenhass, kleine und kleinliche Motive führten Fürsten auf den Thron oder vernichteten sie...

Seit einem Jahrhundert gehört Kutaïss zu Russland, und seitdem hat sich das Aeussere der Stadt ziemlich verändert.

Von der alten, nach orientalischer Sitte gebauten Kapitale sind nur einige armselige Trümmer übriggeblieben, umschlungen von dichten Epheuranken, welche die immer mehr zerbröckelnden Fragmente der versunkenen Herrlichkeiten mühsam zusammenhalten . . .

Unverwüstlich ist nur die Natur ringsumher.

An den Stellen, wo einst im Schatten prächtiger Weissbuchen, Ulmen und Platanen reges Ritterleben geherrscht, ist dies Leben längst verstummt; die Natur aber blüht immerfort in ihrer alten Pracht. Auf dem Berge, wo ehemals das vielbesungene Aea und später die imeretische Königsstadt gelegen, steht heute eine russische Festung; allein am Fusse dieses Berges fluten die Wasser des Phasis, die seit Jahrtausenden diesen Weg ziehen . . .

Die merkwürdigsten Ruinen in Kutaïss sind die des Stadtteils Uchimerion mit den Resten der Burg, deren Zerstörung 1769 erfolgte.

Der russische General Todleben war damals dem schwachen König Salomo zu Hülfe geeilt, der einer Revolution machtlos gegenüberstand. Die Imeretier riefen in ihrer Not die Türken herbei, welche sich früher als die Russen des Landes bemächtigten und Uchimerion, die Burg von Kutaïss, besetzten. Als aber General Todleben seine Geschütze gegen die Stadt spielen liess und die Türken

merkten, dass sie in derselben nicht genügend sicher wären, liessen sie ihre Schützlinge in Stich und zogen heimlich ab. Ohne Blutvergiessen drangen die Russen ein und gaben dem König Salomo seinen Thron wieder. Um die Türken an einem zweiten Okkupationsversuche zu hindern, sprengte der imeretische König auf Todlebens Rat die Burg Uchimerion in die Luft. Der Türken war er nun ledig — aber die Russen blieben . . .

Die Trümmer zeigen noch einzelne Stücke einer Citadelle, Thore, Wasserleitungen, Kaskaden. Auch die Reste einer Kirche mit georgischen Skulpturen fesseln das Auge.

Dies ist ziemlich Alles, was Kutaïss an Bauwerken vergangener Zeiten erübrigt hat. —

Die neue Stadt hat nichts Besonderes, sie gleicht einer gewöhnlichen russischen Provinzstadt mit einförmig geraden Strassen, mit einigen nach alltäglichem Muster errichteten Gebäuden und dem obligaten Stadtpark, welcher allerdings dank der wunderbaren Natur von unvergleichlicher Schönheit ist.

Die Hotels sind schlecht und schmutzig, die Wirte und Kellner — meist von höchstem Adel, der im Kaukasus billig ist — eitel und unwillig in der Bedienung der Gäste, die gleichsam nur da sind, unverschämte Rechnungen zu begleichen.

Das bürgerliche Leben bietet geringe Freuden, das militärische gar keine. Der Aufenthalt ist mit Schwierigkeiten verbunden und Ausländern selbst ein Besuch fast unmöglich, da man dazu früher eingeholte Erlaubnis der Regierung braucht. Bis man eine solche erhält, kann man getrost eine Weltumschiffung vornehmen. Denn Kutaïss ist eine militärische Hauptstadt des Kaukasus.

Die Einwohnerzahl beträgt nicht viel über 15000 und zerteilt sich auf Imeretier, welche den Hauptbestand der Bevölkerung bilden, auf Armenier, Juden und Russen. Griechische und türkische Händler und lasische Tagelöhner finden sich vereinzelt, ebenso die ossetischen und swanetischen Gebirgler, welche im Bazar Satteldecken, Burkas, Häute von Bären, Füchsen und Mardern, und Wachs und Honig feilbieten.

Die Imeretier ähneln den Georgiern stark, doch ist ihr Gesichtsschnitt ausdrucksvoller und edler. Die Schönheit der Frauen sowol als die der Männer ist berühmt. In den ärmlichsten Hütten von Kutaïss trifft man häufig mit bunten Lappen kaum genügend bekleidete Gestalten, die zu Marmor verwandelt vortreffliche Seitenstücke zu der Canovaschen Venus des Palazzo Pizzi oder zum Apollo des Belvedere abgeben könnten.

Wie sehr sich auch das Aeussere der Stadt verändert hat, das Leben der Eingeborenen ist unverfälscht geblieben, und besonders hat sich unter den Imeretiern die sogenannte kaukasische Tracht reiner und schöner erhalten, als in den anderen Städten, welche bereits grossenteils russifizirt sind.

Mehr Sehenswürdigkeiten als in der Stadt selbst fand ich in der Umgegend von Kutaïss, in dem acht Werst entfernten Kloster Gelaty.

Der Weg nach Gelaty führt durch das Judenghetto der alten Königsstadt und gibt Gelegenheit, einen flüchtigen Blick in das Leben und Treiben dieses versprengten Teils des israelitischen Volkes zu werfen. Die Leute leben meist vom Handel, da ihnen andere Erwerbswege vollständig verschlossen sind, und in diesem einzigen haben sie auch eine grosse Konkurrenz an den schlauen Armeniern.

Nach Verlassen des Ghetto gelangt man ins Rionthal und dann abwärts in entzückende Fluren, bis man nach kaum drei Stunden gemütlicher Fusswanderung das Kloster Gelaty auf einem Bergvorsprung vor sich liegen sieht. Von oben ist eine Aussicht, die sich nicht beschreiben lässt und die auch kein Bild getreu darzustellen vermöchte.



Kloster Gelaty.

Unten dehnt sich das Thal des »rothen Flusses«, des Tzchal Tzitheli, welcher von den östlich liegenden Nakeralabergen herniederströmt und unterhalb Kutaïss in die Kwirila mündet.

In der Ferne vor uns leuchtet der deutlich sichtbare Kegel des Tetmuld.

Und wenden wir die Blicke nach rückwärts, so sehen wir die vielgeformten imeretischen Berge emporsteigen und vor ihnen die Landschaften Letschgum und Radscha mit dem Chomliberg . . .

Tritt man aus der Natur in die Kirche, so spürt man den mächtigen Gegensatz zwischen der göttlichen Unsterblichkeit, die draussen waltet, und der irdischen Vergänglichkeit, welche in dem von Menschenhand errichteten Gotteshause wühlt.

Zwar ragt der gigantische Bau mit seinen gewaltigen Steinen, von denen manche einen Klafter Durchmesser haben, trotz seines Alters von sieben Jahrhunderten noch immer in wunderbar festem Gefüge; allein in den Hallen ruht nur der Staub vergessener Herrlichkeiten.

Tiefe Stille, Totenstille.

Nur da und dort fällt ein abgebröckeltes Mauerstückchen zu Boden oder ein Windhauch schleicht sich durch die Deckenspalten und erregt die Unbeweglichkeit zu einem leisen kurzen Erzittern...

Die Klosterkirche von Gelaty ist ein byzantinischer Centralbau mit einer von einem kegelförmigen grünen Dach überdeckten Kuppel und hat im Innern die gewöhnliche Kreuzform der griechischen Gotteshäuser.

Viel Pracht und Glanz muss hier einst gewaltet haben. Noch steht in unerhörtem Schmuck von Gold und Perlen und Edelsteinen der Ikonostas da und in goldenen Rahmen sind Reliquien eingefasst und viele kostbare Heiligenbilder mit meist griechischen Inschriften zieren die Wände, die Säulen und Gänge.

Ein Wunderstück ist ein Mosaïkbild der Muttergottes, ein Geschenk des Kaisers Alexius Comenius an den Zaren David. Ein anderes Muttergottesbild stammt, wie viele hier befindliche Reliquien, aus der Kirche von Zizunda, ein drittes aus dem Dorfe Chachuly am Flusse Tortuma im türkischen Grusien, ein viertes aus dem Dorfe Azchury neben Achalzych.

Unter den Handschriften befindet sich ein im 11. Jahrhundert geschriebenes Evangelium mit Miniaturen.

Interessant sind zahlreiche Steine mit Inschriften in Versen. Als der Reisende Thielemann den ihn begleitenden Priester um Mitteilung des Inhalts dieser Verse bat, erhielt er zur Antwort, Niemand könnte sie entziffern. Thielemann nahm einen Abdruck nach Europa mit und hier entpuppten sich die im christlichen Gotteshause angebrachten Verse als kufische Inschriften, welche den Namen Mohammeds mit den zwölf Imamen anführten...

Die Wände, namentlich in der Nähe der Portale und Fenster, haben flachen Reliefschmuck, der von gediegenem Formensinn zeugt.

Ein häufig wiederkehrendes Ornament ist ein reizendes kleines, rings von stufenförmigen Hohlkehlen umgebenes lateinisches Kreuz.

Die Fresken an den Wänden erscheinen teils als Erzeugnisse der späteren strengen byzantinischen Kunst, teils sind sie im Mittelalter zur Zeit der Blüte der italienischen Malerschulen von Genuesern, die häufig nach dem Pontuslande kamen, restaurirt worden. Auch die neueste Zeit machte wie im Dom zu Mzchet so auch im Kloster Gelaty kühne Renovirungsversuche: russische Offiziere vertrieben sich die traurige Garnisonseinsamkeit durch — einfaches Ueberstreichen der Fresken...

Die Bilder stellen zumeist Porträts imeretischer Fürsten vor, auf deren Häuptern die schöne Königskrone prangt.

Diese Krone existirt noch in Wirklichkeit. In einer Kapelle des Klosters liegt sie nebst anderen kostbaren Reliquien; eine morsche Kiste birgt sie, die edlen Steine sind

von Staub fast blind, die goldenen Reifen und Bügel geschwärzt und das Kreuz auf der Spitze zerbogen und gebrochen . . .

Eine andere Klosterkapelle birgt das Grab des Königs David, der diese Kirche erbaut hat und den Beinamen der »Erneuerer« führte.

Epheu bedeckt die Gruft mit einem dichten Teppich, unter welchem eine Steinplatte mit einer Inschrift in Chuzuri hervorleuchtet:

»Sieben Könige haben mir gehuldigt; Perser, Türken und Araber habe ich besiegt und aus meinem Lande gejagt . . .«

Neben dem Grabe befinden sich als Siegestrophäen eiserne Thorflügel, die man früher für die Thore der altberühmten, der Sage nach von Alexander dem Grossen erbauten Stadt Derbend hielt, bis der Forscher Brosset nachwies, dass sie von dem Zaren Dmitry, dem Sohne Davids des Erneuerers um die Mitte des zwölften Jahrhunderts aus dem alten Gündscha, dem heutigen Jelissawetpol, gebracht wurden.

Eine Sage erzählt, dass hier auch die berühmte Zarin Tamara begraben sei; dies behauptet indessen die Tradition noch von vielen anderen Orten.

Nur wenige Werst vom Kloster Gelaty entfernt liegt das Kloster Motzamethi mit einem auf Löwen ruhenden Sarkophag.

Die Natur ist auch hier berückend schön.

Während Gelaty stolz von einem weit hinausragenden Bergvorsprunge niederschaut, liegt Motzamethi gleichsam in einer stillen Höhle im Thal Tzchal Tzitheli und ist von üppig sprossenden, nie welkenden Pflanzen und Bäumen

Frühling und Sommer, Herbst und Winter bedeckt und versteckt.

Lorbeeren und besonders Buchsbäume von riesiger Höhe schlingen ihre Aeste um das Kloster, und Epheu und wilder Wein ranken sich wuchernd zum Dache empor und schmücken den vereinsamten Bau mit immergrünen flatternden Fahnen, mit Schmuck und Zier, die schöner und unvergänglicher sind, als die kostbarsten und dauerhaftesten Ornamente von Menschenhand...



Im Reiche der Kirke und Medea.

Ein Idyll aus Kolchis.



Urwald. — Heimat der Weinrebe. — Einsamkeit. — Poetische Träume. — Prosaische Wirklichkeit. — Die Enkelin der melodischen Kirke. — Die Festung Poti.

Das alte Kolchis! ...

Träume ich? Bin ich von Zauber befangen? Oder ist es Wirklichkeit? ...

Ich wandre durch Kolchis, durch das Land, aus welchem der kühne Argonautenführer Jason das goldene Vliess und die Medea geholt, in dem der »göttliche Dulder« Odysseus so herrliche Tage mit der »melodischen« Kirke verlebt!

Das alte Kolchis! ...

Schon lange ist es nicht mehr, was es einst gewesen! Die Schönheiten von Menschenhand, die hier geblüht, die hohe Kultur, die Prachtstädte und Kolonien am Pontus Euxinus und am Phasis, dem heutigen Rion, sind seit vielen, vielen Jahrhunderten untergegangen ...

Geblieben aber sind die landschaftlichen Wunder.

Und um ihretwillen vergisst man gerne die Gefahren, welche Einen beim Zug durch dieses Land erwarten, vergisst man das tückische Fieber, die Bestien und Räuber, die Schlangen, Skorpionen und Taranteln, die endlosen Sümpfe, die undurchdringlichen Urwälder.

Man achtet nicht mehr der Mühen, man kümmert sich nicht mehr um die Gefahren, man gewöhnt sich an sie, man

gewinnt sie sogar lieb. Die dichten Pfade werden vertraut, die gefährlichste Stelle im Urwald bietet eine willkommene Ruhestätte für die Nacht, und als bester Schutz gegen Sonne und Regen erscheinen die engverschlungenen Aeste der fruchtreichen Bäume und die üppig wuchernden Schlingpflanzen...

Herrlich, wunderherrlich ist dieser Urwald. Er gleicht einem Riesenfestpokal, den die Genien der Natur mit den süssesten Reizen vollgegossen, damit man aus ihm seltene Wonnen schlürfe...

Wohin das Auge blickt, nirgends sieht es einen nackten Stein, einen nackten Fels. Alles ist grün bekränzt. Alles sprosst ununterbrochen frisch.

Rosen, Myrten, Rhododendren und Farnkräuter winden sich zwischen Wallnussbäumen und Erlen, Weiden und Silberpappeln, umschlingen Aprikosen und Kirschen, Birnen und Aepfel. Neben der Buche, Linde, Eiche, Ulme und Platane sehe ich den Feigenbaum und Lorbeer, die Kastanie und den Erdbeerbaum. Das Grün des Epheus bildet einen Gegensatz zum Rot der Berberize, die Heckenwinde paart sich dem wilden Hopfen, die drüsenartige Brombeere dem Maiblumenbaum.

Die Regentin dieser Wunderwelt aber ist die Rebe. Hier war ihr Stammland, von hier aus zog sie in stolzem Triumphzuge durch Kleinasien nach dem durstigen Europa und weiter, endlos weiter, überall »Segen spendend, Herzen erquickend, Geister beflügelnd.« Hier prangt sie noch in ihrer vollsten Ueppigkeit und Ungebundenheit. Während sie bei uns an ihrer freien Entfaltung gehindert, an Stöcke oder Bäume gelehnt wird, breitet sie sich hier mächtig aus, windet sie ihre weitauslaufenden Schlingen um alle ihre Nachbarn und ringelt sich sogar bis zu den höchsten Kronen der Buchen

und Eschen empor und bildet oben ein prachtvolles rotschimmerndes Traubendach, auf welchem die Sänger der Lüfte sich gütlich thun...

O welche Stille, welche Ruhe!...

Die Haine durchzieht kein lauter Wind.

Die Einsamkeit wird weder durch Geschrei von Affen, noch durch blutdürstiges Gebrüll von Löwen und Tigern, weder durch Gestöhn stürmisch dahinrasender Büffelherden, noch durch Gestampf wilder Elephantenscharen unterbrochen.

Nur auf weichen Sohlen flüchtet ein Zephirhauch durch die Unbeweglichkeit. Nur manchmal raschelt ein dürrer Zweig sterbensmüde in das duftige Blumengrab auf dem Rasenboden. Zagend plätschert eine schwache Welle des träge dahinschleichenden Phasis über die Ufer, aber heftig erschrocken über den ungewohnten Laut, den sie verursacht, zieht sie sich hastig wieder zurück. Hier und da rudert eine Ente über den Strom oder einige Rosen baden sich in seinen Fluten...

Des Nachts aber, wenn der Mond mit seinem magischen Licht die Lüfte erfüllt, erwacht ein flüchtiges, geheimnisvolles Leben.

Aus den sonst unbeweglichen Bäumen und Sträuchern wachsen phantastische Gestalten heraus.

Das Wasser des Phasis erzittert im seltsamen Glanz des Zauberlichtes wie flüssiges Silber. Glitzernde Brücken spannen sich von Baum zu Baum. Es tönt von tausend und abertausend Stimmen, welche aus den tiefsten Tiefen hervordringen, aus den höchsten Höhen herabklingen. Die Blumen verbreiten einen betäubenden Duft. Von einem kühlen Winde bewegt, neigen sich die Urwaldstämme, als ob sie beten wollten. Durch den Hain rast der braune Bär

und in sein lautes Brummen mischt sich das Geheul der Schakale, die jetzt aus ihren Höhlen herbeieilen. Von Blume zu Blume flattern Nachtschmetterlinge, schwirren zahllose Käfer...

Mit dem ersten Morgengrauen aber erstirbt jäh der spukhafte Trubel der Nacht, und über die einsame Wildnis senkt sich tiefe Stille, Totenstille....

Und diese Siille berührt mich so wunderbar, wie ich einsam durch die Wildnis wandere.

Eine Seligkeit ohnegleichen erfüllt mich — eine märchenhafte Seligkeit, die mich all die bitteren Leiden vergessen lässt, welche ein hartes Schicksal mir oft und reichlich zugemessen.

Ich lehne mich an zitternde Rebenranken, und sie wiegen mich leise, leise hin und her, als wären sie ein Ruhenetz, und über mein Haupt senken Silberpappeln und Eschen dichten schattigen Schutz gegen die Sonnenglut.

Und mit offenen Augen träume ich seltsame Träume...

Da erscheint der alte Homer und setzt sich lächelnd zu mir und erzählt mir wieder seine alten Geschichten. Und andächtig lausche ich ihnen und hier, auf dem Boden, wo sie teilweise gespielt, verstehe ich sie ganz anders, als im kalten toten Hexametertext. Es ist als steige aus den Blumen und Bäumen volles frisches Leben hervor, und es singt und summt um mich in wunderbaren Weisen...

Die Vögel des Waldes erwachen aus ihrer todähnlichen Ruhe und schwingen sich munter auf die dichtbelaubten Zweige und zwitschern entzückt Lieder der Freude.

Die stillen Lüfte bewegen sich plötzlich, als fühlten sie Verständnis für die Klänge der Vergangenheit, die in melodischen Akkorden durch den Urwald wogen.

Und der Phasis hält in seinem trägen Lauf ganz still, um staunend den Märchen zu lauschen, die sich einst an seinen Ufern zugetragen und die er längst vergessen...

Da nahen sie Alle, Alle, die längst entschwundenen Gestalten — der König Aeetes, Jason und Medea, Theseus und Orpheus, Kastor und Pollux und der vielgeprüfte Odysseus, den Poseidons grimme Wut unablässig verfolgt und aus der geliebten Heimat in weite fremde Welten gejagt hat.

Und an der Seite des göttlichen Königs von Ithaka ruht in »silberhellem Gewand die melodische Kirke«, die den Gatten der Penelope mit heissen Worten und Küssen zum blumenbestreuten Lager schmeichelt...

Aber der schlimme Eurylochos stört das Gekose und mahnt den liebestrunkenen König, des Vaterlandes zu gedenken, und — vorüber sind die schönen Tage im kolchischen Aranjuez.

Und verschwunden ist die ganze alte Welt! Verschwunden der König Aeetes, verschwunden die Kirke, die Medea und Alle, Alle, die hier gelebt...

Ich blicke auf aus meinen wachen Träumen.

Nicht der Palast von Aea liegt vor mir, — nur die elende Hütte eines mingrelischen Fischers. Nicht heiter willkommen heisst der Fischer den Fremdling, — mit rauhen Worten fragt er um mein Begehr.

Nur die muntere Magd, die unter der morschen Hüttenthür steht, erscheint mir wie eine Erinnerung der mythischen Zeit, wie eine echte Enkelin der melodischen Kirke.

Wol schmückt sie kein »silberhelles Kleid mit goldig blitzendem Gürtel«, aber ihre Lumpen in gelben und weissen Farben sind so niedlich und malerisch umgeworfen, dass sie

allen Schmuck, alle Prachtkleidung reichlich ersetzen. Lächelnd beut sie mir rotbackige Aepfel, schmelzende Birnen, glühende Trauben, funkelnden Wein.

Damit ist die kostenlose Gastfreundschaft erschöpft. Für alles Uebrige wird prosaisch geblecht.

Die Nacht bricht an, der Fischer schenkt mir gastlich Quartier für teures Geld. Mein Zimmer hat dabei nur den Namen eines solchen — in Wahrheit ist es ein Loch im Hüttendach, ohne Verschluss, jedem Luftzug freigegeben, bisher bewohnt von Katzen und Ratzen. Die Einrichtung beschränkt sich auf einige Holzklötze, von denen der eine ein Tisch, der andere eine Bank, der dritte irgend etwas sein soll, das ich nicht zu enträtseln vermag. Mein Lager endlich ist nicht »aus schönprangenden Kissen und Teppichen von Leinwand«, sondern aus einigen, mit faulem Stroh und Schilf gefüllten Säcken bereitet.

Dass ich auf solch elendem Lager nicht so gut ruhe, wie weiland König Odysseus auf dem der göttlichen Kirke, werden Leser und Leserin füglich begreifen. Und wie Erlösung aus Marterqualen erscheint mir der Anbruch des Morgens.

Kaum zucken die ersten Lichtblitze durch mein Kämmerlein, erhebe ich mich hastig, wasche mich mit weichem Wasser des Phasis, stärke meinen leiblichen Menschen mit warmer Milch und einem Riesenstück Brod und wandere weiter, dem nahen Pontus entgegen, zur russischen Festung Poti.

Die liebliche Fischerstochter giebt mir das Geleite.

Lustig und lebensheiter eilt das bildhübsche Mädl mit mir den Weg entlang und plaudert munter von ihrem Treiben und Sinnen.

»Wie alt bist du?« frage ich sie.

»Sechzehn Jahre, Herr Wohlthäter,« lautet ihre Antwort.

»Sechzehn Jahre und noch ohne Mann? Aber bei euch heiraten die Mädchen doch früh?«

»Nun«, meint sie, »ich bleibe auch nicht sitzen.«

»Bist du denn deinem Vater nicht schon zur Last?«

»Allerdings! Mein Vater hätte mich schon oft nach Stambul verkaufen mögen. Aber ich mags nicht.«

»Und kann er dich nicht zwingen?«

»Früher konnten die Väter mit ihren Kindern wol thun, was sie wollten. Seit der Russenherrschaft aber ist Manches anders geworden und besonders der Mädchenhandel nach Stambul ward strenge verboten, und wehe dem Vater, der sein Kind wider dessen Willen verkauft.«

»Wovon lebt Ihr denn hier?«

»Es gehört nicht viel zum Leben. Die Natur gibt freiwillig das Meiste, es ist ein herrliches Land, unser Mingrelien! Doch verdient man auch etwas: ein Bischen Fischefangen, ein Bischen Holzfällen — das bietet uns schon das Nötige. Unsere Bedürfnisse sind nicht gross: Morgens Milch und Brod, Abends Brod und Milch, Mittags Fische und Früchte — das genügt vollkommen... Uebrigens, mich wird der Vater bald los und dann hat er gar keine Sorgen mehr!«

»Wieso wird er dich los? Gehst du in Dienst?«

»Ich in Dienst? Herr Wohlthäter, wo denkst du hin?« Sie lacht hell. »Da danke ich schön! Da müsste ich ja verrückt sein! Nein, nicht in Dienst! Nicht Dienerin werde ich, sondern Herrin — frei, völlig frei!«

Ihr Gesicht leuchtet vor Freude und in jubelndem Ton fährt sie fort:

»Im nächsten Frühjahr, da kommt von den Bergen ein Falke geflogen und entführt sein Täubchen, das hier in trüber Einsamkeit seiner harrt. Ei, wird das ein glückliches Leben werden! Denn du musst wissen, hochwolgeborener Herr Wohlthäter: der Falke, der kühne Falke, das ist mein Bräutigam, und das Täubchen, sein süsses Täubchen, das bin ich ... Und entführen wird er mich ... Er ist ein armer Bursch, man sagt ein Räuber — was weiss ich, was kümmerts mich? Er liebt mich und ich liebe ihn und folge ihm, wann und wohin er mich ruft.«

»Und dein Vater?«

»Mein Vater?« Sie sieht mich erstaunt an.

»Mein Vater?« wiederholt sie fragend. »Liebe ich ihn denn? Ich liebe nur ihn, mein Duschinka, mein Seelchen, meinen kühnen Falken! Was hat mir mein Vater im Leben geboten? Schläge, Schläge, Schläge! Aber bei ihm, dem Teuern, finde ich Liebe, vielleicht auch Schläge, aber —« ihr Mündchen verzieht sich zu einem reizenden Lächeln — »Schläge mit Liebe ... Mein Vater kann mir nichts, nichts anhaben, nichts, Herr! Und wenn er es auch versuchte, was würde es ihm helfen? ... Liebe lässt sich nicht gebieten, Liebe lässt sich nicht verbieten; leichter ist's in wollnen Säcken heisse Kohlen zu verstecken, als zwei Liebenden verwehren, dass sie treu sich angehören ... Wenn die Zeit kommt, da schleicht mein kühner Falke Nachts an unser Haus, klopft leise, leise an die Thür und ruft: Golubuschka, mein süsses Täubchen! ... Und ich erwache aus holden Träumen zum höchsten Lebensglücke und schlüpfe aus der dumpfen engen Hütte und fliege dem süssen Mann ans Herz und flugs ziehen wir auf geschwinden Rossen von dannen, auf Nimmerwiedersehen ... Mein Vater wird grosse Augen

machen, wenn er morgens aufwacht und sein Töchterchen nicht findet und sich um das Kaufgeld geprellt sieht.«

Plötzlich hält sie inne.

»Was ich da Alles zusammenschwatze! Du hast wol genug, Herr Wohlthäter? Aber du bist auch schon erlöst — deine Begleiterin verlässt dich, du bist in der Krepost Poti.«

Eine zierliche Verbeugung, und das muntere Mädl kehrt um und läuft lustig den Weg zurück.

Langsamen Schrittes trete ich meine Wanderung durch die Krepost an.

Welch eine traurige »Festung«!

Vergebens sucht mein Auge den Hafen, welchen die Russen zum Schutz ihrer Besitzung und um ihr eine erhöhte Bedeutung zu verschaffen, vor einigen Jahren hier angelegt. Wie viele Millionen Rubel, wie viele Hunderte Menschen gingen dabei zu Grunde! Und all dies ist umsonst verschwendet worden.

Die Hafenwerke und die Brücken, welche ins Meer hineinragten, hat eines Tages einer jener Stürme, die am Ostufer des Pontus Euxinus periodisch sind, buchstäblich verweht. Anfangs hatte man sogar die transkaukasische Bahn von Tiflis direkt nach Poti geführt. Jetzt ist der letztere Ort nur eine Zweigstation geblieben, während sich aller Hauptverkehr nach dem in seltener Schnelligkeit aufblühenden benachbarten Batum wendet.

Die thatsächlichen »Sehenswürdigkeiten«, welche dem heutigen Besucher Potis in die Augen fallen, sind schnell aufgezählt. Ich nenne vor Allem einen »botanischen Garten« — nämlich einen Sumpfplatz mit einigen Bäumen und Schmarotzerpflanzen; bei Regenwetter wird dieser botanische

Garten zu einem »zoologischen«, denn es gibt dann in demselben mehr Frösche als Bäume und Pflanzen.

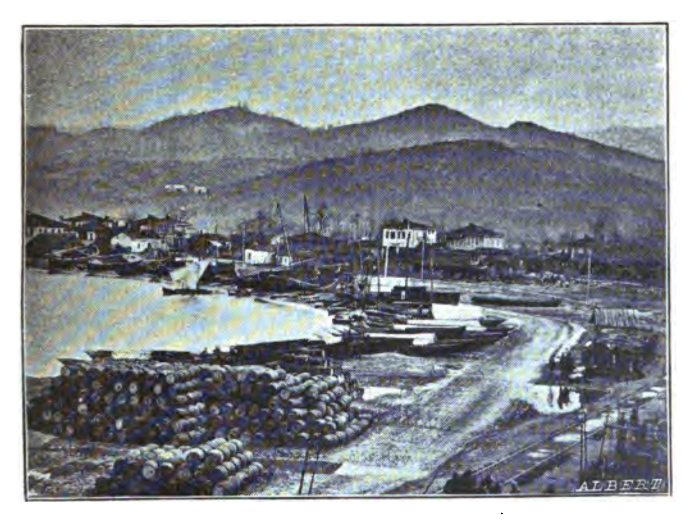
Die Frösche bilden überhaupt den grössten Teil der jetzigen Einwohner von Poti. Neben ihnen herrschen Mücken und allerlei lebensgefährliche Fieber. Die Menschen sind nicht sehr zahlreich. Von europäischen Familien fand ich deutsche, französische, englische, russische. Die übrigen menschlichen Wesen sind Türken, Perser, Armenier und Griechen, welche zum kleineren Theil als schlechte Arbeiter, zum grösseren jedoch als Bummler, Diebe oder Mörder vegetiren...

Dies ist der Ort, wo der irrefahrende König von Ithaka so herrliche Tage mit der melodischen Kirke verlebt, wo der kühne Argonautenführer Jason das goldene Vliess und die Medea geholt!...

Dies ist Kolchis, das alte märchenumwobene Kolchis!...



Im Hafen von Batum.



Der Hafen.

Das ehemalige Batum. — Die neue Stadt. — Ihr Hafen, Handel und Leben. — Der Zar in Batum. — Potemkinsche Strassen. — Hotels. — Eine schlüpfrige Badegeschichte. — Eine Negerkolonie. — Bodenstedts Villa. — Räubergeschichten. — Vergnügungslokale. — Friedhof.

Aus den Wogen des Pontus Euxinus, nahe der Stelle, wo in Urzeiten die weltberühmte kolchische Hauptstadt Kytäa gestanden, blüht mächtig die Hafenstadt Batum empor.

Welch ein elendes Nest war Batum noch vor wenigen Jahren. Kaum tausend Menschen vegetirten in zweihundert halbzerfallenen Holzhütten. Die wenigen Kaufbuden waren fast das ganze Jahr geschlossen, weil es nur an den Bazartagen etwas umzusetzen gab, und diese fanden bloss einmal im Jahre statt.

Dann ging es in Batum allerdings ziemlich lebhaft zu. Aber es war ein Tag von 365 und von dem Ertrag dieses einen konnten die Bewohner, wären ihre Ansprüche auch noch so bescheiden gewesen, nicht leben. Sie beschäftigten sich daher die übrigen 364 Tage mit Rauben und Morden



Ein Stück Alt-Batum.

und Mädchenhandel. Das war recht einträglich und Batum ein guter Schlupfwinkel für allerhand lichtscheue Gewerbe.

Hier gab es keine Polizei, kein Zollamt. Die Strassen waren öde und mit Kot knietief bedeckt, und in den Ebenen ringsum führten nur wilde Eber und Büffel ein flottes Leben, und schwere Fieberluft strömte aus den dumpfigen Niederungen an der Mündung des Tscharoch und zog über die Ebene

von Kahaber, an deren Rande, hart am Meeresufer, sich Batum, die Hauptstadt Lazistans, befindet... Hier konnte man Mädchen und Beute leicht verstecken und zu See oder zu Lande weiterbringen. Kam hin und wieder eine militärische Patrouille in das Nest, so vollführte sie, vom Klima gedrückt, ihre Pflichten nur lässig und zog bald ab.

Aber alles Gute ist leider vergänglich, und auch die Räuber und Mörder Batums erlebten eines Tages das Ende ihrer Herrlichkeit. Der Hafenort Poti, von dem die Russen geglaubt, er würde ihnen ein Odessa oder Riga sein, wurde eines Tages von einem Orkan vernichtet, und alle Anstrengungen, dort wieder einen brauchbaren Ankerplatz zu schaffen, waren vergebens. Da verfiel man auf das 1878 von der Türkei abgerissene Batum, untersuchte den Ort und fand hier eine prächtige Bucht.

Schnell nahm man das Werk in Angriff, und binnen weniger Jahre erstand auf der Stelle des einstigen Räubernestes eine grosse Handelsstadt mit einem vortrefflichen Hafen, in welchem ganze Flotillen von Kriegsschiffen und Kauffahrern, von Segelboten und Personendampfern ankern.

Batum zählt jetzt bereits 25000 Einwohner und vergrössert sich fortwährend. Export und Import stehen in hoher Blüte.

Die wichtigsten Handelsartikel sind die Naphtaprodukte: Bakus Petroleumschätze fluten über Batum nach allen wichtigeren Hafenplätzen Europas. 1890 wurden 50 Millionen Pud Naphtaprodukte über Batum exportirt. In Batum können gleichzeitig über 11 Millionen Pud Petroleum lagern. Die Mengen, welche täglich aus Baku in eigens gebauten Cisternenwaggons kommen, betragen 134000 bis 168000 Pud.

Ausser Petroleum exportirt Batum jährlich noch 8 Millionen Pud Manganerz und zwar zum Teil nach Russland, zum Teil nach Frankreich, Belgien, Holland, England, Deutschland und Oesterreich-Ungarn. In der Nähe des Hafens befinden sich reiche Mangangruben, zu denen die Regierung jetzt eine Zweigbahn bauen will. Viel Brennholz wird nach der Krim und Odessa verschifft. Eichen, Fassdauben und Eisenbahnschwellen gehen hauptsächlich nach dem Auslande; ebenso feine Nutzhölzer: Nussholz in Form von Blöcken, Knollen und Planken, Buchsbaumholz und Süssholz. Transkaspische Wolle und Baumwolle, besonders die bocharische Baumwolle, welche von schöner weisser Farbe ist und ziemlich lange kräftige Fasern hat, verschifft man von Batum nach Frankreich und Amerika. Kaukasische Weine, Aepfel, Cocons, Kuhhaare und Schweineborsten bilden schliesslich gleichfalls bedeutende Exportartikel.

Importirt werden: aus Belgien und Deutschland Schwarzblech zur Herstellung von Petroleumreservoirs; aus England Weissblech, grosse Mengen kaustischer Soda zur Raffinirung des Petroleums in eisernen Trommeln von 6 Centnern Schwere, feuerfeste Steine für Dampfkesselheizungen, feuerfeste Thonerde und Cement. Das letztere wird jetzt viel in Noworossyssk am Schwarzen Meer fabrizirt und dürfte daher sein Import aus England bald aufhören.

Aus verschiedenen Ländern kommen: Luftziegel zum Häuserbau, Maschinen, besonders Werkzeugmaschinen, technische Gummiwaaren, Quincaillerieartikel, Arzneimittel, Textilwaren. Es gibt in Batum zahlreiche Geschäfte mit Wiener Galanteriewaren, französischen Nippes, freilich meist Pofel-Nippes, und englischen Stahlfabrikaten.

Von Batum besteht ununterbrochener Verkehr nach den wichtigsten Hafenplätzen Europas. Abgesehen von den russischen Gesellschaften, welche allein — mit Ausnahme der dänischen Forende Dampskib Selskab — die Verbindung zwischen den russischen Küstenorten unterhalten dürfen, gehen von Triest, Venedig, Marseille, Antwerpen, London und Hamburg nach Batum und zurück regelmässig Schiffe des österreich-ungarischen Lloyd, der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft, sowie einiger griechischer, englischer, deutscher und italienischer Rhedereien.



Hafenarbeiter.

Schon der erste Eindruck, den das heutige Batum macht, ist ein angenehmer, namentlich wenn man die schöne Lage der Stadt am dunkelblauen Meer und am Fusse der hohen waldreichen Berge in Betracht zieht.

Die Strassen sind zum Teil neu und nach europäischem Muster gerade, die Häuser jedoch meist aus Holz und nur einen oder zwei, seltener drei Stock hoch.

Bei dem Aufbau der Stadt ging man zuweilen echt russisch vor. Die früheren Barackenstrassen niederzureissen hätte der Verwaltung zuviel Geld gekostet. So delogirte man die Eingeborenen und — setzte ihre Häuser einfach in Brand ... Viertel um Viertel ging in Flammen auf, um neuen Bauten Platz zu machen.

Kurz vor meiner Anwesenheit war der Zar dort gewesen. Um ihm ein möglichst günstiges Bild von Batum zu bieten, liess man auf dem praktischen Brandwege hässliche und schmutzige Stadtteile verschwinden, während man in anderer, nicht minder origineller Weise neue Strassen schuf: man errichtete Bretterwände, versah diese mit falschen Fenstern und Balkonen und hängte viele Teppiche und Blumen rings herum. Und der gute Zar fuhr frohen Mutes durch diese herrlichen Strassen und äusserte sich hochbefriedigt über das schnelle Aufblühen Batums, über die schönen Häuser und die schönen Strassen. Und die klugen Beamten wurden mit Ehren und Orden überschüttet... Potemkin bleibt in seinem Vaterlande unvergessen!...

Das Leben in der Stadt bietet äusserst mannigfaltige Bilder. Europa und Asien sind hier vertreten. Neben Engländern, Russen, Deutschen und Franzosen treffen wir alle Völkerstämme Kaukasiens: Tscherkessen, Georgier, Grusier, Lasen, Lesghier, Mingrelier, Imeretier, Türken, Juden, Tataren, Perser. Der Bazar, in einer orientalischen Stadt die Hauptsehenswürdigkeit, unterscheidet sich nicht viel von dem anderer kaukasischer Ortschaften. In offenen Werkstätten sitzen Handwerker, Schneider, Schuster, Schmiede, Münzenhändler, Bilderverkäufer, Krämer, Juweliere, Gold- und Silberarbeiter und Teppichhändler.

Das Klima Batums ist schlecht, fiebererzeugend, feucht und dabei von unerträglicher Glut, welche oft bis Weihnachten anhält. Anfangs Dezember erlebte ich noch eine Hitze von 25 Grad Celsius und mehr. Die Sterblichkeit ist gross. Die Europäer bleiben dort infolgedessen nicht als ständige Einwohner. Die Meisten reisen nur hin, um in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen und dann in besserer

Gegend eine bessere Existenz begründen zu können. Aber wie Zahllose gehen an dieser Hoffnung zugrunde.

Mit dem Aufschwung der Stadt bessern sich die sanitären Zustände, man baut luftige trockene Häuser, umgibt sie mit kleinen Gärten, reinigt fleissig die Strassen und verwendet besonders grosse Sorgfalt auf Herbeischaffung eines guten Trinkwassers.



Ein Muscha-Dienstmann.

Die Restaurationen sind gut, halten vorzügliche russische und ausländische Weine und Biere, und die Hotels lassen ebenfalls nichts zu wünschen übrig. Die grössten sind: Franzija, Jewropa und Imperial. Im letztgenannten Gasthaus stieg ich ab. Der Inhaber, Friedrich Omenzetter, stellte mir die Rechnung in deutscher Sprache aus. Dieselbe war ziemlich bürgerlich. Zimmer kostete, Bedienung eingerechnet, 1¼ Rubel täglich; Kerzen 20 Kopeken das Stück, eine Portion Thee 15, Butter 20, Käse 15, zwei gekochte Eier 15, Limonade die Flasche 20, eine halbe gebratene Ente 50.

Am Morgen nach meiner Ankunft — ich traf in Batum nach Mitternacht ein — wollte ich gleich in aller Frühe ins Bad. Ich setzte mich in eine Droschke und befahl dem

Iswoschtschik, mich in die Badeanstalt zu führen. Wir zogen in vollem Galopp durch die Strassen, kreuz und quer wol gute dreiviertel Stunden. Endlich hielten wir vor dem Badehaus, einem niedrigen, mit einer Glaskuppel versehenen Steinbau.

Der Wirt, ein Armenier, trat mir mit tiefen Bücklingen entgegen und geleitete mich durch einen schmutzigen Gang



Hotel Imperial.

in eine schmutzige Wartehalle; hier öffnete er eine der vielen Thüren, und wir traten in eine schöne, aber ebenfalls schmutzige Kammer.

Teppiche hingen an den Wänden, bedeckten den Boden. In der Mitte des Zimmers stand ein Ruhebett; davor befanden sich zwei niedrige Sessel. In einer Ecke war ein Schragen zum Aufhängen der Kleider.

Der Wirt schlug einen der Wandteppiche zurück und ich sah eine zweite Kammer, die Badekammer, mit einer in

den Boden eingelassenen Marmorwanne, mit Douche und Schwitzbank.

Ich fragte, ob der unerwarteten Pracht erstaunt, nach dem Preise des Bades und erhielt zur Antwort:

»Was du geben willst, Herr!«

Darauf liess ich mich natürlich nicht ein und verlangte Bestimmtes zu wissen. Aber der Wirt entgegnete:

»Was du geben willst, Herr!«

»Zwanzig Kopeken,« sagte ich ärgerlich, da ich dachte, dass ich den Mann sonst nicht zur Rede brächte.

»Das ist zu wenig, Herr,« sagte der Armenier, der durch mein niedriges Anbot gar nicht verblüfft schien. »Das ist zu wenig. Sagen wir also drei Rubel oder zwei und einhalb oder zwei. Aber dies ist das Billigste, Herr!«

Der Mann liess mit sich handeln. Und schliesslich erhielt ich das Bad — um 40 Kopeken.

Nachdem ein Wärter unter meiner Aufsicht Alles gesäubert, die Wanne gewaschen und frisch gefüllt und ich selbst die Badewäsche auf ihre Trockenheit und Reinheit untersucht, verabschiedete ich Wirt und Wärter.

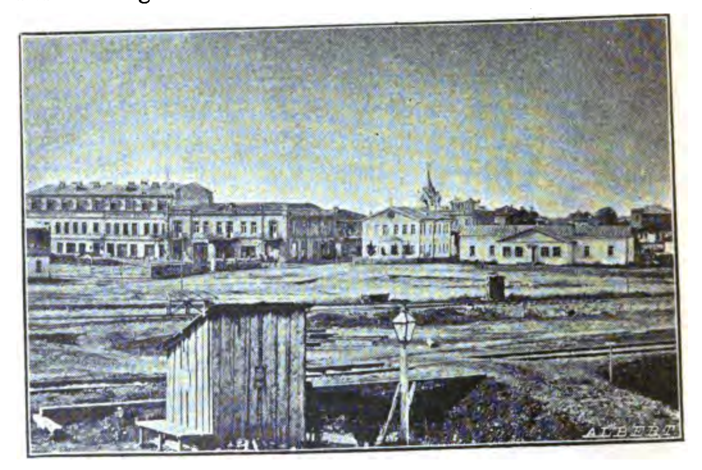
Aber schon nach einer Minute erschien mein Wirt wieder, und zwar mit drei pudeljungen, blendend-schönen Mädchen. Die stellte er vor mir auf mit den Worten: ich könnte mir eine von ihnen als — Frotteurin wählen. Schelmisch lächelnd trat er von einer zur anderen und pries in schwungvollen Worten die Reize einer Jeglichen.

»Herr,« rief er zum Schluss, »ist dein Herz denn von Stein, dein Blut von Schnee? Herr, nur fünfzehn Rubel und du geniessest Wonnen des Himmels.«

Ich lachte, packte den poetischen Mädchenhändler am Kragen und schob ihn samt seinen Begleiterinnen zur Thür.

Da schrie er voll Verzweiflung: »Herr, nur zehn Rubel, nur acht, sechs, drei —«

Aber umsonst. Ich blieb kühl bis ans Herz hinan, schlug die Thür zu und zog das Ruhebett davor. Dann badete ich gemütlich . . .



Hôtel de France. Russische Kathedrale.

Als ich nach dem Bade wieder aut die Strasse trat, sah ich einige Häuser weiter — das Hotel Imperial. Ich traute meinen Augen kaum, aber es war doch so. Und nun war mir klar, dass mein Iswoschtschik mich früher mit der langen Fahrt gefoppt. Er hatte mich in einem Kreise um die ganze Stadt geführt, um eine ordentliche Bezahlung zu erlangen.

Gegen Mittag besuchte ich den Komptoirinhaber Hillert, welchem ich empfohlen war. Er stellte sich mir auch sofort

mit grösster Liebenswürdigkeit für die Zeit meines Batumer Aufenthaltes zur Verfügung, wir holten seine Frau ab, mieteten einen Wagen und fuhren bei wundervollem Wetter ein wenig in die Umgegend.



Strassentype.

Die ersten zwei Werst boten wenig Interessantes — öde Felder mit Sümpfen und Fieberteichen.

Doch bald gelangten wir an ein Dörfchen mit vielleicht einem Dutzend strohbedeckter Hütten. In diesen hausen seit langen Jahren mehrere Negerfamilien, deren Herkunft man nicht weiss und die sich von den übrigen Einwohnern

Batums in strenger Abgeschiedenheit halten; nur allwöchentlich einmal senden sie Einen aus ihrer Mitte in die Stadt, damit er Lebensmittel einhandle. In ihre Hütten lassen sie keinen Fremden. Einige kecke Leute wollten sich einst den Eingang ins Negerdorf erzwingen, wurden aber blau und braun geprügelt und mussten sich schleunig zurückziehen. Da die Neger im Uebrigen harmlose Leute sind, lässt die Polizei sie in Ruhe.

Nachdem wir wieder einige Werst zurückgelegt, sahen wir über eine grüne Wiese ein helles Häuschen winken, und Hillert sagte mir, dass in demselben Friedrich Bodenstedt lange Zeit gewohnt und gedichtet. Ich hätte gern dies anmutige Dichterheim Mirza-Schaffys besucht. Aber als wir hinkamen, war die Pforte geschlossen, auf unser wiederholtes Klopfen öffnete niemand, tiefe Stille lag ringsum ...

So zogen wir weiter. Hillert erzählte mir von seinem Leben und Treiben am Orte, wie es hier gar so freudlos und wie die Existenz nur schwer zu ertragen sei, wie Wohnungen soviel kosten — er zahlte für 3 Zimmer nebst Küche 800 Rubel jährlich —, wie man hier Goldgruben zu finden glaube und sich bloss bitter täusche. Unter den Gesprächen waren wir den Bergen näher gekommen. Wir begegneten mehreren Reitern, Soldatenpatrouillen, Landleuten.

Dann war es eine Zeitlang einsam, ganz einsam.

Wir befanden uns inmitten der prächtigsten Bergnatur und zogen auf schmalem Pfade dahin, vorbei an jähen Abgründen, welche von drohenden Felsblöcken überwölbt und hier und da von Wasserstürzen durchbrochen waren. Die Wunderthäler des Tscharoch thaten sich vor uns auf, und das Auge vermochte alle die Herrlichkeiten kaum zu fassen ...

Endlich hoben wir von den zauberhaften Bildern die Blicke. Da sahen wir uns eine seltsame Gruppe entgegeneilen: zwei Damen und einen Herrn — in Urkostümen!



Russische Sänger.

Nun waren sie dicht bei uns, und nachdem sie uns gebeten, ihnen Tücher und Röcke umzuwerfen, erzählten sie uns: der schöne Nachmittag hatte sie verlockt, sich tiefer und tiefer in die Berge zu verlieren. Da plötzlich sahen sie

sich von Räubern umringt, die ihnen nicht nur alle Wertsachen und Waffen, sondern auch die Kleider abnahmen und sie dann splitternackt laufen liessen. Sie waren froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein...

Wir nahmen die drei — es war eine europäische Familie — in unsren Wagen und kehrten eilig in die Stadt zurück, wo unser sonderbarer Einzug bei der christlichen wie mohammedanischen Strassenjugend nicht geringe Hallohs erweckte. Sofort meldeten wir den Vorfall der Polizei, und diese sandte zahlreiche Patrouillen ins Gebirge, selbstverständlich umsonst, denn die Räuber hatten sich längst in ihre unauffindbaren Schlupfwinkel, vielleicht auch hinter die nahe türkische Grenze zurückgezogen.

Solche Vorfälle gehören nicht zu den Seltenheiten, denn die Berge neben Batum bieten ganz vorzügliche Schlupfwinkel, prächtige Schluchten und Hinterhalte für raublustige Banditen, und es gelingt den russischen oder türkischen Behörden fast nie, die Räuber zu züchtigen. In der Stadt selbst war es ja früher auch nicht geheuer, und bis in die Strassen derselben drangen noch vor wenigen Jahren räuberische Scharen.

So arg ist es jetzt natürlich nicht mehr, aber doch noch schlimm genug, abgesehen von den vielen Opfern, welche die Blutrache fordert. Dieselbe geht hier ordentlich im Schwange und ist weit verbreiteter als in anderen Gegenden des Kaukasus. Fast in jedem Monat weist die Kriminalstatistik grausige Fälle dieser Unsitte auf. Ganze Geschlechter und Stämme haben sich dadurch gegenseitig ausgerottet. Zwar sind schwere Strafen auf Blutrachemorde ausgesetzt, allein man kann dem Uebel nicht steuern, da die Meisten offen oder heimlich stets Waffen mit sich

tragen und die Polizei in Batum kein Ansehn besitzt; die Beamten derselben sind grossenteils von einer selbst in Russland seltenen Versoffenheit und Bestechlichkeit, und wer



›Gefrornes‹.

sich dem Arm des Gesetzes entziehen will, dem wird dies nicht allzu schwer gemacht. Andere Verbrechen, Diebstahl oder Mord aus Raubgier, kommen in der Stadt seltener vor, vielleicht nicht häufiger, als in jeder Hafenstadt. Die meisten ereignen sich in den »Vergnügungslokalen« am Quai und

werden in der Trunkenheit vollführt. Die Zahl der Wirtshäuser ist ausserordentlich gross, und auch die äusserlich harmlosen Theestuben sind Höhlen des Lasters.



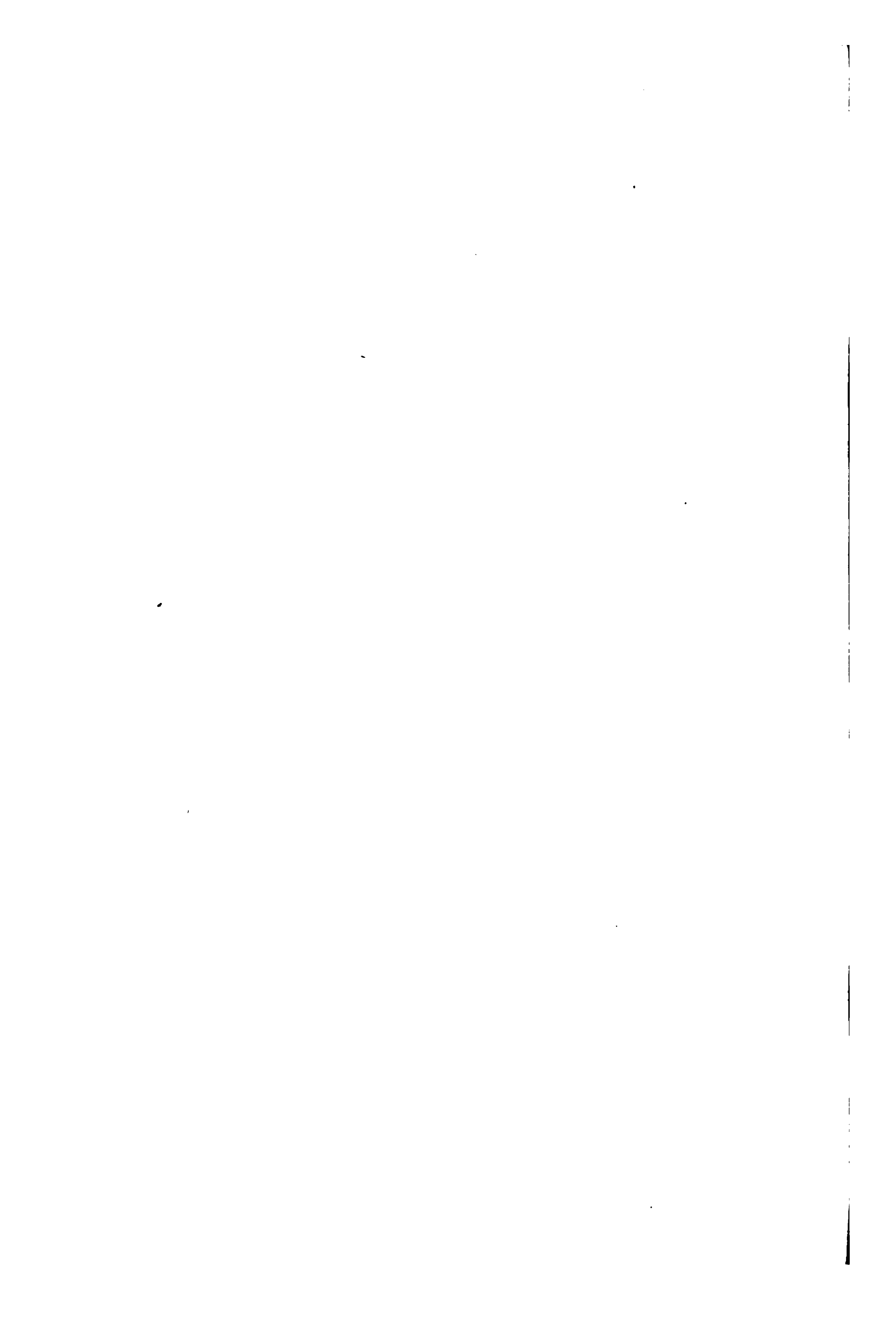
Wasserverkäufer.

Vergnügungslokale in edlerem Sinne gibt es in Batum vorläufig fast gar nicht. Der Handel und Reichtum der Stadt steigen von Jahr zu Jahr, aber nichts geschieht für ihre wirkliche Verschönerung und für die Bildung und sittliche Erhöhung der Einwohner. Ein Theater existirt dort nicht, dagegen fand ich einen Zirkus, der auf der Reise nach Tiflis in Batum kurzen Aufenthalt genommen. Auf der Heimkehr von der Vorstellung, die gar nicht übel gewesen, verfehlte ich den Weg, und ehe ich mich versah, stand ich auf freiem Felde und nach wenigen Schritten vor dem Friedhof, nahe dem Ufer des Meeres ...

Ein heftiger Wind zog aus Südwesten heran und sang unheimliche Lieder, und die Wellen des Pontus, welche in der Ferne zischender Brandung, in der Nähe tanzenden Wassergeistern glichen, prallten heftig gegen das Gestade und fluteten über dasselbe, und ihr Rauschen und Brausen und das Klappern und Krachen der vom Winde bewegten einsamen Baumstämme und Tele-

graphendrähte, und das Geschrei nächtigen Getieres stimmten eine beängstigende Melodie... Es war, als jammerten und winselten aus den Grabhügeln die Geister jener, welche hier frühen Tod gefunden, sei es im Dienste der Regierung, im Kampfe gegen Türken und Räuber, sei es im eigenen Dienste, in der Jagd nach Gold, aus Not und Leid, als Opfer des Klimas...





Auf Apscheron.



Das alte und das neue Baku. — Geschichtliches. — Rache eines Arztes. — Das Regiment einer Frau. — Eroberung der Stadt durch die Russen. — Der Chanspalast. — Frühere Hinrichtungsart. — Die Geschichte vom Jungfernturm. — Die Neustadt. — Die schwarze Stadt. — In der Umgegend. — Das Wolfsthor. — Moschee der Fatimeh. — Ewige Feuer. — Die Naphtaschätze. — Die brennenden Wasser.

Wer vor einem halben Jahrhundert das altberühmte Baku besuchte, fand dort eine scheinbar dem Untergang geweihte Stadt. In der Mitte einer kleinen Bucht standen eingezwängt in enge Festungsmauern knapp 800 morsche graue Häuser, deren Dächer mit Erdharz roh überzogen waren. Bloss einige Minarets und Schiesstürme brachten Abwechslung in die gräuliche graue Monotonie. In den 800 elenden Hütten und Häusern lebten 4000 armselige Perser, Tataren und Armenier.

Auf dem Meere sah man nur die hässlichen zweimastigen Fischtransportbote aus Astrachan und die schwarzen persischen Einmaster. Die letzteren brachten aus Ghilan und Masenderan Früchte, Reis, Seide, Baumwolle, und führten Naphta, Salz, Safran oder Waren aus Porzellan und Glas zurück. Glas und Porzellan kamen mit den Astrachanschen Schouten oder Fischtransportboten, während Salz, Naphta und Safran Erzeugnisse Bakus waren. Im Ganzen besass Baku damals eine Flotte von 8 grösseren Fahrzeugen

mit einer Lastengrösse von 24200 Pud und 36 kleineren mit einer Lastengrösse von 52700 Pud.

Dem Uebrigen entsprechend war auch der Bazar — eine Doppelreihe offener Baracken aus faulem Holz — von grosser Dürftigkeit. Reis, Früchte, gläserne, gusseiserne und Porzellanwaren, Thee und Kaffee, und hin und wieder Seide oder Baumwolle bildeten die hauptsächlichsten Umsatzartikel. In einigen Hütten hatten Schneider, Schuhmacher, Schmiede und Scherenschleifer recht primitive Werkstätten aufgeschlagen.

So war es vor einem halben Jahrhundert, so blieb es bis vor einem Jahrzehnt.

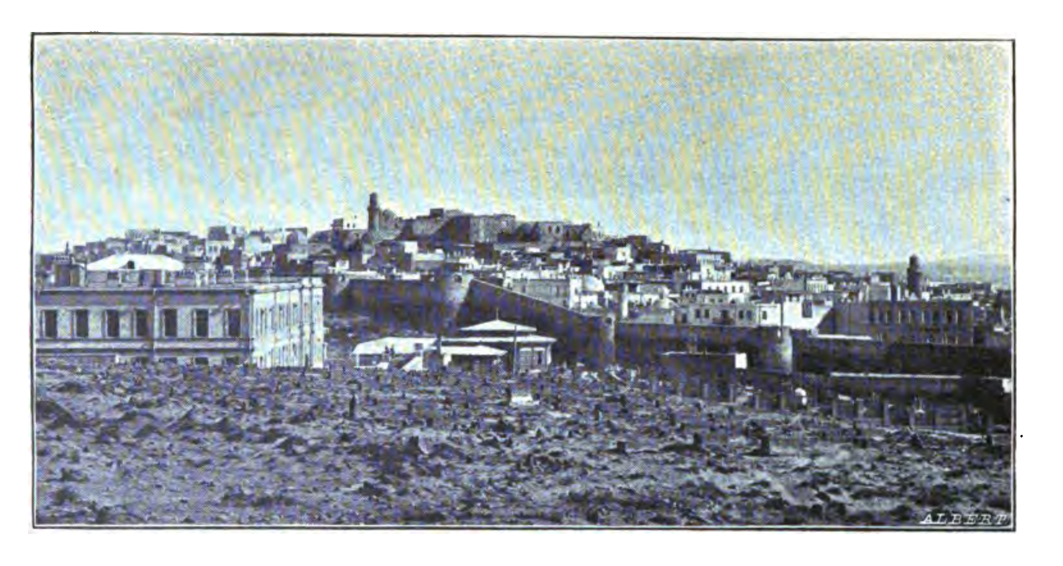
1879 aber, als die Stadt infolge des Aufschwunges der Petroleumindustrie sich schnell zu heben begann, finden wir in Baku bereits 15604 Einwohner, 23 Moscheen, 3 russische Kirchen, 18 Karawanserais, 39 Badeanstalten, 20 Lehrhäuser, 1 Synagoge.

Und nun gar heute!

Mehr als 60000 Einwohner leben und streben, handeln und schaffen, lehren und lernen in Baku.

Der stolze Hafen ist übervoll von Dampfern und Dampferchen, von grossen und kleinen Segelschiffen und Barken. Am Quai tummeln sich in ihren häufig höchst malerischen Trachten Vertreter aller Völker Europas und Asiens.

Der Bazar ist zu einem wahren Weltkaufhaus geworden, wo neben den gewöhnlichen Handwerkern sich Millionen-Kaufleute bewegen, neben einfachsten Handelsartikeln und Lebensmitteln die feinsten und kostbarsten Waren der ganzen Welt aufliegen. Da finden wir Zucker aus den südrussischen Plantagen, Thee aus China, Reis und Früchte aus Persien, einheimische Produkte: Weizen, eine gross-



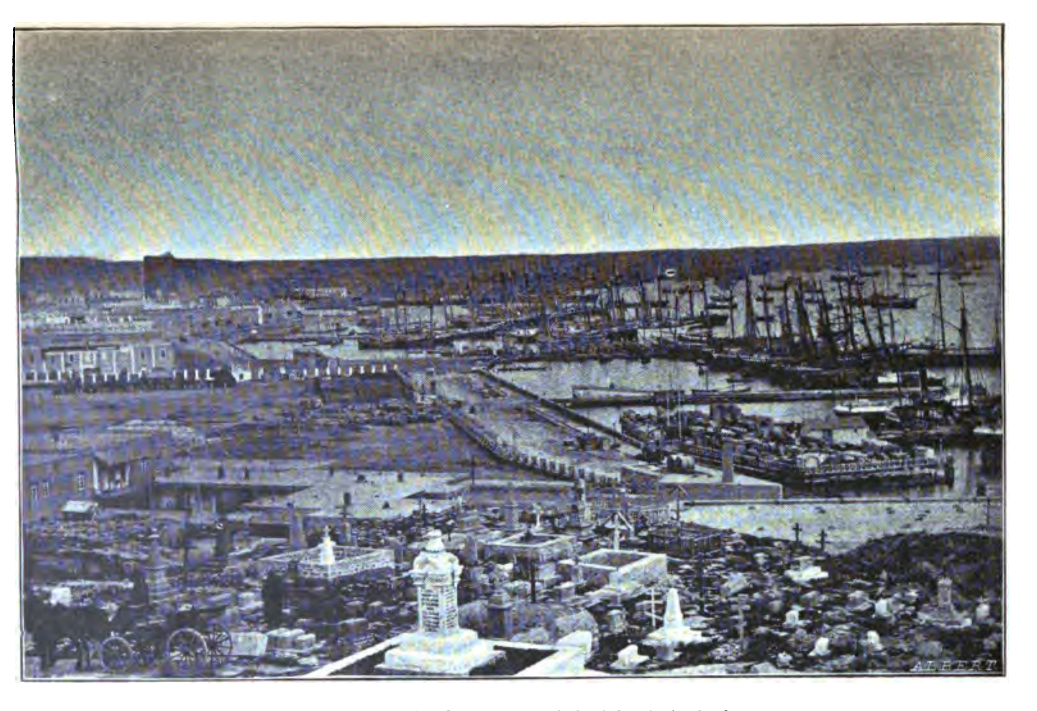
Baku. Totalansicht. Im Vordergrund der mohammedanische Friedhof.

körnige Gerstenart, Safran, welchen man mit Sesamöl zu platten Kuchen knetet, Naphta, Wein, Baumwolle, Feigen, schmackhafte süsse Melonen und Arbusen oder Wassermelonen, eine besondere Art langer roter, nur hier heimischer Zwiebeln und Opium. Zwischen diesen Gegenständen liegen wunderbare Seidenstoffe aus Nucha, Polster und Decken aus Turkmenien und Bochara, Teppiche aus Karabagh, Diademe, Schleier und Gürtel aus Tiflis, Moskau und Isfahan. Besonders in die Augen fallen die einheimischen Gold- und Silberarbeiten, die Becher, Teller und Krüge, welche geradezu entzückend sind; und doch werden sie bloss mit den einfachsten Werkzeugen, mit Hammer, Meissel und Stichel gemacht.

Wie der Bazar im alten Stadtteil, so zeugen auch die prachtvollen Magazins und Paläste und die bequemen Wohnungen in den neuen Strassen von dem Reichtum des heutigen Baku. Denn reich ist und immer reicher wird diese Stadt, in deren Naphtaindustrie allein ein unerschöpfliches Kapital steckt.

Baku hat aber auch eine ausserordentlich günstige Lage. Die Bucht auf der Südseite der Halbinsel Apscheron, wo Baku 16 Meter unter dem Niveau des Schwarzen und 9,7 Meter über dem des Kaspischen Meeres liegt, bildet einen kreisförmigen geräumigen Hafen mit zwei Einfahrten. Hier finden die Schiffe bei den heftigsten Stürmen sicheren Ankerplatz. In der geschütztesten Ecke liegt eine grossartige mechanische Werkstatt für Trockendocks, welche der russischen Dampfschiffsgesellschaft »Kaukasus und Merkur« gehört.

Das Klima ist im Verhältniss zu dem der anderen Küstenplätze am Kaspi ziemlich günstig, aber an und für



Baku. Der Hafen. Der christliche Friedhof.

sich für Europäer häufig unerträglich. Der Regenfall beträgt nur 23,4 mm im Jahre. Das Thermometer sinkt nie unter den Gefrierpunkt. Die Differenz zwischen der höchsten und niedrigsten Temperatur ist 20 bis 22° C., die mittlere Jahrestemperatur 14,3° C. Das Trinkwasser ist elend.

Die Stadtvertretung hat indessen den Ingenieur Altuchow jüngst (im April 1892) beauftragt, eine 114 Werst lange Wasserleitung aus dem Flusse Kur nach Baku zu legen; die Kosten dieser Leitung sind auf 4—6 Millionen Rubel veranschlagt.

In und um Baku fehlt jeder Waldbestand, selbst von niedrigem Strauchholz ist nichts zu sehen. Aus diesem Mangel sind die grosse Trockenheit und die ununterbrochenen Winde von Nord, Ost und Süd zu erklären. Ein windstiller Tag gehört zu den grössten Seltenheiten. Dieser Eigentümlichkeit soll Baku seinen Namen verdanken — vom persischen Badekubah oder Badkube, Ort der wechselnden Winde, Nische der Winde. Andere leiten jedoch Baku vom armenischen Bagin, Götzentempel, her und weisen dabei auf die uralten Feuertempel der Ghebern hin, welche sich in der Umgegend befinden.

In den Monaten Juli und August herrscht hier eine barbarische Hitze, welche Alles niederdrückt und erschlafft, und es ist heute schwer zu begreifen, wie die Araber diese Gegend als ein »Rosenparadies« bezeichnen konnten.

Dagegen ist die herrliche Aussicht, welche man um Baku hat, uneingeschränkt zu loben. Nach dem Meere und den nahegelegenen Inseln zu ist sie besonders reizvoll. Südlich und westlich erblickt man die Berge, Ausläufer des Kaukasus, welche dem Panorama Abwechslung verleihen und zugleich zur Kühlung der Luft manchmal etwas bei-

tragen, indem sie von ihren Höhen frische Brisen ins Thal senden, um die trockenen, tropisch heissen Süd- und Ostwinde, wenn auch nur für kurze Stunden, zu vertreiben.

Wie fast alle berühmten Städte im Kaukasus von Alexander dem Grossen herrühren sollen, so schreibt man auch die Erbauung von Baku dem makedonischen Welteroberer zu. Doch ist dies durch nichts erwiesen.

Arabische Schriftsteller erwähnen die Stadt im zehnten Jahrhundert und soll sie damals 400 Jahre alt gewesen sein und den Namen Schabbah geführt haben. Eine Ueberschwemmung — nach Anderen ein Erdbeben — vernichtete sie und nur einige geborstene Bauten mit runden Türmen und kleinen viereckigen Fenstern, welche im Meere, 4 Meter unter der Oberfläche liegen und noch deutlich sichtbar sind, geben Zeugnis von ihrem einstigen Bestand.

Die Ueberschwemmung soll übrigens der Sage nach keineswegs durch ein Naturereignis eingetreten sein. Vielmehr erzählt sie Folgendes: Zwei Aerzte leiteten einen Fluss aus sanitären Gründen nach Schabbah oder Baku. Die Kollegen aber entzweiten sich und aus Hass durchbrach der Eine die Dämme.

Bald nach der Katastrophe bauten die Einwohner in höher gelegener Gegend eine neue Stadt, welche wegen ihrer Naphtaquellen den steten Zankapfel aller umwohnenden Völker bildete. So gehörte sie bald den Chalifen, bald den persischen Schachs, bald den armenischen Königen. Auch die Türkei hatte mehrere Male die Oberhoheit über Baku. Die Russen drangen zum ersten Mal 1723 in die Stadt, mussten sie jedoch 1735 wieder den Persern überlassen.

Der vom Schach eingesetzte Statthalter machte sich unabhängig. Einer seiner Nachfolger, Melik Mohammed

Chan, unterlag indessen dem eroberungssüchtigen Feth Ali Chan von Derbend, vermählte sich mit der Schwester des Siegers und überliess aus Blödsinn oder Furcht die Zügel der Regierung seiner Frau, welche dieselbe auch mit Klugheit und Würde zu führen wusste. Er selbst machte eine Wallfahrt nach Mekka, kam glücklich zurück, galt und lebte als ein halber Heiliger und kümmerte sich nicht um sein Land und seine Familie.

Als Melik Mohammed Chan starb, hinterblieben seine zwei Söhne unmündig, daher nach dortiger Sitte der Bruder des Verstorbenen, Chan Tschan Bey, hätte folgen sollen. Dieser Herr schätzte aber seine Augen und seine Gesundheit höher als das wankende Thrönlein von Baku, verzichtete auf die Regierung des Landes und erbat sich bloss einige Dörfer zur Bestreitung seines Unterhalts. In Baku jedoch führte die Wittib des seligen Melik Mohammed Chan in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Feth Ali Chan von Derbend das Regiment . . .

Um jene Zeit kam der Reisende Reineggs dorthin. Er schildert das damalige Baku als eine in Form eines stumpfen Dreiecks gebaute schöne Stadt. Sie war mit einem Graben und dicken festen Mauern umgeben, auf denen einige Kanonen, »sogar auch Mörser« lagen. Niemand verstand aber von diesen Geschützen Gebrauch zu machen. Die Häuser und besonders die Kaufhäuser lagen so nahe am Meeresufer, dass man die Schiffe vor ihren Thoren aus- und einladen konnte. Die Herrschaft des Chans von Baku — richtiger der Chanin — erstreckte sich über 32 Dörfer, welche — im Gegensatz zu der von Bächen und Flüssen und jeder Vegetation entblössten Ebene um Baku selbst — ungemein fruchtbares Land besassen. »Allein die Einwohner«, fährt

Reineggs fort, »geniessen dieses grossen Geschenks der Natur nicht, wie sie sollten, sie missbrauchen es nach asiatischer Art, und in der Jahre-Blüte schon zeigt das gelbliche älternde Gesicht des Mannes die Schwäche und Entkräftung, die er sich aus Unmässigkeit zuzog. Dennoch ist ihre stille Geselligkeit bei diesem allgemeinen Uebel sehr zu loben; nur dass sie zum Handel faul, mit dem Erworbenen geizig, und Einzelne bei dem geringsten Unternehmen furchtsam werden; deswegen pflegen sie auch ihren Handel und ihre Feldarbeit gemeinschaftlich zu besorgen. Selbst beim Umgraben ihrer Safranfelder würde keiner eher Hand anlegen, wenn nicht alle Besitzer zugleich dasselbe thäten; denn da diese Pflanze nur fünf, höchstens sieben Jahre Nutzen bringt, so ertragen sie insgesamt des letzten Jahres schwache Ernte, lesen zu gleicher Zeit die Zwiebeln aus den aufgepflügten Feldern und pflanzen mit vereinten Kräften neue Gärten an, aus welchen sie im ersten Jahre schon reichen Nutzen ziehen ...«

Der Witwe des Melik Mohammed Chan folgte Hussein Kuli, welcher der letzte Chan von Baku war. Denn als er verräterischerweise den General Zizianoff ermorden liess, wurde Baku 1806 von den Russen belagert und genommen. Hussein Kuli entwischte zwar der Strafe; sein Sohn aber fiel mit der Stadt in die Hände der Sieger, trat darauf in die Dienste des Zaren und brachte es bis zum General. Nebenbei war er ein sehr gelehrter Mann, welcher ein vortreffliches russisches Buch über die tatarischen Sprachen geschrieben und viel wichtiges Material zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker gesammelt hat. Er lebte noch 1850.

Die Russen erkannten anfangs gar nicht die Wichtigkeit

des neu gewonnenen Hafens. Durch einen Zufall wurde derselbe gleichsam erst entdeckt.

Schemacha, die bisherige Hauptstadt der Provinz, wurde 1859 durch ein Erdbeben zerstört. Infolgedessen flüchteten sich die Einwohner und Behörden von dort nach Baku. Dieser Ort wurde nun an Stelle Schemachas Hauptstadt der Provinz und schwang sich von Jahr zu Jahr mehr empor. Seine gegenwärtige Blüte aber begann mit der Ausbeutung seiner grossartigen Petroleumquellen.

Das heutige Baku besteht aus drei Teilen: aus der alten asiatischen, der neuen russischen und der »schwarzen« Stadt.

Die Strassen der alten Stadt oder Starygorods sind eng und schmutzig, die meisten kann nicht einmal ein Wagen passiren. Wagen, wie wir sie kennen, sind in Baku erst seit wenigen Jahren eingeführt. Früher bediente man sich dort nur der Pferde oder zweirädriger unbequemer Gestelle, Arba genannt.

Die Bezeichnung der Strassen ist in ganz Baku russisch und persisch; ein in Russland seltener Fall, dass neben dem heiligen Russisch noch eine andere Sprache offiziell geduldet wird.

Die Häuser der Eingeborenen kann man eher als Hütten bezeichnen. Sie sind niedrig und haben nach der Strasse zu niemals Fenster. Die ganze innere Seite eines solchen Hauses ist ein undurchsichtiges Gitterwerk. In demselben befinden sich jedoch einzelne Stücke, welche ausgehängt oder fortgeschoben werden können und so Thüren oder Fenster bilden. Glasfenster gibt es keine, ebenso fehlen Schränke, Betten, Tische und Oefen. Statt der letzteren findet man

zuweilen Kamine, statt der Betten und Tische Diwane, Teppiche und Kissen, statt der Schränke Nischen.

Besondere Merkwürdigkeiten der alten Stadt sind der Kis-Kalassi oder Jungfernturm und der Bala Hissar, der vom grossen Schach Abbas 1650 in arabischem Styl im höchsten Teile der Stadt erbaute, jetzt unbewohnte und verfallene Palast der einstigen Chane von Baku.

Ehemals muss dieser Palast von stolzer Pracht gewesen sein. Seine Bauart ist wirklich merkwürdig. Die Muschelkalksteine sind so fest ineinandergefügt, dass man die Fugen kaum erkennen kann. Die Thüren und Fenster sind kunstvoll ausgehauen und mit durchbrochener Arbeit geziert. Allerdings ist heute das Meiste verfallen und zerstört, der hohe, viereckige Turm zerbröckelt, und die ganze Aussenseite zeigt fast keine Spur früherer Herrlichkeiten. Dafür aber merkt man in den Resten der inneren Gemächer, welch' ein Meisterwerk persischer Baukunst hier in Trümmern liegt. Besonders die grosse, mit Arabesken reich geschmückte Pforte ist bewundernswert. Diese Arabesken sind so zart und fein und sinnig, dass sie wie durch Zauber versteinerte Spitzengewebe erscheinen.

Durch die Pforte gelangt man in einen schönen geräumigen Vorhof und von hier in einen runden Saal, wo der Chan mit seinen Ministern Rat pflog, wo aber auch Gericht gehalten ward. In der Mitte des Saales befindet sich eine 18 Zoll breite Oeffnung, eine Art Verliess, welche vormals mit einer wegschiebbaren Säule bedeckt gewesen war. Wenn die Hinrichtung eines zum Tode Verurteilten geheim bleiben musste, so nahm man die Säule weg, liess den Verurteilten an der Oeffnung niederknieen und schlug ihm mit einem Säbel den Kopf ab, welcher in

8*

das Verliess fiel, ohne dass ein Blutstropfen den Boden netzte. Dann wurde auch der Rumpf hinuntertransportirt, und man setzte die Säule wieder auf den schauerlichen Schlund...

Neben dem Palast befand sich noch vor wenigen Jahren der Schachbrunnen, aus welchem man vorzügliches Wasser schöpfte. Er war 86 Meter tief in den Felsen gehauen und eine ziemlich steile Treppe mit mehreren hundert Stufen führte hinunter. Ob dieser Brunnen noch in Benutzung ist, weiss ich nicht. Das Wasser, welches ich in Baku trank, war elend, sandig, schmutzig und hatte unangenehmen Naphtageschmack. Da zog ich den prächtigen Landwein vor, der hinter dem von Bodenstedt so feurig besungenen Kachetiner nicht zurücksteht.

Unweit des Bala Hissar erhebt sich der Kis-Kalassi oder Jungfernturm. Er hat 17 Meter im Durchmesser und 42 Meter Höhe. Ueber seine Entstehung berichtet eine Sage:

In dem altberühmten Baku lebte einmal ein grossmächtiger Chan. Der grossmächtige Chan hatte eine wunderschöne Tochter. In die wunderschöne Tochter des grossmächtigen Chans verliebten sich viele grossmächtige Herren, Fürsten ungeheurer Reiche, gewaltige, siegreiche Helden. Aber die Schöne von Baku schenkte keinem dieser Fürsten und Helden Gehör. Die Schöne von Baku hing ihr Herz an einen schlichten Jüngling von niederer Herkunft. Darob ergrimmte wol der stolze Chan. Aber er liebte seine Tochter zu sehr, um sie zu strafen, und forderte sie deshalb in Güte auf, ihre Wahl unter den mächtigen Bewerbern schnell zu treffen. Besonders gern hätte er einen, allerdings alten, dicken und gebrechlichen, aber überaus mächtigen Fürsten zum Schwiegersohn gehabt. Die Prinzessin aber schwor: »Nur dann will ich mich diesem alten dicken Fürsten ver-



»Leuchtturm oder Jungfernturm«.

mählen, wenn am Ufer des Meeres ein Turm ersteht, hundertmal so dick als der verschmähte Alte, zwanzigmal so hoch als der Speer des geliebten Jünglings. Erst auf der Spitze des Turmes sei das Brautgemach.« Und der Chan, dem die Partie mit dem reichen alten Herrn sehr am Herzen lag, berief sogleich alle Arbeiter seines Reiches und liess das Werk in Angriff nehmen. Er schonte weder Menschen noch Steine, bis der Turm die gewünschte Höhe und Dicke hatte. Dann wurde auf der Spitze ein prächtiges Brautgemach hergerichtet und mit den wundervollsten Teppichen und Polstern geschmückt. Und nun stieg die Prinzessin hinauf. Von oben aber sprang sie in die Fluten...

Eine andere Version der Sage gibt noch an, dass der Chan selbst von sündiger Begier zu seiner schönen Tochter erfasst war.

Die Bakuschen Tataren erzählen übrigens, dass dieser Turm von den alten Bewohnern zum Schutze gegen die Truchmenen oder Turkmenen der kaspischen Ostküste erbaut wurde. Sie sind nämlich der Ansicht, dass die Westküste des Kaspi mit der Ostküste früher durch einen schmalen Landstreifen verbunden gewesen. Der Russe Kolotkin hat vor vielen Jahren in Astrachan einmal eine alte persische Karte gesehen, auf welcher dieser Zusammenhang thatsächlich klar bezeichnet war.

Der Turm ist aus Muschelkalksteinen fest gemauert und nach der Meeresseite mit einer breiten vorspringenden Leiste versehen. Von dieser wird wahrscheinlich die schöne Chanstochter ihren halsbrecherischen Sturz gethan haben. An der inneren Wand des Turmes führt eine steinerne Wendeltreppe zur flachen Spitze, wo jetzt im ehemaligen Brautgemach eine Leuchtturmlaterne angebracht ist. Wer

von den Schiffern, die heute diese Laterne als Zeichen sicherer Rast nach stürmischer Fahrt erblicken, denkt an die Geschichte von der schönen Prinzessin und ihrem dicken alten Bewerber?...

Die neue Stadt, Nowygorod, hat breite Strassen, grosse freie Plätze, stattliche moderne Gebäude. Nahe dem Meere, an der südlichen Spitze der Bucht, erheben sich das Admiralitätsgebäude und das Hauptzollamt, Kasernen und Werkstätten. Im Innern der neuen Stadt befinden sich zahlreiche russische Kirchen, zwei oder drei schlechte Hotels, ein Gymnasium und ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen »zur heiligen Nina«.

Die schwarze Stadt, Tschornygorod, ist die Stadt der Naphtafabriken. Ueberall schwarze Mauern, schwarze Dächer, schwarze Schornsteine, aus denen Tag und Nacht Rauch und Funken aufsteigen. Und auch die ungepflasterten, unbeleuchteten Strassen starren von schwarzem Schmutz. Von einem Fussweg oder einer Fahrstrasse ist so gut wie nichts zu sehen. Die Flächen — anders kann man's nicht nennen — sind mit Teichen aus Naphta, Petroleum und den Rückständen der Fabrikation bedeckt und darüber laufen kreuz und quer freie, auf dem Boden liegende Rohrleitungen, über welche Menschen und Wagen fortwährend stolpern. Bald unterbricht den Weg ein Hügel, bald ein Schlund. Eine einzige Strasse ist besser; sie wurde 1888 gelegentlich des Zarenbesuches hergerichtet. Man merkt dem Ort sein schnelles Entstehen an. Vor einigen Jahren war hier noch Wüste. Jetzt befindet sich da eine ganz mächtige Fabrikstadt. Aber die Bequemlichkeiten einer Stadt sind so gut wie gar nicht vorhanden. Selbst Krämerläden oder Esswarengeschäfte trifft man selten. Ich erinnere mich, dass

ich mit meinem Bruder eines Brodlaibes wegen eine halbe Stunde durch entsetzlichen Kot wandern musste; dabei lebt mein Bruder dort schon seit Jahren und kennt sich so ziemlich aus. Wie muss es erst einem Fremden ergehen! Die Verbindungen der schwarzen Stadt mit dem eigentlichen Baku sind selbst heute noch recht dürftige. Jeder Fabriksdirektor hält deshalb Pferde und Wagen. Lohndroschken bekommt man nur, wenn man sie extra herausbestellt hat, und kostet eine Fahrt zur Stadt dann 3 bis 5 Rubel. Aerzte und Apotheken gibt es in Tschornygorod nicht, und das Herbeiholen derselben ist äusserst kostspielig. Längs der Meeresküste verkehren wohl einige kleine Dampfer von den Fabriken nach Baku; dieser Verkehr ist aber völlig ungenügend. Hoffentlich wird es jetzt von Jahr zu Jahr besser.

Noch interessanter als Baku selbst ist die Umgegend. Einige Werst hinter der Stadt befindet sich das »Wolfsthor«, eine Oeffnung in einem Felsen, durch welche man nach kurzer Wanderung zu einem ungeheuer düsteren Thale gelangt. Nackte Felsen steigen empor, trübe Sümpfe ziehen sich endlos hin, grauenvolle Schluchten und Grüfte sperren ihre drohenden Schlünde auf... Und ringsherum kein lebendes Wesen, kein Vogel, keine Pflanze, nicht einmal ein Wurm, nicht einmal ein geknickter Strauch. Das Geringste thäte so wohl in dieser fürchterlich starren Oede...

Näher zur Stadt, hundert Schritte vom Meeresufer entfernt, ist eine kleine Moschee mit einem halbverfallenen zierlichen Minaret. Das ist die Moschee der Fatimeh, der Enkelin des Propheten, welche der arabischen Dynastie der Fatimiden den Namen gegeben und in der Verbannung hier gestorben. Ueber ihrem Grabe wurde diese Moschee erbaut,



Bohrturm mit Gerüst.

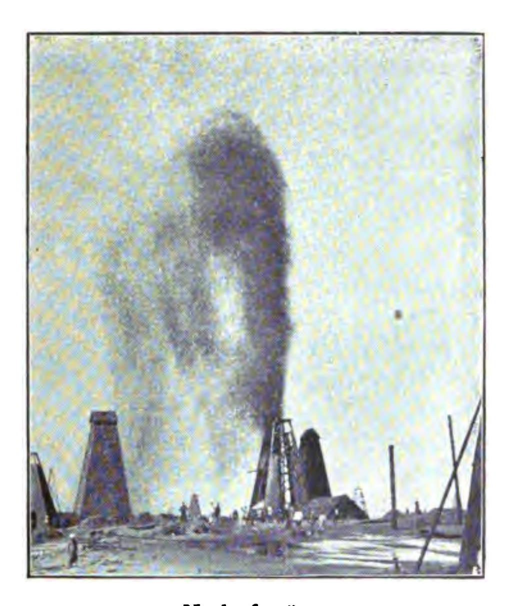
welche seit jeher bis in die Gegenwart ein Wallfahrtsort für unfruchtbare Frauen blieb. Jede, die zu Fuss hieher pilgert, sieht in kaum Jahresfrist ihre Hoffnung erfüllt.

Die grössten Wunder Bakus sind die ewigen Feuer der Parsen, die brennenden Wasser und die Naphtafontänen.

Zu allen Zeiten galt Baku als das Mekka der Parsen und das aus der Erde ohne weitere irdische Nahrung von selbst hervorbrechende Feuer im einstigen Tempel von Atesch-Dja, drei Meilen von Baku, bildet ihr grösstes Heiligtum, wohin früher zahllose Pilger aus allen Weltgegenden strömten, wo jetzt jedoch bloss einige wenige Einsiedler ein frommes Leben andachtsvoll beschliessen. Und auf der heiligen Stätte erheben sich nun die Dörfer Ssurachany und Balachany mit profanen, rauchgeschwärzten Naphtafabriken. Auf einem Flächenraum von $9^1/_2$ km sind hier etwa 500 Brunnen zum Schöpfen der Naphta erbohrt. Gewaltige Türme bedecken die Bohrlöcher, von denen manche bei 30 cm Durchmesser 300 m Tiefe haben. Mittels Dampfkraft wird die Bohrstange eingetrieben, bis sie ein Naphtalager erreicht; dabei geschieht es zuweilen, dass die Erdgase mit Gewalt entweichen und mehr als hundert Meter hohe Naphtafontänen emporschleudern.

Wie schnell die Petroleumgewinnung fortgeschritten ist, zeigt die einfache Bemerkung, dass sie vor 50 Jahren etwa 150 000 Pud, im letzten Jahre aber über 250 000 000 Pud betrug. Der Preis der Naphta war bis 1877 durchschnittlich 45 Kopeken pro Pud, beträgt jetzt aber nur 4 Kopeken. Diese unglaubliche Billigkeit ist zum Teil eine Folge der geringen Arbeitslöhne, die hier gebräuchlich sind. Dieselben belaufen sich auf 30 bis 40 Kopeken täglich pro Mann. Die Arbeiter sind meistens Tataren, welche als anstellig

und zuverlässig gelten, und Perser, von denen man dasselbe nicht immer behaupten kann. Aufseher, Ingenieure und Directoren sind Russen, Deutsche, Engländer, Armenier und Schweden, auch Franzosen und Amerikaner.



Naphtafontäne.

Bei dem fast gänzlichen Mangel an Holz und Kohlen in der Umgegend von Baku hat man sich in den dortigen Fabriken oder Raffinerien von Anfang an darauf eingerichtet, die bei der Destillation der Naphta in grosser Menge, etwa 55 bis 60 Procent hinterbleibenden schwersiedenden Rückstände, die von den Tataren Masud, von den Russen Astatki

genannt werden, als Heizmaterial zu benutzen. Auch für die Heizung der Dampfkessel auf den Schiffen der Wolga, des Kaspi und des Schwarzen Meeres, sowie der Lokomotiven im Kaukasus und im übrigen Russland werden jetzt die Rückstände der Naphta gebraucht. Der Heizwert der Astatki beträgt nach Professor Engler nahezu das Doppelte von dem der Steinkohle. Gewöhnliche Brenner geben zwölffache Verdampfung; mittels Brenner besserer Konstruktion aber können mit 1 kg Rückstände 14 bis 15 kg Wasser verdampft werden. Für die Destillation von 100 Teilen Rohnaphta auf Petroleum, dort Kerossin geheissen, werden 3 bis 4 Teile Rückstände verbraucht. In kleineren Fabriken wird die Feuerung mit Rückständen auf die primitivste Art ausgeführt. Man schiebt die Rückstände auf flachen Schalen in den Feuerungsraum, oder man tropft sie auf Schalen oder Steine oder auch unmittelbar auf die Herdsohle der Feuerung auf und lässt sie dortselbst abbrennen, wobei starker Russ sich entwickelt. In den grösseren Fabriken aber sind kunstvolle Brenner, Forsunka, eingeführt, welche die Rückstände-Feuerung leichter und schneller machen, ohne Rauch aufkommen zu lassen. Mit Forsunkas werden auch die Wohnungen der Beamten und Arbeiter, sowie die Küchen geheizt. Ein kleines Reservoir an der Wand enthält die Feuerspeise, ein Rohr verbindet das Reservoir mit den Oefen oder dem Küchenherd. An der Spitze des Rohres ist eine Vorrichtung, welche das Naphta verdünnt oder frei laufen lässt. Dieser Krahn regulirt die Wärme sicher und leicht.

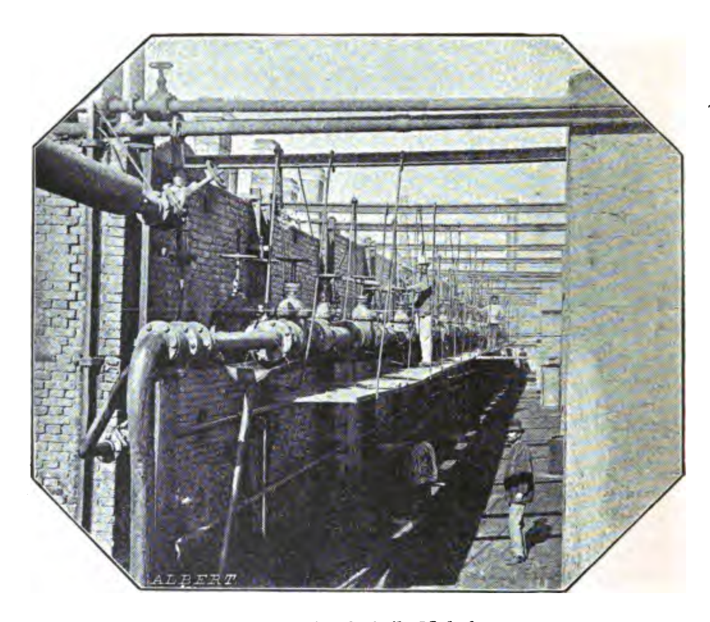
Interessant ist die Art der Wasserbeschaffung. In der Nähe der Naphtafundorte gibt es kein brauchbares Wasser. Die Gegend hat wohl einen kleinen See, doch besitzt dessen Wasser über 4 Proc. Kalk- und Salzgehalt — mehr als vier-

mal so viel wie das Wasser des Kaspi — und ist daher unverwendbar. Das für die Kesselspeisung nötige Wasser wird nun auf zweierlei Weise beschafft. Erstens wird in grossen, eigens dazu angelegten Teichen das Regenwasser sowie das Condenswasser des Dampfes gesammelt und durch Aufgiessen einer dünnen Naphtaschicht vor Verdunstung geschützt. Zweitens wurden Leitungen angelegt, welche aus dem 11 Werst entfernten Kaspischen Meer Seewasser herbeiführen. Bei beiden Anlagen zeichnete sich besonders die Firma Gebrüder Nobel aus, welcher Baku grossenteils seinen mächtigen Aufschwung verdankt. Sie schuf, nach Mitteilung des Ingenieurs Arthur Ehrenfest, bis September 1890 Behälter für Regenwasser für insgesamt 2 Millionen Kubikfuss. Auch die ersten und grössten Leitungen stellte diese Firma her. Die erste baute sie 1880. Dieselbe beginnt in der schwarzen Stadt, in der Kerossinfabrik Nobels. Hier befindet sich ein unterirdisches gemauertes Reservoir, welches mittels eines Kanals direkt mit dem Kaspischen Meere verbunden ist. Eine Pumpe saugt das Wasser aus diesem gemauerten grossen Reservoir und drückt dasselbe durch eine Leitung nach Balachany, wo es in einen kleinen Teich ausfliesst. Alsdann wird es durch eine Pumpstation in einige, das ganze Terrain durchziehende Hauptspeiseleitungen gedrückt, welche es den Speiseanlagen der verschiedenen Kesselgruppen zuführen. Die Seewasserzufuhr für die Nobelschen Werke beträgt 40000 Pud = 655000 Liter pro Tag.

Nicht minder interessant ist die Transportweise, welche in Baku gebräuchlich ist.

Die Naphta wurde bis 1875 durch Arbas von den Fundorten nach den Fabriken expedirt. Eine Arba vermochte

nur zwei Fass zu tragen, eines lag im Wagen, ein zweites hing zwischen den zwei, oft über $2^1/_2$ m hohen Rädern. Die Ausgaben für diese Art Versandt sollen 1874 etwa zwei



Inneres der Fabrik Nobel.

Millionen Mark betragen haben. Da legten 1875 Gebrüder Nobel zwei frei über den Boden hinführende Rohrleitungen nach amerikanischem System, eine mit 125 mm, eine zweite mit 150 mm weiten Eisenröhren — die Herstellung der letzteren kostete 800000 Mark — und bald folgten die anderen grossen Raffinerien, während die kleineren gegen

nicht gar hohe Bezahlung die Leitungen der anderen benutzen.

Die Versendung nach auswärts geschieht mittels Kisten oder in eigens konstruirten Dampfern und Waggons. Die Kistenfabriken, deren Produktionsfähigkeit von 2000 bis 40000 Kisten pro Tag beträgt, beziehen das Material zur Herstellung zum Teil aus dem Auslande. So kommen die Bretter zu den Kisten über Galatz, Odessa und Batum aus Oesterreich, die Bleche und Zinne aus England, die Maschinen zur Holzbearbeitung aus Deutschland, die Maschinen zur Blechbearbeitung aus Amerika. Eine hölzerne Kiste enthält zwei Blechdosen, jede gefüllt mit 1 Pud, etwa ⅓ Centner, Petroleum.

Die Dampfbote oder Tanks und die Cisternenwaggons — beide zuerst von Nobel eingeführt — haben eiserne Behälter, in welche das Petroleum direct eingepumpt wird. Die Dampfer können 6500 bis 8300 MC, die Waggons je 100 MC aufnehmen.

Kleine Massen Rohnaphta gehen von Baku auf Kamelen in die benachbarten Gebiete, nach Daghestan, auch nach Persien bis Kurdistan, wo die Bewohner das Oel seit langen Jahrhunderten ungereinigt in primitiven Ampeln als Beleuchtungsmaterial verwenden. Ein Kamel befördert etwa 300 kg.

Die Arbas sind ganz ausser Gebrauch gekommen, und die Tataren der Gegend, die damit einen Hauptverdienst verloren haben, sind nicht wenig böse auf die teuflischen Neuerungen der Fremden.

Wunderbar wie das Land ist hier auch das Meer. Zahllose Stellen desselben sind wegen ihrer — Brennbarkeit berühmt.

Wirft man in diese Stellen ein brennendes Zündhölzchen, so fängt das unter den Fluten schlummernde Gas Feuer, das sich immer mehr verbreitet, und bald leuchtet und loht es rings umher, die feurigen Wellen heben und senken sich; es ist ein wahrhaft zauberischer Spuk. Aber plötzlich weht ein Windstoss her, die seltsame Illumination erlischt und Alles liegt wieder ruhig und still...



Die transkaspische Steppenbahn.



Usunadda, das Sand-Venedig. — Belebung der mittelasiatischen Steppen. — Der Bahnbau. — General Annenkow. — Schwierigkeiten beim Bau. — Erste Steppenansiedelungen. — Dauer, Kosten und Bedeutung der Bahn. — 4000 Brücken. — Steppenfahrt. — Oasen. — Skobelews Sturm auf Geok Tepe. — Bahnwächter. — Stationen. — Am Bahnhof von Asschabad. — Baba Durmas. — Neu-Merw. — Ruinen von Merw. — Ein Tag in Bochara. — Der Palast des Emirs. — Entsetzliche Todesarten der Verurteilten. — Gebet in der grossen Moschee. — Bazare. — Juden. — Eine Schule im Freien. — Abend in Bochara. — Fahrt nach Samarkand.

Wild bewegt war der tückische Kaspisee, als ich in Baku den Dampfer »Cäsarewitsch« bestieg, um die Reise nach dem jenseitigen Ufer, nach Usunadda, anzutreten.

Zweimal wöchentlich ist solcher Schiffsverkehr zwischen den Endstationen der kaukasischen und der transkaspischen Bahn.

Unsere Fahrt gestaltete sich ausserordentlich stürmisch, und ich war der Einzige unter den Passagieren, dem der Appetit nicht versagte, dem die Schaukelei der hochgehenden Wogen nichts anhaben konnte. Und während die Anderen ächzten und stöhnten und selbst der erste Steuermann sich der Seekrankheit ergeben musste, sass ich beim dicken gutmütigen Kapitän und trank mit ihm den prächtigen Kümmel-

schnaps, den ich mir aus meiner Vaterstadt Riga mitgebracht.

Die Reise sollte nur 18 oder 19 Stunden dauern, wir brauchten aber mehr als 40. Da die Züge von Usunadda nach Samarkand im Anschluss an die von Baku kommenden Dampfer nur zweimal wöchentlich — Dienstag und Sonnabend — verkehren, ich aber durch die Verzögerung an einem Donnerstag ankam, war ich gezwungen, in Usunadda statt zwei Stunden zwei Tage zuzubringen.

Von dieser Aussicht nicht gerade besonders erfreut, packte ich meine Sachen und Sächelchen, nahm Abschied vom Kapitän und Schiffspersonal und ging über den schmalen Pristan oder Landungssteg in die »Stadt«. Das »Logirhaus« war nicht schwer zu finden, ich mietete eine kleine Kammer, und nachdem ich eine gute Portion Insektenpulver im Bett als Präservativ gegen zudringliche Gesellschaft ausgestreut, legte ich mich zu kurzer Ruhe nieder. Aber nicht lange konnte ich dieselbe geniessen, bald machte ich die bittere Erfahrung, dass das Mittel, das mir sonst auf den Reisen und selbst in der schmutzigsten aller Städte, in Astrachan, so vortreffliche Dienste geleistet, in Transkaspien keine Kraft mehr hatte. Ich ergab mich in mein Schicksal, stand wieder auf und wanderte umher in den Strassen Usunaddas ... Nein, nicht in d e n Strassen — Usunadda hat nur e i n e Strasse.

Usunadda oder »die lange Insel« war noch vor einigen Jahren eine öde, trostlose Sandfläche. Da mit einem Male ward es lebendig auf derselben. Eisenbahnbataillone erschienen und legten Schienen in den Sand. Die Sandbank, welche die Insel mit dem turkmenischen Festland verband und einen Fuss tief unter dem Wasser dahinging, ward mit

einem Damm beworfen, der über die Oberfläche des Meeres ragt, und Pfeiler wurden in den so künstlich geschaffenen festen Boden gerannt, und nach und nach entstanden auch »Häuser«, die ein asiatisches Sand-Venedig bilden.

Inmitten der neuen Stadt steht ein rohes, unansehnliches Holzkirchlein, und um dasselbe reihen sich ein Bahnhof, ein Logirhaus, die Apotheke, die Post, Wirtshäuser, Arbeiterhütten, Filzzelte, zwei Bazare — ein turkmenischer und ein armenischer —, Theestuben, ja sogar eine Art Theater. Von der Kirche zum Pristan führt die schmutzige Strasse, an welcher sich zu beiden Seiten Reihen von Privatwohnungen hinziehen.

Unter Wohnstätten darf man sich nichts denken, was unseren Häusern in Europa nur irgendwie ähnlich sähe. Man hat darunter gewöhnliche Lehmbauten oder geradezu Erdbauten zu verstehen. Steinfundamente oder Steinwände trifft man in Usunadda als auch in Transkaspien nur selten. Dieselben sind alsdann nicht aus behauenen, sondern aus unbearbeiteten und roh aneinander gefügten Steinen errichtet, welche man durch Lehm oder Mörtel verbunden hat.

In Usunadda sah ich eine Menge kleiner »astrachanischer Holzhäuser«. Dieselben wurden in Astrachan hergestellt, dann wieder zerlegt, nummerirt, auf Barken geladen und mit diesen über das Meer nach Usunadda transportirt, wo man sie nach Nummern wieder zusammenstellte. Solch ein Haus kam auf 600 Rubel, der Transport auf 120, die Aufstellung auf 30 — Alles in Allem kostete es also am Orte seiner Bestimmung 750 Rubel.

Grössere Gebäude aus Holz wurden in Usunadda selbst errichtet, doch bezog man das Holzmaterial für sie ebenfalls aus Russland über die Wolga und den Kaspisee.

Usunadda ist nun der Ausgangspunkt der Eisenbahn nach dem alten Wunderland Samarkand* — einer Eisenbahn, wie ihresgleichen auf dem ganzen Erdenrund keine zweite zu finden ist. Der menschliche Geist, dem nichts zu schwer und nichts unerreichbar ist, hat hier einen glänzenden Trumpf ausgespielt und mit der transkaspischen Bahn eine wunderbare That leicht wie ein Kinderspiel vollführt.

Jahrtausende lang bestandene Hindernisse, welche die von undurchdringlichen Steppen umschlossenen Oasen Mittelasiens von Europa getrennt, sind beseitigt.

Die Pfade, auf welchen zahllose Karawanen durch die Unwirtlichkeit der Natur, durch Sandstürme, Sonnenglut, Schneewehen und nicht minder durch Tücke und Mordlust der Steppenbewohner zu Grunde gegangen, werden nun frei und sorglos und sicher im Coupé des Eisenbahnzuges befahren. Das Innerste Asiens ist mit dem Abendlande eng verbunden und beider Handel und Verkehr, die sich früher auf ewig langen Wegen gesucht, sind einander in die nächste Nähe gerückt.

Von Indien und Afghanistan, von Bochara und Chiwa gehen die Waren nach Nishny-Nowgorod und Moskau, nach

* Ein Telegramm der Kölnischen Zeitung meldete jüngst aus Petersburg: Bei den Ministerien der Finanzen und der Kommunikationen sind Gesuche grosser industrieller Firmen von Moskau, welche in Mittelasien Handel treiben, um Konzession einer Eisenbahn von Samarkand nach Chokand — 300 Werst — eingelaufen. Die Gesuchsteller fordern weder Regierungsgarantie noch Subsidien. Von dem erforderlichen Baukapital in der Höhe von 10 bis 12 Millionen Rubel sind 7 Millionen bereits gezeichnet. Die Ministerien stehen dem Projekt wohlwollend gegenüber.

der Newa und dem Schwarzen Meer und von da weiter nach dem westlichen Europa mit seltener Schnelligkeit.

In den öden unwirtlichen Wüsten erwacht plötzlich ein ungeahntes unglaubliches Leben.

Dort, wo Menschen früher nie hatten weilen können, sammeln sich Massen von Handwerkern und Arbeitern, Kaufleuten und Soldaten, pflanzen Baumschulen, befestigen den beweglichen Sandboden, bauen Häuser und Kirchen und Kasernen, Apotheken und Fabriken, Werkstätten und Geschäftsmagazine.

Städte und Städtchen wachsen aus dem Boden, wo der Schienenweg vorbeiführt. Durch die Eisenbahn erhält eine tote Welt frisch pulsirendes Leben; Kisil Arwat, Asschabad, Merw, Tschardschui, Bochara und Samarkand: aus ihren Ruinen erstehen neue Städte mit mächtigem Handel und Wohlstand, mit zahlreichen Einwohnern, die sich von Jahr zu Jahr mehren.

Solche Erfolge haben namenlose Mühe gekostet, und das Unternehmen gelang wol zum grossen Teil deshalb, weil ein Mann wie General Annenkow an seiner Spitze stand, ein wahrhaft genialer Mann von rastloser Energie und seltenem Mut, der sich durch keine Zweifel beirren liess, der allen Nörgeleien und Spötteleien zum Trotz das Riesenwerk in Angriff nahm und es auch ruhmvoll zu Ende führte, obgleich Gegenwühlereien persönlicher und sachlicher Feinde ihm ununterbrochen Hindernisse zu bereiten suchten. Anfangs hatte er beim Bau der Bahn durch die Natur der Strecke, durch die schlechten Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen, mit gewaltigen Beschwerlichkeiten zu kämpfen.

Das Baumaterial und die Arbeiter mussten aus Petersburg und Moskau, aus Südrussland und dem Kaukasus her-

beigezogen werden. Die ersten Mannschaften brachte man in Zelten unter, die späteren in nach und nach hergestellten Erdwohnungen und Erdhütten.



General Annenkow.

Nach dem Bericht des verstorbenen Staatsrates Heyfelder, eines Deutschen, welcher bei Annenkow als Chefarzt angestellt war und dessen mit echt deutschem Fleiss zusammengestellten Dokumenten und Nachrichten ich die Hauptdaten über den Bahnbau entnehme, gelangte man in die »Wohnungen« durch einen schräg gewundenen Gang, der

oft auch treppenartig ausgehauen war. Das Innere war ein Gelass, das bald einem Stall, bald einem Gemach ähnlich sah und zuweilen mehrere Abteilungen hatte; die Licht und Luft spendende Fensteröffnung befand sich an einer dem Eingange entgegengesetzten Seite schräg, seitlich oder oben; in letzterem Falle war sie mit Gebälk eingefasst und mit Schilf oder Laubwerk überdeckt.

Diese Erdwohnungen oder »Sakli« schützten im Sommer vor den Sandstürmen, vor der sengenden Glut und dem blendenden Licht in der schattenlosen Steppe, und boten im Winter einen warmen, angenehmen Aufenthalt.

Noch einfacher als die Sakli waren die »Erdhütten«: ganz gewöhnliche Löcher, welche man mit einem primitiven Dach aus Balken, Reisig oder Erde versah und durch eine ebenso primitive Thüre verschloss.

Das Schwierigste beim Bahnbau war wol die Ueberwindung des Flugsandes, welcher niemals stille stand, sondern sich fortwährend bewegte, der keine Schienen hielt, keine Vegetation vertrug. Durch Begiessen mit Seewasser und durch Bedecken mit herbeigeführter Lehmerde gelang es endlich, ihm mehr Beständigkeit zn geben.

Dadurch war der Boden indes nicht auch vor Versandung durch Stürme geschützt, und deshalb wurden dort, wo das Letztere zu befürchten war, wagrechte Saxaulzweigschichten angebracht, die etwas über die Dämme und Schienen herüberragten. An einigen Stellen, wie in Merw und Kisil-Arwat, wurden Millionen junger Bäume, Tamarixstauden und wilder Hafer angepflanzt. Oder man stellte — gleich Vorrichtungen gegen Schneewehen — kreuzweis übereinander gesteckte Schindellehnen auf, an welchen sich der Flugsand sammelte.

Fast ebenso schwierig wie die Besiegung des Flugsandes war die Versorgung der Mannschaften mit Wasser. Man destillirte Meerwasser und führte dieses mit den Eisenbahnzügen zur Verteilung umher. Man grub ferner artesische Brunnen und zog Wasserstrassen und Kanäle selbst aus weitentlegenen Flüssen.

Die Bahn, 1360 Werst oder 1433 km lang, war äusserst schnell, in knapp zwei Jahren fertig, was umsomehr hervorzuheben ist, als alle Maschinen, alles Material und selbst die Menschen von weit hergeschafft wurden, als das Klima und das Terrain grosse Hindernisse boten. Die Schnelligkeit ist aber eine Folge davon, dass nicht viel gezögert wurde, dass alles ohne Aufenthalt von Statten ging. War eine Strecke baufähig befunden worden, so warfen die Erdarbeiter sofort den Damm auf. Traf man auf Flüsse, Kanäle, Wasserbehälter, so überbrückte man dieselben sogleich mit schon vorrätigen, aus Petersburg herbeigebrachten eisernen Bogen von je zwei Meter Breite. Auf die Erdarbeiter folgten dann die Techniker, die Schwellen- und Schienenleger und die Telegraphenbauer.

Für die wichtigeren Arbeiten wurden Russen verwendet, für die gewöhnlichen aber Asiaten: Perser, Turkmenen, Bocharen, seltener Kirgisen und Kalmücken. Während die Russen anderthalb Rubel für den Tag erhielten, waren die Asiaten mit 22—30 Kopeken vollkommen zufrieden. Sie lebten sehr bescheiden. Leichte Kleidung genügte ihnen, ihre Füsse waren nackt oder mit rohem Bastgeflecht bekleidet, ihr Mittagsmahl bestand bloss aus Reis oder einer Arbusenschnitte. Die Zahl der beim Bahnbau beschäftigten Asiaten überstieg 20 000, während nur ein paar tausend Russen im Dienste standen.

Alle Arbeiter bildeten ein ganzes Armeecorps, welches militärisch organisiert war. Je 50—100 Mann unterstanden ausgedienten Soldaten, welche wieder von Offizieren befehligt wurden. Militärischen Anstrich hatte ebenso alles Uebrige; die Stationsvorsteher, die Oberkondukteure, die Depotbeamten und Mechaniker waren Offiziere und Soldaten, aktive oder ausgediente.

Die oberste Leitung lag in den Händen Annenkow's. Ihm standen ein Kanzleichef, vier militärische Beamte, zwei Oberingenieure und mehrere Unteringenieure zur Seite. Je 25 bis 50 Werst der zu bauenden Strecke wurden von einem der letzteren beaufsichtigt.

Die Arbeiter beschäftigten sich nicht alle auf einmal, sondern in zwei Partien, von denen die eine von 6 Uhr früh bis 12 Uhr Mittags, die andere von 12 Uhr Mittags bis 6 Uhr Abends verwendet wurde. Täglich stellte man im Durchschnitt 3 bis 4 Werst fertig.

Die Beförderung des Materials und der Menschen geschah mit der Bahn selbst. Es bestand eine bewegliche Kaserne — nämlich ein Zug von 30 bis 50 Wagen, welcher mit dem Bau vorrückte. Er enthielt in zweistöckigen Waggons Wohnzimmer, Schlafräume, Speiselokale, Küchen, das Offizierskasino, die Kanzlei des Generals, Wasservorräte, Esswaren, ein Zeughaus, eine Apotheke, ein Lazareth und ein Badezimmer. Jeder Wagen war 7 Meter lang, 3 Meter breit und fasste in beiden Etagen 50 Mann.

Für Beheizung und Beleuchtung beim Bau der transkaspischen Bahn verwendete man Naphtarückstände, und dieses Material ist auch jetzt noch in Gebrauch. Die Lokomotiven, die Stationshäuser, die Wohnungen, die Kasernen

und Posten werden alle mit Naphta geheizt, welches gleichfalls zum Kochen, für Backöfen und zur Zimmererwärmung dient.

Die Kosten der transkaspischen Bahn betragen erstaunlicher Weise nur 43520000 Rubel, also 32000 per Werst, wovon 14000 Rubel auf Rails, Klammern, Waggons, Maschinen, und 18000 auf Arbeiter, Wasserleitungen, Stationen, Brückenbauten kommen. So ist diese Eisenbahn nicht blos eine der am schnellsten gebauten Bahnen, sondern auch eine der billigsten. Schnelligkeit ist eben Ersparnis. Die Arbeiter waren hier allerdings nicht teuer. Dass Gebirgszüge, enge Thäler, Schluchten, Städte, Privatbesitze, welche anderswo grosse Kosten verursachen, fast gänzlich fehlten, ist nicht so wichtig, denn es kommen dafür andere Dinge in Betracht, nicht minder grosse Schwierigkeiten als jene, und besonders nahm die unglaublich grosse Zahl der Brücken — es sind mehr als 4000 auf der ganzen Strecke — viel Zeit und Geld in Anspruch.

Die transkaspische Bahn ist ein mächtiges Werk sowol vom militärischen als kommerziellen, vom russisch-patriotischen wie wissenschaftlich-geographischen und kulturhistorischen Standpunkt betrachtet.

Die Turkmenensteppe, welche im Süden durch das Plateau von Iran, im Norden durch den Amu Darja, im Osten durch das kaspische Meer begrenzt wird, welche früher die unüberwindliche Kluft zwischen Europa und Asien bildete, ist jetzt das Land, welches beide Weltteile verknüpft. Sie ist zu einer bequemen Verkehrsstrasse geworden, und Orient und Occident treffen sich auf ihr leichter, als es je bisher der Fall gewesen, und auf demselben Wege, wo einst, im grauen Altertum, die Wogen des Oxus zum

Kaspischen See schäumten, stürmt heute das Dampfross dahin. Die morsche Vergangenheit weicht der kraftvollen eisernen Neuzeit.

Der kürzeste Weg nach Indien, den die Völker des Abendlandes seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden gesucht, ist gefunden; das Problem, an dessen Lösung sich die grössten Männer aller Zeiten und Zonen vergebens gewagt, ist gelöst.

Columbus zog einst — gerade vier Jahrhunderte sind seitdem verflossen — rastlos durch die Meere und suchte Indien, aber er fand es nicht und entdeckte statt seiner die Neue Welt.

Vasco de Gama erreichte das vielgepriesene, vielbegehrte Land allerdings, allein auf dem gewaltigen Umweg um das Kap der guten Hoffnung. Und doch galt die Entdeckung dieses Weges als ein weltbewegendes Ereignis. Die Reise nach dem Reiche der Wischnuanbeter nahm — wie früher Jahre — jetzt bloss Monate in Anspruch.

Da wurde endlich in unserem Jahrhundert das Dampfschiff erfunden, und was Monate gedauert, wurde in Wochen vollführt.

Noch mehr schwanden die Entfernungen, als der Suez-Kanal des genialen Lesseps den Weg um Afrika ersparte. Die Fahrt betrug jetzt bloss 30 bis 40 Tage.

Die transkaspische Bahn hat selbst diese Zeitdauer um das dreifache verkleinert. Man macht keinen Bogen, keinen Umweg mehr von Europa nach Indien; man fährt von Paris und London, Berlin und Wien nach dem alten Samarkand — und vielleicht bald nach Kalkutta — in einer geraden Linie, man gelangt auf dem kürzesten, sichersten, einfachsten Weg aus dem Herzen des Occidents in das Herz

des Orients. Und das unersättliche Russland ist dem englischen Indien, von welchem es noch vor wenigen Jahren durch eine Breite von mehr als tausend Werst getrennt war, um ein gewaltiges Stück näher gerückt, es steht hart an der Grenze des gesegneten Landes, nach welchem es schon seit Jahrhunderten zärtlich begehrend schielt, und kann seinen plumpen, Alles zerstampfenden Fuss dorthin setzen, wann es will...

Wem dies Alles bei der Reise von Usunadda nach Samarkand durch den Sinn geht, dem redet das Tik-Tak des durch die Wüste dahinsausenden Zuges eine eigene Sprache......

Nachdem ich mich in Usunadda ein paar Tage elend gelangweilt, kam endlich der erlösende Abreisetag. Der Zug setzt sich in Bewegung und fort geht's in unwirtliche Wüsten und Steppen.

Schauen wir uns ein wenig unter meinen Reisegefährten um! Es sind ihrer nicht viele — ein paar Turkmenen, Bocharen, Perser, Armenier, russische Offiziere und ein Vertreter jener Nation, die man überall anzutreffen gewohnt ist: ein Engländer. Alle führen eine Unmasse Gepäck mit sich: Körbe mit Speisen und Getränken, den unentbehrlichen Ssamowar, allerlei Kochgeschirre, ja sogar Bettzeug, vermittelst dessen sie sich's auf der über 75 Stunden andauernden Reise nach Samarkand recht bequem machen.

Die russischen Eisenbahnkondukteure sind nicht so geizig mit den Plätzen im Zuge wie die europäischen. Da nimmt jeder Passagier eine Bank für sich oder gar zwei, und streckt sich behaglich aus und raucht und schläft, und kein Störenfried belästigt ihn.

Die Züge führen vorläufig nur zwei Klassen: die zweite und dritte. Die Wagen der zweiten Klasse sind hellgelb, die der dritten hellgrün, ganz so wie im übrigen Russland.

Für die mohamedanischen Frauen sind besondere Abteilungen bestimmt. Jeder Wagen trägt die russischen Buchstaben S. W. Sh. D., die Bezeichnung der Bahn, nämlich Sakaspisskaja wojennaja shelesnaja doroga: Transkaspische Militäreisenbahn.

Die Bänke der zweiten Klasse sind einfach und lang, ohne allen Komfort, ohne Tuchbekleidung. An der einen Seite im Innern ist ein freier Raum zum Durchgang; an beiden Enden befinden sich die Ausgänge, seitwärts gibt es keine. Die Waggons dritter Klasse sind womöglich noch einfacher eingerichtet, als die der zweiten. Sie dienen hauptsächlich für die Beförderung von Soldaten und Arbeitern.

Bei der langen Reise, die meist durch Wüsten und Sandsteppen geht, kann leicht ein Unglück geschehen, und die Kondukteure halten deshalb alle möglichen Medikamente und Rettungsmittel in ihrem, mit einem Ofen versehenen Kämmerchen.

Von Usunadda bis Merw läuft die Bahn hart an der persischen Grenze hin und berührt sie bei der Station Lutafan.

Im Süden gewahrt man die Ausläufer des Elberus in malerischer Abwechselung, im Norden aber nur die Wüste Kara-Kum.

Die Gegend wird nach und nach geradezu trostlos. Wohin der Blick reicht — Sand, Sand und nichts als Sand...

Bricht die Nacht herein, so ist es ein seltsam unheimliches Bild, das die Steppe bietet: das Licht des Mondes und der Sterne webt gespensterhafte Gestalten in die stille Luft, und durch die Einsamkeit tönt kein Laut, als das

Keuchen des Zuges, der sich durch die Wüste seinen Weg bohrt.

In den Wagen liegen die Reisenden schnarchend am Boden und auf den Bänken, und das Kerzenlicht hüllt Alles in dichte Dämmerung.

Die ersten 170 Werst sind vollständig wasserlose Strecke. Erst dann, bei der Station Kasandshiek, trifft man auf die ersten Süsswasserquellen. Hierauf wieder Steppe bis Kisil-Arwat, von wo sechs Strassen nach allen Windrichtungen führen.

Bei Kisil-Arwat beginnt die Oase von Achal-Teke, welche 217 Werst lang und abwechselnd 6 bis 15 Werst breit ist und von der ein überschwängliches turkmenisches Sprichwort sagt: »Als Adam aus dem Paradiese vertrieben worden, fand er in der ganzen Welt keinen schöneren Ort zu seiner Niederlassung, als Achal-Teke.«

Nach langer Wüstenfahrt macht dieser Landstrich wirklich einen entzückenden Eindruck, doch darf man keineswegs erwarten, dass die »Oase« ein grünes Paradies mit Wald und Feld und Wiesen sei, mit Palmen und duftigen Rosenhainen, durchzogen von silberschimmernden Bächen und Kanälen.

Die Oasen Transkaspiens sind meist schwächliche Pflanzungen, welche selbst im Frühling zu keiner besonderen Blüte gedeihen. Sie zerfallen je nach dem Grade der Bewässerung in mehr oder minder reich bebaute und bewachsene Felder mit Getreide und Fruchtgärten, in Weingärten von mässiger Ausdehnung, in Weideland an den Niederungen der Flüsse und auf etwa vorkommenden Höhen. Der Baumwuchs, meist in Gestalt von Pappeln, ist hauptsächlich auf die nächste Nähe des Wassers beschränkt. Erst

später, hinter Merw, und besonders im Serafschanthal, stösst man auf Oasen, die unseren Begriffen entsprechen.

Das Wasser, welches die Oase Achal-Teke befruchtet, wird von dem an der persischen Grenze gelegenen, 2000 m hohen Köpet-Dagh hergeleitet und in Becken an den Stationen gesammelt.

Nun geht es über erträglicheren fruchtbaren Boden, vorbei an verhältnismässig gut bewohnten Gegenden bis zur ersten grösseren Station, bis Geok-Tepe.



Bahnhof Geok Tepe.

Geok-Tepe ist ein historischer Ort. Da war es, wo am 12/24. Januar 1881 der ruhmvolle Skobelew, der später so ruhmlos in einem Dirnenhaus geendet, die Tekkes besiegte.

Es kostete einen heftigen Kampf, die Tekkes waren mutig, tapfer, energisch. Der russische General machte seine Soldaten in einem Tagesbefehl aufmerksam, dass sie sich auf eine »rasende Verteidigung« des Feindes, auf einen »Verzweiflungskampf« gefasst machen müssten.

Und er sagte nicht zuviel.

Die Tekkes schlugen sich wie Helden und hielten aus bis Not und Hunger ihren Widerstand brachen...

Geok-Tepe zählte vor dem Sturm der Russen eine Besatzung von 35 000 Mann, hatte aber in seinen Mauern nur ein einziges Geschütz, einen Vierpfünder mit Sandsteinkugeln. Die Belagerer dagegen waren bloss 5000 Mann stark, besassen aber 70 Geschütze. Am 12/24. Januar Vormittags 11 Uhr entlud sich eine von den Russen gelegte Mine und ein Teil der Mauern Geok-Tepes flog in die Luft.

Da gab Skobelew den Befehl zum Sturm und mit lautem Urrah drangen seine Offiziere und Soldaten in die Bresche.

Die Belagerten sammelten sich an der bedrohten Stelle zum letzten Widerstande. Was sie ergreifen konnten — Steine, Mauerstücke, Sandklumpen — warfen sie den Feinden entgegen; mit Lanze, Säbel und Messer fochten sie verzweifelte Zweikämpfe, bis es endlich den Russen gelang, in der Bresche einige Geschütze aufzupflanzen und von hier aus verderbenbringende Kugeln in die Reihen der Feinde zu schleudern.

In Massen sanken die Verteidiger von Geok-Tepe; mehr als die Hälfte von ihnen fiel dem Blutbade zum Opfer. Die Ueberlebenden, von wildem Entsetzen erfasst, versuchten zu fliehen. Aber Skobelew selbst, gefolgt von zwei Eskadronen Dragoner und einigen Sotnien Kosaken, setzte ihnen nach und machte noch 8000 Tekkes nieder...

Die Russen, welche nur 4 Offiziere und 55 Soldaten — abgesehen von 190 Offizieren und 311 Soldaten, die verwundet wurden — verloren haben sollen, zogen als Sieger in die eroberte Stadt ein. Sie fanden dort 7000 Menschenleichen und zahllose Tierkadaver auf den Strassen. Sieben Friedhöfe enthielten ebenfalls viele hundert frische Gräber. Hinter der Festung auf dem Wege zur Wüste lagen Tausende, die auf der Flucht erschlagen worden, und ebenso war die

Gegend vor der Festung, besonders die Seite, von welcher die Russen in die Stadt gestürmt, ein riesiges Leichenfeld. Fortwährend stampften die Pferde der Sieger Schädel und Körper von oberflächlich Begrabenen aus dem Erdboden.

Die Tekkes hatten sich wie Helden geschlagen, aber sie waren dem russischen General, dessen sie vorher gespottet, trotzdem unterlegen ... Und die einstigen Helden, die keine Zucht und Ordnung gekannt, die sich keinem Gesetz und keiner Oberhoheit gefügt, die halbnomadischen, räuberischen Horden, die man die Hyänen Mittelasiens genannt, die noch heute stolz und hochfahrend von sich sagen: »Wir sind ein Volk ohne Haupt, wir sind alle gleich, bei uns ist jeder ein König« — sie wurden halbzivilisirte gehorsame Sklaven des russischen Kaisers und erinnern sich nur dann noch ihres früheren Blutdurstes, wenn sie in den Reihen ihrer Besieger und Bedrücker für die Unterdrückung anderer asiatischer Völker kämpfen ...

Die Eisenbahn fährt dicht an der alten, vom Bache Germab durchzogenen Festung vorüber, wo der Sturm der Russen stattfand, während die neue Stadt einige Werst höher auf gesünderem Territorium liegt.

Weiter, weiter braust der Zug durch die eroberten Landstriche ...

Der Tag ist angebrochen. Zitternd huschen seine Lichter über die blühende Gegend der Achal-Teke-Oase.

Am Wege stehen oft Forts, Kasernen, Kibitken, kegelförmige Lehmhütten, Filzzelte. Dazwischen liegen fruchtbare Felder und Gärten mit Blumen und Sträuchern, zahlreichen Bäumchen und Bäumen.

Was einem Europäer auffällt, ist der vollständige Mangel an Bahnwächterhäuschen. In der Wüste gibt es

keine Chausseen, also auch keine regelmässigen Bahnübergänge. Die Reisenden übersetzen die Schienen, wo es ihnen passt. Statt der Wächterhäuschen sind deshalb alle $12^1/_2$ Werst Kasernen errichtet, wo mehrere Bahnwärter und Arbeiter zusammenwohnen. Jede Kaserne hat ein Türmchen, von dem man bei dem flachen Terrain und der Trockenheit der Luft die Hälfte des Weges leicht überblicken kann. Ausserdem gehen täglich je zwei Personen von den einzelnen Kasernen aus je 6 Werst auf und ab, um etwaige Hindernisse von den Schienen zu beseitigen. Auf dem Hinwege reitet der Eine und der Andere geht zu Fuss; auf dem Rückwege reitet der Letztere und der Erstere geht.

Die nächste grosse Station, welche wir berühren — 60 Werst östlich von Geok-Tepe — ist Asschabad, der Sitz eines militärischen Kommandanten, eine Station erster Klasse wie Merw, Tschardschuy, Bochara und Samarkand. Es gibt vier Klassen von Stationen. Die Zahl der Stationen überhaupt ist 59, davon sind 15 Hauptstationen.

Jede grössere Station hat Büffets, Logirhäuser, welche die in Mittelasien noch fehlenden Hotels ersetzen, Telegraph, Wohnhaus des Stationschefs und der Eisenbahnbeamten und eine Kaserne für die Arbeiter; ferner Reservoirs für Wasser und Petroleum, kleine Werkstätten und Lokomotiv-Remisen.

Die Bauten, anfangs Kibitken, später durch astrachanische Häuser ersetzt, sind jetzt meist aus gebranntem oder getrocknetem Ziegel, hier Samon genannt.

Um die Bahnhöfe werden überall »Gärten« angelegt — das heisst, man bepflanzt den sandigen Boden so gut es geht mit allerlei Bäumen und niedrigem Gesträuch, mit Tamarisken, Pappeln, Weiden und Schlingpflanzen.

Asschabad, vor einigen Jahren ein Haufe Erdhütten und Lehmbauten, ist heute eine blühende Festungsstadt mit 10 000 Einwohnern, einbegriffen Garnison, mit steinernen Bauten, Kasernen, Lazareten, Proviantmagazinen, reichen Bazaren, hat lebhaften Handel und Verkehr, besitzt eine Buchdruckerei, ein Photographie-Atelier, zahlreiche Handwerkerläden, Krämergeschäfte und zuletzt, aber nicht in geringster



Bahnhof Asschabad.

Zahl, Wodkahäuser, wo man guten, sehr guten Schnaps bekommt, ein Labsal für die Russen und die Eingeborenen.

Der Bahnhof ist für die Verhältnisse gross und schön. Betrachten wir einen Augenblick das Leben beim Ankommen des Zuges, welcher hier längeren Aufenthalt nimmt.

Welch ein Treiben und Drängen und Stossen und Schreien!

Der Speisesaal ist ein nettes Zimmer, geräumig, sauber, mit weissgedeckten Tischen, auf denen dampfende Speisen der Abnehmer harren. Neben den Tellern liegen Servietten, Gabel, Messer — lauter Dinge, welche in Zentral-

asien noch vor zwanzig, noch vor zehn Jahren völlig unbekannt waren. Im Nu sind alle vorhandenen Plätze besetzt, das aufgestellte Essen wird mit Hast verschlungen. Schtschi, das beliebte Kohlgericht in Suppe, bevorzugt man vor Allem, dann nimmt man Fleisch, Beefsteak, Thee oder Kaffee, Butterbrod, Wein, Bier und besonders Schnaps, viel Schnaps. Alles hat seine festen Preise, wie auf den Bahnhöfen im europäischen Russland, auf jedem Tisch liegt eine vom Stationschef kontrollirte und eigenhändig unterzeichnete Speisekarte, und etwaige Beschwerden über schlechte Kost oder Ueberhaltung im Preise sind an diesen zu richten und werden streng bestraft. Braten kostet 30 bis 40 Kopeken; ein Butterbrod — das im Russischen ebenso heisst — belegt mit Käse oder Fleisch 5 Kopeken; Suppe 10, mit Ei 15; Kaffee mit Brod, Milch und Zucker 15; Thee mit Zucker und Brod 10, Milch dazu 5; heisses Wasser zum Ssamowar ein ganzer Liter 2 Kopeken; Bier 30 oder 50 Kopeken die Flasche; Wein aus der Krim 55 Kopeken der halbe Liter. Man sieht, recht erträgliche Preise, besonders wenn man die Oertlichkeit in Betracht zieht.

Auf dem Bahnhof kann man die interessantesten Studien machen. Hier ist der Rendezvous-Platz der Offiziere der Garnison; hierher kommen sie, um mit den Durchreisenden ein paar Worte zu wechseln, um zu erfahren, was es draussen in der Welt Neues gibt. Die Leute führen ein freudloses Dasein, um so freudloser, je ehrlicher und gewissenhafter sie sind. Ein grosser Teil der Beamten und Militärs ist zusammengewürfeltes Volk. Männer von fragwürdigem Rufe, verkommene Künstler und Schriftsteller, Kurpfuscher und herabgesunkene Grossindustrielle, spitzbübische Offiziere und Edelleute hat man hierhergesandt als Zivilisatoren, als Be-

amte, als Aerzte! Allerdings findet man auch brave, ehrliche Leute, die nur Pflichtgefühl hier hält, allein diese leben dann erst recht zurückgezogen und einsam und traurig . . .



Bahnhof Baba Durmas.

Von Asschabad, welches die Perser die »Stadt der Trauer«, die Tekke-Turkmenen aber die »Stadt der Liebe« nennen, geht es weiter in fortwährendem Wechsel durch Wüsten und Kulturland.

Zwölf Werst hinter Asschabad sind die Ruinen von Nissa.

Bis Geürs, 32 Werst von Asschabad, ist Kulturland, dann folgt ein 45 Werst breiter Wüstenstreifen, hinter dem die Tedschen-Oase beginnt, als Fiebernest und durch Milliarden kleiner gefährlicher Fliegen berüchtigt, aber mit einem lehmigen, zur

Ziegelbereitung geeigneten Boden. Mitten in der Wüste eine freundliche Station: Baba Durmas.

Nach Ueberwindung eines langen schweren Wegestückes erreichen wir die Merw-Oase. Dem eben durchzogenen öden lehmigen Boden folgen jetzt üppige Ansiedlungen.

Eine der wichtigsten russischen Errungenschaften des letzten Jahrzehnts war die unblutige Annektirung von Merw. Denn dieses Gebiet, welches selbst der »grosse« Skobelew nicht zu unterjochen vermocht hatte, das aber 1884 »freiwillig« um die russische Schutzherrschaft ansuchte und dieselbe gnädigst erhielt, ist eine der letzten Etappen auf dem Zuge der Zaren nach Indien.

Die Oase Merw, eine meist aus Thonboden bestehende, hier und da von Sandstreifen durchzogene Ebene liegt östlich vom Tedschenflusse bis zum Ende des Murghab und bildet einen Teil jenes russischen Gebietes, welches — im Süden von Persien und Afghanistan, im Norden von Chiwa begrenzt — sich vom Kaspi bis zum Oxus oder Amu Darja erstreckt.

Sie hat 64 Kilometer Länge, ebensoviel Breite und ein Areal von über 4000 qkm. Die Einwohnerzahl beträgt nach den Einen 100000 oder 200000, nach den Anderen 300000 oder eine halbe Million. Sicheres feststellende Volkszählungskommissionen gibt es unter den halbzivilisirten oder richtiger halbwilden Völkern Mittelasiens noch nicht.

Ihre Fruchtbarkeit verdankt die Oase von Merw dem Murghab oder weissen Fluss, der auf dem Sefadkusch Afghanistans entspringt und etwa 320 km lang ist. In einer Entfernung von 192 bis 224 km fliesst er eine weite Strecke parallel mit dem Tedschen. Bei Pendscheh, etwa 200 km nördlich von Herat, dort, wo der Kuschk sich in ihn ergiesst,

hat er eine Breite von 18 und eine Tiefe von 9 m. Von hier an verflacht er sich immer mehr, ist dann nur 7 m tief und dann noch weniger und kann zuweilen sogar durchwatet werden. Hinter Julutan, wo eine Brücke über ihn führt, geht er in die Ebene von Merw über, die er in kunstvoll angelegten Kanälen durchflutet.

Die heute zu Russland gehörige Oase hat eine wundersame bunte Geschichte, die bis ins graue Altertum zurückreicht.

Beginnt doch die iranische Geschichte überhaupt nächst Balch und Seistan mit Merw oder Muru, dem reinen, dem festen, welches Ormuzd als das dritte von ihm geschaffene Land bezeichnet. Später wurde Merw eine parthische Provinz, unter dem Namen Marghiana. Von Alexander dem Grossen behaupten Sagen und Legenden, dass er in Merw geweilt, doch ist dies durch keine historisch beglaubigte Thatsache erwiesen. Sicher dagegen ist, dass dort Antiochus Zoter, Sohn des Seleukos Nikator geherrscht.

Zu den frühesten Bewohnern Merws seit der neuen Zeitrechnung gehörten nestorianische Christen. Im Jahre 420 wurde dieser Ort sogar zum Sitz eines Metropoliten erwählt.

Wenige Jahrhunderte später brauste der Islamsturm über die Welt und brach auch die Mauern von Merw, wo die Gouverneure der Chalifen die Hauptstadt Chorassans, die berühmte Schadschihan, die Königin der Welt, gründeten.

Unter der Herrschaft der Araber erblühte für Merw die Glanzzeit. Mehr als 700 000 Einwohner wetteiferten miteinander in der Ausübung von Kunst und Wissenschaft, in der Pflege alles Edlen und Nützlichen.

Da prangten im Grün der Palmen weisse wundervolle Häuserlabyrinthe und durch duftige Rosenhaine schlang sich

leuchtend der silberne Murghabfluss, und in weiten Prachtgärten blühte das schönste Blumenleben. In Marmorbassins spiegelten sich Lustbauten mit goldenen Zinnen, und im Scheine der Sonne funkelten gleich Riesendiamanten die Denkmäler und Tempelkuppeln. Auf den Höfen der Moscheen und in den reichen Bazaren flutete ein mächtiges Treiben, ein heiteres, vielgeschäftiges Durcheinander von Reitern und Fussgängern, von Kaufleuten und Kriegern, Derwischen und Gelehrten...

Eine interessante Episode in der Geschichte des islamitischen Merw bildet das Auftreten Mokannas, des »verschleierten Propheten von Chorassan«, welcher durch fünfzehn Jahre das Land beunruhigte. Er trug sein Antlitz stets mit einem grünen Schleier, nach Anderen mit einer goldenen Larve verhüllt, daher sein Name Mokanna, der Verschleierte. Seine Anhänger hiessen Seffidschamegan, die Weissgekleideten.

Was Mokanna in seinen Lehren verkündete und ob er im Allgemeinen gewisse Dogmen aufstellte, darüber ist nichts bekannt. Vambery, welcher über den Lebensgang Mokannas in seiner monumentalen Geschichte von Bochara ausführlich berichtet hat und auf den ich mich hier stütze, meint: aus den Kundgebungen des verschleierten Propheten könnte man die Vermutung gewinnen, dass er die Lehre der Inkarnation zu verbreiten beabsichtigte und dass aus ihm der Einfluss sowol indischer, als auch altpersischer Religionsbegriffe heraussprach. Ein Merwer Schriftsteller Narschachi, welcher drei Jahrhunderte nach Mokanna gelebt, behauptet, dass die Anhänger desselben sich aller Gebete und frommen Handlungen enthalten, Weibergemeinschaft geübt und das Töten eines Mohammedaners als das gottgefälligste Werk betrachtet hätten.

Mokanna oder Haschim bin Hekim war aus Geze im Merwer Gebiet gebürtig und hatte sich bereits in frühester Kindheit durch seltenen Scharfsinn und grosse Kenntnis in Geheimkünsten und Geheimwissenschaften bemerkbar gemacht. Zur Regierungszeit des Ebu Muslim, welcher in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung als Vasall der Chalifen in Merw residirte, trat er mit der Behauptung seiner prophetischen Sendung auf; doch verhielt er sich bei Lebzeiten des genannten Regenten, welcher sich von einem Riemerlehrling zu einem der ersten Herrscher seiner Zeit aufgeschwungen, vollkommen ruhig und versteckt, und erst nach Ebu Muslims Tode, als im Lande Unruhen ausbrachen und Streitigkeiten der Regierenden die Ordnung lockerten und lösten, erachtete er seinen Moment für gekommen.

Und er ging unter das Volk und verkündete in stolzen Phrasen seine Religion. Aber man verspottete ihn. Und der neue Prophet wurde respektlos nach Bagdad geschleppt und dort eingesperrt. Auf rätselhafte Weise gelang es ihm zu entkommen, und er nahm nun wieder in der Umgegend von Merw seinen Aufenthalt, fand anfangs auch viele Gläubige, konnte jedoch keinen festen Fuss fassen und begab sich daher schliesslich in eine zu Kesch — heute Schehri Sebz — gehörige, auf dem Berge Sam oder Sanam gelegene Festung. Hier soll er sich durch vierzehn Jahre lang ununterbrochen aufgehalten und von da aus durch einen »Stellvertreter« den Religionskrieg, den er in Mittelasien entfacht, geleitet haben. Während Mokanna sich in strengster Verborgenheit hielt, kämpfte der Stellvertreter im Namen des verschleierten Propheten, welcher sich auch Gott nennen liess, für die heilige Sache.

Die Zahl der Bekehrten wuchs immerfort, und die neue Lehre gewann noch mehr durch die Unterstützung der Türken, deren Islamtum damals keineswegs felsenfest war und welche die ihnen gebotene Gelegenheit zum Rauben gern wahrnahmen. Und nun beherrschte Mokannas Macht durch lange Jahre jene Gegenden. Seine Truppen überfielen die Dörfer der Rechtgläubigen, zerstörten die Moscheen und machten die Bewohner zu Sklaven oder mordeten sie erbarmungslos.

Aber endlich war der Stern Mokannas im Niedergang.

In einem heftigen Kampfe mit den arabischen Truppen fiel »der Stellvertreter Gottes« und die Weissgekleideten, ihres Feldherrn beraubt, wichen auseinander.

Nun zog der Statthalter von Chorassan Muaz bin Muslim, welcher sich mit dem wegen seiner Tapferkeit berühmten Emir von Herat, Saïd ul Harischi, vereint hatte, mit einem gewaltigen Heere gegen Mokanna selbst, um ihn in seinem Schlupfwinkel zu überfallen.

Hier hatten sich 50000 Weissgekleidete zum Schutze ihres Gottes versammelt. Um sich für die bevorstehenden schweren Stunden zu stärken, begehrten sie endlich einmal das Antlitz des Erhabenen zu schauen. Er aber, »der Herr aller Welten«, mochte ihnen die Bitte nicht erfüllen und sandte ihnen einen Boten und liess verkünden:

»Vernehmet meine Diener, dass auch Musa mein göttliches Haupt unverhüllt sehen wollte, jedoch die Strahlen meines Glanzes nicht aushalten konnte. Denn den Erdgeborenen tötet mein Anblick.«

Die Weissgekleideten schworen aber hoch und teuer, dass ihnen selbst die Opferung ihres Lebens leicht fallen

würde, könnten sie des gewünschten Glückes nur einmal teilhaftig werden.

Da der verschleierte Prophet durch längere Weigerung den Unmut seiner Diener zu erwecken fürchtete, versprach er, ihre Bitte zu erfüllen und sich ihnen in unverhüllter Herrlichkeit zu zeigen. Er berief seine Gläubigen für den Abend vor das Festungsthor. Hier stellte er alle seine Weiber mit Spiegeln in den Händen auf, und die Strahlen der versinkenden Sonne reflektirten in den Spiegeln, und als vom Wiederscheine Alles ringsum in hellem Glanze erstrahlte, liess er die Thore öffnen, und das hinausflutende Licht blendete die Augen der draussen harrenden Gläubigen derartig, dass sie in den Staub sanken und demütig riefen:

»O Gott, genug für uns von dieser Herrlichkeit! Wenn wir mehr sehen, erblinden wir...«

Und die Thore der Festung schlossen sich wieder, und die Weissgekleideten erhoben sich, gestärkt zu neuem Kampf... Ach, und sie brauchten Mut und Geduld und Vertrauen zu ihrem Gott, denn der nun herannahende Feind war von ungeheurer Uebermacht.

Muaz sandte zuerst einen Boten an Mokanna und bot ihm friedliche Lösung an. Der Prophet aber wies dies Anerbieten stolz zurück, und der Kampf begann.

Die Mohammedaner konnten die Festung nicht im ersten Sturm erobern. Die Belagerung zog sich in die Länge, dauerte Wochen, Monde, Jahre. Als endlich aber Kizum, der Bruder Mokannas und jetzige Befehlshaber der göttlichen Herscharen mit 30000 Weissgekleideten den Feinden in die Hände fiel und gleich darauf auch die Besatzung der äusseren Festung, welche aus den treuesten Anhängern des verschleierten Propheten bestand, von bitterstem Hunger

gepeinigt, sich ergeben musste — da waren Mokannas Tage gezählt...

In diesen Tagen, als der Prophet sich von seinen Getreuen verlassen sah und keine Hoffnung auf Rettung mehr hatte, versammelte er alle seine Weiber zu einem Zechgelage und kredenzte ihnen Wein, in welchen er schon früher heimlich Gift gemischt. Und alle tranken und starben eines sofortigen Todes — bis auf Eine, namens Banuka, welche Mokannas That bemerkt und den Wein statt in ihre Kehle in ihren Busen geschüttet hatte und nun als Scheintote dalag und so Zeugin der letzten Momente des Gottes ward.

Mokanna, der Alle tot glaubte, stürzte sich jetzt in einen drei Tage hindurch erhitzten Ofen, in welchem er spurlos verschwand...

Banuka wartete vergebens auf die Wiederkehr Mokannas. Da erhob sie sich, sperrte das Festungsthor auf und übergab die Zitadelle samt allen Reichtümern und Wunderhülfsmitteln des Gottes dem Feinde, aber gegen eine angemessene Belohnung. Sie soll 10 000 Aktsche (2000 Francs) bekommen haben.

Der glückliche Ausgang des durch fünfzehn Jahre geführten Kampfes erweckte überall im Lande Freude, und die noch übrig gebliebenen versteckten oder offenen Anhänger Mokannas wurden arg bedrückt. Doch soll es noch mehrere Jahrhunderte später — 512 oder 1128 — vereinzelte Weissgekleidete gegeben haben.

Nach Mokannas Tod kehrte in Merw keineswegs der Friede ein. Fortwährende Bürgerkriege durchwühlten das Land, entkräfteten das Volk. Jedes erquickende Bild ward wie mit einem eisernen Besen jählings wieder hinweggefegt, um grauenvollen Scenen Platz zu machen, und da, wo einst

Laute des Friedens, Worte der Wissenschaft, des ruhigen Handels und fröhlichen Wandels ertönt, war nun ein Orkan wüster Stimmen entfesselt. Die Blüte der Kunst, welche ehemals im Diadem der »Weltenkönigin« eine herrliche Zier gewesen, lag vom rauhen Kriegssturm entblättert im Staube, und das heitere Leben, das in frischen Strömen das Land durchzogen, war in ein Meer von Thränen und Blut verwandelt. Und überall, wohin man den Blick wandte, gewahrte man rauchende Trümmer, und überall, wohin das Ohr ängstlich lauschte, vernahm man Fluch und Gestöhn, Pferdestampfen und Schwertgerassel...

Im Jahre 933 rissen die Bocharen die Hegemonie Mittelasiens an sich und auch Merw unterlag ihrer Macht.

Zwei Jahrhunderte später nahte aus der Gobiwüste jener entsetzliche Orkan, welcher über die ganze alte Welt verheerend zog: unter Staubwolken und Feuergarben kam mit seinen blutdürstigen Horden der »schon mit bluttriefender Hand geborene« Mongolen-Chan Dschengiz, der grosse Weltverwüster, dahergebraust. Die Erde ward ihm unterthan, ihm gehorchten alle Länder vom Ostozean bis zam baltischen und adriatischen Meere, von den Palmenhainen am unteren Indus und am Euphrat bis zu den Eisgefilden Sibiriens, und überall, allüberall ragten Pyramiden von Menschenknochen, die er gehäuft...

Auch die Mauern des alten Merw erzitterten vor seinem Ansturm. Mutig leisteten die Bewohner Widerstand und harrten durch 22 lange bange Tage aus. Dann aber, von Not und Hunger gepeinigt und von Uneinigkeit entkräftet, beschlossen sie, sich zu ergeben.

Sie sandten einen angesehenen Mann mit reichen Geschenken, vielem Geld, prächtigen Gewändern, zahlreichen

wenige Häuser und Hütten blieben noch stehen und dienten als Gefängnisse für Deportirte.

Seit Anfang unseres Jahrhunderts gehörte das Gebiet von Merw abwechselnd zu Bochara und Chiwa, bis 1846 die Tekke-Turkmenen die letzte chiwenische Besatzung überfielen und ermordeten. Die Tekkes bauten darauf unweit des alten Merw eine neue Festung, Kauschud-Chan-Kala.

Nach dem Sturz Geok-Tepes fanden es die Tekkes für angezeigt, sich 1884 »freiwillig« unter russischen Schutz zu stellen.

Dies kam Keinem unerwartet, der die mittelasiatischen Verhältnisse und besonders Russlands Beziehungen zu den Ländern am Oxus mit aufmerksamem Auge verfolgte. Schon Peter der Grosse hatte zärtliche Gelüste für jene Gebiete gehegt, und vor allen mochte ihn die Oase von Merw, welche inmitten von Wüsten und Salzsteppen in reicher Blüte prangt, ordentlich gereizt haben. Und der grosse kluge Peter sandte Boten an die damaligen Herren von Merw und schloss mit ihnen 1713 ein Bündnis; seine Absicht ging dabei dahin, sich mit List oder Gewalt des »verbündeten« Staates zu bemächtigen. Aber es geschah nicht gleich nach dem Herzen des grossen Zaren, welcher sich stets so sehr nach dem Meere gesehnt, ob es nun Ostsee oder Pontus Euxinus, Persischer Busen oder Indischer Ozean hiess... Erst beinahe hundert Jahre später, 1803, nahm der Abdalstamm der Turkmenen das erste russische »Schutzdokument« entgegen — und nun regnete es solche zu Dutzenden. 1811, 1813, 1820, 1837, 1840 und 1856 erneuerte sich das stille heimliche »Bündnis«. Freilich war es vorläufig immer nur von kurzer Dauer, und die russischen Soldaten, welche mehrfache Versuche gemacht, sich in Transoxanien, besonders in

der Merw-Oase, festzusetzen, mussten kläglich jedesmal wieder abziehen. Darob grosser Aerger und Verdruss im Winterpalast an der Newa. Endlich, endlich glückte es dem Zar-Befreier, in Merw-Turkmenien anständige Erfolge zu erringen. Die völlige Besitznahme des Landes blieb Alexander dem Dritten vorbehalten, welcher 1884 von den Tekkes um die Gnade des russischen Jochs angegangen wurde — eine Gnade, die er gern und sofort gewährte.

Das neue Merw — die Festung Kauschud-Chan-Kala — besteht erst seit 1860 und war bis vor wenigen Jahren ein gefürchtetes Räubernest, ist jetzt aber zu einem Kreuzungspunkt friedlicher Karawanenzüge, zu einem der wichtigsten Zentren mittelasiatischen Handels geworden.

In den Strassen, welche zum Teil sogar gepflastert und mit Laternen versehen sind, erheben sich neben den mit Zeltleinwand überdeckten Holzbaracken und Lehmhütten der Eingeborenen grosse europäische Bauten aus Ziegelsteinen mit Glasfenstern und Steintreppen und reizenden Gartenanlagen. Und auf dem Marktplatz wogt ein lebhafter Verkehr, wie fast in den Bazaren von Tiflis, in den Kaufhäusern von Moskau und Petersburg, von Kasan und Nishny-Nowgorod.

Hinter Merw befindet sich die berühmte Brücke über den Amu Darja, welche ganz aus Holz gebaut ist und auf 3000 Pfeilern ruht. Bei mittlerer Geschwindigkeit dauert die Bahnfahrt über dieselbe 15 Minuten.

Sechsundzwanzig Werst von der Festung Kauschud-Chan-Kala liegt die Station Beiram Ali mit den Ruinen des alten Merw.

Kein Laut mildert die Stille der Wüstennacht.

Grenzenlos dehnt sich vor mir das Trümmerfeld, und über die phantastischen Formen zuckt fast furchtsam das graugelbe Mondlicht.

Von unheimlichem Zauber gebannt, schreite ich näher und näher, und über halbzerfallene Stufen dringe ich ins Innere ein.

Schutt über Schutt, Ruinen an Ruinen, eine Kulturgeschichte auf der anderen! . . .

Hier und da ragt noch ein Tempel mit geborstenen Wänden. Vor den mosaikverzierten Portalen halten Steinkolosse die Wacht, und an den schwanken Säulen lehnen wie im Todeskrampf rätselhafte Statuen. Drohend hängen die Gewölbe der Decken herab und in den Nischen prangen Schriftzeichen und Bilder.

Matt sinke ich auf einen Marmorblock nieder. Es ist der Grabstein eines grossen Herrschers. Was blieb von ihm? Und was von all den Königen und den Nationen, die hier gelebt, gekämpft, geherrscht, gestorben?

Vermodert sind sie. Ihre Asche zerstreut der Wüstenwind in alle Gegend. Millionen Wesen sind in Atome aufgelöst, und sie und ihre Thaten, die einst die ganze Welt aus den Fugen zu reissen drohten. sind vergessen, vergessen —

Nur auf der einen oder anderen Seite gedenkt die Geschichte flüchtig ihrer. Ich schlage diese Seiten auf, und aus den knappen Skizzen gestalten sich mir die Bilder alter, uralter Zeiten . . .

Erst langsam und lose, dann immer klarer und fester erhebt sich vor meinem staunenden Auge die ehrwürdige reine gesegnete Feste des Ormuzd in ihrer ersten Jugendblüte. Die Erde ist voller Wonnen und die Menschheit

sorglos selig. Noch trübt ihr Herz und ihren Geist kein falscher, unverstandener Glaube. Des Lichtes hehre Lehre strahlt ihnen auf der Bahn des Lebens, erhellt die schlichten Hütten, begleitet sie bei der friedlichen Arbeit und erquickt sie im Tode . . .

Das Blatt wendet sich: Jahrhunderte, Jahrtausende sind entschwunden!

In der Wüstenoase, wo einst nur ein kleines Dorf gestanden, dehnt sich eine mächtige Stadt, deren Umfang ein halbes Hunderttausend Fuss fasst und deren ganzes Weichbild mit einer zwanzigmal so grossen Mauer umgeben ist, um sie vor den häufigen Raubeinfällen der Nachbarn zu schützen. Lautes Leben wogt in ihren Strassen, und alte Märchen werden wach, und sagenhafte Gestalten schreiten stolz einher. Da sehe ich wieder den Perser Kyros und den grossen Makedonier Alexander und den Antiochus Zoter, den Ebu Muslim und die Weltverwüster Dschengiz und Timur . . .

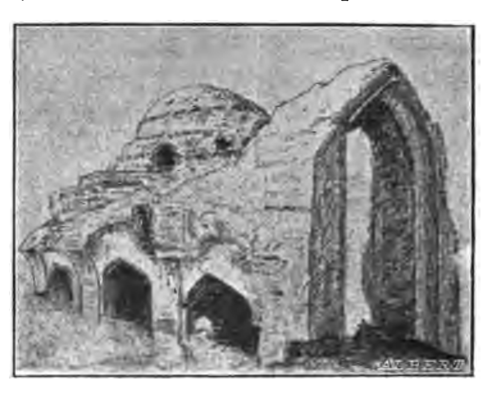
Ein kühler Windhauch streicht mir über Stirn und Wangen und weckt mich auf aus meinen wachen Träumen, und gleich nächtigen, plötzlich verscheuchten Vögeln entschwinden die Bilder der Vergangenheit.

Morgennebel lagern dicht um mich, und in den Wogen des Sandes, die mir zu Füssen branden, sehe ich nur die Trümmer der Stadt, die hier einst gestanden.

Um die Altäre schallt statt Kriegsgeschrei und Siegsgesang höhnisches Krächzen der Eule, zwischen den zerfallenen Arkaden schleicht die Hyäne raubsuchend dahin, aus den Königsgräbern ringeln sich Schlangen empor. Abgründe klaffen zu allen Seiten, und unheimlich klingt das Steingeröll, das unter meinen Schritten in ihre Tiefen sinkt.

In den Nischen regiert stolz die Spinne, aus den Hallen eines einstigen Prachtpalastes dringt Grabesschauer hervor, aus jedem Winkel, jedem Spalt grinst höhnisch der Tod...

Durch die Morgendämmerung blitzen plötzlich zwei schwache kleine Pünktchen, so klein wie Stecknadelköpfchen. Und wie aus fernen, endlos fernen Welten tönt zu mir ein Rauschen, seltsam verworren und dumpf. Dann wird Beides



Merw-Ruinen.

deutlicher — das Licht und der Laut. Und Beides kommt näher und näher. Die Pünktchen werden heller und grösser — faustgross. Und der Ton wird stärker und regelmässig wie das Ticktack einer Riesenuhr...

Laut und Licht — Beides erscheint mir bekannt, wo habe ich es nur gesehen und gehört — oft gesehen und oft gehört?

Tick tack, tick tack...

Mit einem Male ein schriller langgezogener Pfiff! Nun weiss ichs — dies ist der Pfiff einer Lokomotive! Aber ist es möglich — eine Lokomotive, hier im innersten Asien?...

Und schon zieht pustend und keuchend ein Eisenbahnzug vorüber... Ueber die Trümmer der Vergangenheit braust triumphirend die siegreiche Neuzeit...

Der Tag ist angebrochen, das Dunkel wie durch einen Sturm plötzlich hinweggescheucht, und heiss ruhen die Sonnenstrahlen auf der Gegend.

Noch einen letzten Blick auf das wundersame Trümmerfeld will ich richten.

Hier ragt ein quadratisches Bauwerk empor; mehrere Eckspitzbogen, eine Kuppel, eine hübsche, buntfarbige Galerie und Arkaden zeugen von einstiger Pracht. Dort liegt vor zerfallenen Bogenhallen mit hohen Fassaden ein grosses Grab aus lichtgrauen Marmorsteinen. Und noch einige Grüfte und Mausoleen und zerschmetterte Kuppeln und Gewölbe — und das ist Alles, Alles, was von der Stadt des Zoroaster und des Antiochus und von der Weltenkönigin der Araber übriggeblieben...

Von Merw bis Bochara und von da bis Samarkand hört man oft die Sprache der Vergänglichkeit, der Weg geht jetzt fortwährend über Ruinen.

Wenn wir Tschardschuy, die Grenzstation zwischen Transkaspien und dem Emirat Bochara, hinter uns haben, gleiten wir über eine häufig zerstörte und wiedererrichtete Brücke über den Amu Darja, welcher hier 4 Kilometer breit ist. Die jüngste Ueberbrückung dieses auf der Pamir entspringenden und nach einem Lauf von 2200 km in den Aral-See mündenden Flusses hat 250 000 Rubel gekostet. Um das einen halben Tag in Anspruch nehmende Oeffnen der Brücke zu vermeiden, falls Dampfer oder Bote durchfahren wollten, gehen von beiden Seiten der Brücke Schiffe stromauf und stromab — bis Kungrad, oberhalb Chiwa, und bis

Kilif an der bocharisch-afghanischen Grenze — und Passagiere und Güter werden in Tschardschuy umgeladen.

Nun sind wir im Gebiet des Emirs von Bochara, dessen Herrschertage wol auch gezählt sind. Wir halten in seiner



Der Emir von Bochara.

Residenz, genannt »Die Edle«, die »Stadt der Tempel«, die »Stütze des Islams«, die so reich ist an seltsamen Altertümern und wunderbaren historischen Erinnerungen, aber nicht minder an Schmutz und Lasterhaftigkeit.

In die fernste Vergangenheit reicht die Geschichte von Bochara-al-scherif, dem edlen Bochara, zurück. Sicher ist

nach Gibbon, dass es schon zur Zeit des Kaisers Justinian in Mawera-un-Nuhr — zwischen Oxus und Jaxartes — einen Chachan oder Kaiser der orientalischen Türken gegeben, welcher von Nuschirwan gestürzt ward. Von da ab herrschten in Mittelasien persische Rasse und Sprache, bis im achten Jahrhundert die Araber kamen. Auf die Statthalter der Chalifen folgten die Regenten aus dem Hause des Seldschuk, dann die Uiguren, die Charezmer, die mongolischen und tatarischen Welteroberer, Dschengiz-Chan und Timur, und die Fürsten aus dem oezbegischen Hause Scheïbani; der grösste der Letztgenannten, Abdullah-Chan, geboren 1533, der seine Residenz und sein Land mit vielen nützlichen und schönen Einrichtungen und Bauten beschenkte, war der erste bocharische Emir, welcher mit Russland — damals unter Iwan dem Schrecklichen — Handelsbeziehungen anknüpfte. Dem Abdullah-Chan folgte bald die aus dem Chanat Astrachan vertriebene schwächliche Familie der Astarchaniden und dieser, als ihre Macht 1737 durch Nadir-Schach gebrochen worden, die blutgierige Familie der Mangiten. Deren erster Fürst, ein jählings auf den Thron gelangter Derwisch, zerstörte Merw und ernannte einen Reis-i-Scheriat, einen Wächter der Religionsgesetze, welcher in Begleitung von Peitschenträgern durch die Strassen seiner Hauptstadt zog und diejenigen zu Tode prügeln liess, welche nicht genug religiös erschienen oder Wein tranken und Tabak rauchten. Dieses edlen Fürsten würdig war sein Enkel, der berüchtigte Nassrullah-Bahadir, welcher die Engländer Conolly und Stoddart martern und ermorden liess und alle Fremden, welche seine Residenz zu betreten sich erkühnten, mit einem schrecklichen Ende bedrohte. Umsomehr ist der Mut zu bewundern, mit welchem der Missionär Wolff, ein geborener Jude, der Vater

des jetzigen bekannten Diplomaten Sir Henry Drummond Wolff, sich in die Höhle des Bluttyrannen wagte. Nach ihm musste noch 1863 der grosse Ungar Vambery, als Hadschi verkleidet, heimlich die Stadt betreten. Wenige Jahre später aber war die Macht der Emire von Bochara durch russische Bajonette gebrochen, und heute erhebt sich in nächster Nähe des Palastes, in welchem der wahrscheinlich letzte Emir Muzzaffer-ed-din residirt, das Gebäude der russischen Possolstwo oder Gesandtschaft, welche in Bochara mindestens ebensoviel zu sagen hat als der Landesfürst, und deren ganzer Bedarf an Speise, Trank und Wohnung, ja sogar an Wagen, Pferden und Dienerschaft vom bocharischen Staate bestritten werden muss, was demselben mehr als 20 000 Rubel jährlich kostet. Selbstverständlich ist nun der Verkehr von Europa nach Bochara mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden als früher, und die Zahl der Reisenden, welche als Forscher oder Kaufleute, oder einfach als Touristen dorthin ziehen, mehrt sich von Jahr zu Jahr.

Kommt man nach Bochara mit der transkaspischen Bahn, so hat man von der Station zur Stadt noch einen kurzen Ritt durch die sogenannte Gräberstrasse zurückzulegen — vorbei an zahllosen niedrigen Erdhügeln, auf denen Stangen und Stöckchen stehen, mit allerlei bunten Lappen, zuweilen auch mit Pferdeschweifen behängt. Mancher Hügel ist von beutesuchenden Schakalen aufgerissen und da ragt eine Hand, dort ein Fussknochen oder ein zertrümmerter Schädel hervor... Man denkt unwillkürlich an Wereschtschagins mittelasiatische Schädelpyramide... Vorüber, vorüber...

Endlich stehen wir vor den altertümlichen, mit zahlreichen Türmen, Zinnen und Schanzen versehenen Mauern

der Stadt, welche nach Angabe der Eingeborenen zwei Millionen Seelen haben soll, in Wahrheit aber bloss hunderttausend zählt, auf einem Areal von knapp 8 qkm.

Mehrere hundert Moscheen und Medressen lassen bald erkennen, dass man sich im ehemaligen »Stützpunkt des Islams« befindet. Die meisten Bethäuser und Schulen sind heute zerfallen, nur etwa 80 Moscheen und 100 Medressen stehen noch in Gebrauch. Bazare besitzt Bochara eine Unmenge, ferner 38 Karavanserais und 16 öffentliche Bäder.

Die Strassen und Gassen, welche nicht besonders benannt werden, sondern nur den Namen ihres Stadtteils tragen, sind unbeschreiblich eng und schmutzig, haben oft nur einen oder zwei Meter Zwischenraum, so dass die Karren und selbst die Fussgänger stecken bleiben.

Die Wohnhäuser entsprechen nicht im Entferntesten europäischen Begriffen, sie sind meist farblose kahle Lehmklumpen, nur selten erhebt sich ein besserer Privatbau. Dagegen sind die Moscheen und Medressen, auch die alten und ruinenhaften, reich an reizender Architektur, an köstlichen Ornamenten, an farbenprächtigem Zierat der Hauptthore, der Wände, der Kuppeln.

Die Enge der Gassen treibt die Bocharen auf die vielen freien, meist mit Teichen und Gärten umgebenen Plätze, besonders auf den Rhigistan. Zwei Seiten desselben werden von fünf Moscheen und Medressen eingenommen, eine dritte Seite aber von einem Teich, an welchem die Faullenzer lagern. Hier spazieren auch die Batschas oder Tanzknaben, welche in Bochara die weibliche Halbwelt ersetzen.

Nahebei befindet sich eine Theestube; durch die offene Thür schaue ich von hier aus auf den Teich und sehe den Leuten zu, die im schlechten, schmutzigen Wasser ihre Hände

und Füsse waschen, mit demselben Wasser aber auch ihren Mund ausspülen und ihren Durst löschen. Die Folge solcher Unreinlichkeit sind fortwährende Krankheiten. Im Winter 1888 bis 1889 herrschte hier eine Diphteritis-Epidemie, welche an manchen Tagen 700 Opfer forderte. Die gewöhnlichste Krankheit, welche durch das elende Trinkwasser in Bochara erzeugt wird, ist die Filaria medinensis, dort Rischta genannt. Sie entsteht durch einen zylindrisch geformten Wurm, welcher sich im Mai und August unter der Haut entwickelt, wöchentlich um etwa 2,5 cm an Länge zunimmt und entweder ausgestreckt oder zu einem Haufen von 5 cm Dicke zusammengeballt liegt. Die Barbiere sind sehr geschickt in der Heilung dieser Krankheit; sie pflegen eine Nadel unter den Wurm einzuführen — derselbe bildet an der äusseren Haut einen Abszess — und drücken ihn mit den Fingern in einer zwei bis fünf Minuten andauernden Operation heraus. Der Wurm hat eine Länge von einem bis zwei Metern. Zerreist er und bleibt ein Theil in der Wunde zurück, so zieht sich die Krankheit leicht monatelang hin, doch nimmt trotzdem der Bochare immer nur die Hülfe des Barbiers in Anspruch, zu europäischen Aerzten hat er als zu Ungläubigen geringes Vertrauen. Es gibt natürlich auch mohammedanische Doktoren; die heilen zumeist aber nur mit — Koransprüchen, was bloss problematische Wirkung haben soll.

Eine Hauptsehenswürdigkeit ist der Ark, der Palast des Emirs. Mit nicht gerade wohligen Gefühlen schaue ich zu diesem unheimlichen uralten Bauwerke auf, in dessen Kerkern gar mancher Europäer ein elendes Ende gefunden. Hohe kahle graue Mauern, rechtwinkelige Türme, Galerien und Terassen bilden die Hauptfront. Hier prangt die Uhr mit

dem grünen Emailzifferblatt, dem Meisterwerk des italienischen Uhrmachers Giovanni Orlando, welchen Emir Nassrullah 1851 ermorden liess. Die Wanderlust hatte den Orlando bewogen, von seinem schönen Vaterlande nach dem fernen sagenumwobenen Chokand zu ziehen. Bei der Erstürmung dieser Stadt durch die Bocharen fiel er in die Hände Nassrullahs.



Palast des Emirs.

Eine Zeit lang wurde er von Letzterem gut behandelt und als bocharischer Hofuhrmacher verwendet; doch als einmal im Räderwerk der Uhr des Tyrannen eine Störung eintrat, wurde Orlando herbeigerufen, und als er nicht gleich zu helfen vermochte, wurde ihm selbst das Räderwerk seiner Lebensuhr jäh zum Stehen gebracht.

Gegenüber der Burgfassade steht die bocharische Hauptwache: Infanteristen und Kavalleristen in roten Jacken, ledernen Hosen, Juchtenstiefeln und Lammfellmützen; Artilleristen in blauen Röcken mit rotem Kragen; alte zer-

brochene Geschütze, daneben neue Flinten, blitzblanke Säbel und Lanzen.

Unfern dem Palast erhebt sich die grosse Moschee, auf einer Terasse, 30 Meter hoch. Die Vorderseite ist mit verglasten Steinen ornamentirt; einige sind herabgefallen, andere farblos und verwittert. Von dem Manari Kellan, dem grossen Minaret, welches 60 bis 70 m hoch ist, müsste man eine prachtvolle Aussicht haben; doch wird das Besteigen desselben nicht gestattet, weil man dann in die Gemächer der Frauen hineinschauen könnte.

Dies Minaret dient nicht bloss für den Muezzin, um die Gebetstunden auszurufen, sondern hat auch die Bestimmung einer — Richtstätte: in stiller Nacht werden die Verurteilten von hier hinabgestürzt... Obgleich die russische Gesandtschaft im Auftrage ihrer so humanen Regierung derartige Barberei zu verhindern sucht, geschah diese Vollziehung der Todesstrafe im Sommer 1888 allein dreimal.

Uebrigens sind die Beamten des Emirs in der Hinsicht nicht einseitig. Eine andere, allerdings etwas langwierigere Todesstrafe ist der Aufenthalt im sogenannten Wanzenloch, einer in der Burg befindlichen, 4 Meter tiefen und 2 Meter breiten Grube, wo Wanzen gezüchtet werden. Ein Verurteilter, der hier hineingeworfen wird, vermag unter den grässlichsten Qualen kaum den dritten Tag zu erleben.

Kürzer ist das — sagen wir schaffotähnliche Verfahren: der Delinquent kniet nieder, ein Profoss hält seinen Kopf fest, ein zweiter seine Füsse, ein dritter aber schneidet ihm mit einem kurzen Messer einfach die Kehle durch...

Aus dieser schauerlichen Betrachtung stört mich das plötzliche Gewühl von Menschenmassen. Es ist Freitag, der Ruhetag der Mohammedaner. Vom Minaret erschallt der

Ruf des Muezzins, und die Gläubigen strömen zum Gebet in die Moschee. Unwillkürlich werde ich mitgezogen und bin im Innern. Ein grosser, unbedeckter Hof von beinahe hundert Meter im Quadrat bildet den Betraum. Nach Behauptung der Eingeborenen sollen hier 10 000 Personen Platz haben, was aber unglaublich ist. Den Hof umgibt ein breiter, aus Backsteinen aufgeführter, gewölbter Gang mit zwei oder stellenweise drei Schiffen. Der englische Missionär Landsdell nennt diesen Gang eine Reihenfolge zusammenhängender Kolonnaden, welche ihn, weil sie »fünf Bögen oder Säulenhallen« haben, an das hebräische Bethesda in Jerusalem erinnerten. Vor mir, auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite erhebt sich der Pischtak, das Heiligtum, auf welchem der Mollah den Gottesdienst mit einem langgezogenen Tone eröffnet, worauf die Beter mit grösster Genauigkeit sich aufstellen, dann niederknien und wieder aufstehen, dabei leise ein Gebet murmelnd. Viele bleiben auf den Knieen liegen, in Gruppen von zweien und dreien, zuweilen auch einzeln. Unter den Knieen haben sie einen Bet-Teppich ausgebreitet. Da bietet sich ein Genrebild: auf einem kostbaren Teppich, in prächtigem Seidengewande, kniet ein Reicher; daneben aber befindet sich ein armer Teufel, der aus Mangel an einem Bet-Teppich sein Kleid abgestreift hat und auf diesem kniet... Das Benehmen der etwa 800 Personen zählenden Versammlung war würdig und ruhig, ich hätte mich in einer weltabgelegenen stillen Klause glauben können.

Ganz anders als im Innern der Moschee geht es auf dem freien, mit schattigen Bäumen bedeckten Platz vor derselben zu. Hier finden sich Handelsleute ein, Faulenzer recken ihre Glieder im Grase, Gelehrte disputieren, dazwischen

betet ein Frommer, der sich mit dem obligatorischen Gottesdienst nicht genug gethan.

Aehnliche Bilder, nur in noch grösserem Massstabe, bieten die Bazare, wo alle einheimischen Händler ihre Kaufbuden und Bureaux haben. Mit Persien, Indien, Afghanistan, China und besonders Russland hat Bochara regen Handelsverkehr. Alljährlich wird aus Russland für etwa 15 Millionen Rubel eingeführt und für ebenso viel dorthin ausgeführt.

Der Import besteht in Eisen, Glas, Zucker, Porzellan, Leder und Kurzwaren; der Export in Baumwolle, Seide, Därmen, Schafwolle, getrockneten Früchten, Lammfellen und Teppichen.

Die Kaufstände sind viereckige Nischen ohne Verschluss. Vorne hockt der Verkäufer, im Hintergrunde hängen und liegen bunt durcheinander die Waren. In jedem Laden wird nur ein einziger Artikel verkauft, und die Läden mit demselben Artikel befinden sich immer in je einer besonderen Gasse, so dass man in der einen nur Bäckerläden, in der anderen nur Schuhläden trifft; da gibt es bloss Schneider, Fischhändler, Holzhändler, dort nur Verkäufer von Getreide, Salz, Holz oder Kohle; in einer Strasse leben Apotheker, Fruchthändler, Obstverkäufer, Schmiede, Mützenmacher, in einer anderen nur Silberarbeiter, Waffenerzeuger, Zeltemacher.

Was das Herz sich wünscht, was der Sinn erdenkt, was der Mensch nur braucht zu seinem Leben, zu seiner Bequemlichkeit, zu seinem Luxus, jedes Erzeugnis Bocharas, aber auch jedes Erzeugnis Mittelasiens, Russlands, Afghanistans, Persiens und Indiens wird hier feilgeboten: Brot, Lichte, Brennöl, Mehl, Gerste, Dschugara-Mohrhirse, Salz, Holzkohle, gestreiftes Baumwollzeug, echte und imitirte

Juwelen, Gold und Silber, Kupfer und Messing, Leder, Kleie, Medikamente, Eier, Milch von Kühen und Schafen, Pferdegeschirre, Taue, Gewebe, Stickereien, Zinnschüsseln, Thonkrüge, Obst, Zuckerwerk, Getreide, Goldrüben, grünes Gemüse, Nosch-Blätterstaub für Zahnputzen, Pasteten, Seidenwaren, Schläuche, Porzellanwaren, Fett, rohes und gekochtes Fleisch, Seidenpapier, Schreibrohre, Tintenfässchen, Bücher und Manuskripte in allerlei bunten Einbänden, Glaskorallen und noch hunderterlei Dinge.

Interessant sind die Geldwechsler, welche an den Strassenecken ihre Buden haben und alles fremde Geld gegen Tilla, Tengi und Pul einwechseln. 1 Tilla Gold ist gleich 20 Tengi Silber oder 64 Pul Messing. 1 Tilla Gold ist normal gleich 5 Rubel. Der Kurs ist aber fortwährend schwankend.

An einer anderen Ecke werden bocharische Briefmarken verkauft — blaue prunkvolle Stücke, die erst seit zwei Jahren im Gebrauch sind. Ihre Herrlichkeit wird wohl nur kurze Zeit währen und bald wieder den russischen weichen müssen.

Eine Landes-Spezialität bilden die Zelte, aus lichtgrünem oder hellblauem Baumwollzeug, innen mit schönen vielfarbigen Mustern aus Halbseide oder ebenfalls Baumwolle. Ein solches Zelt, in welchem man zwei Betten bequem unterbringen kann, kostet 50 Rubel.

Waffenliebhaber finden in den Waffenhandlungen ganz prächtige Gewehre, alte Schwerter und Messer, Dolche mit türkisbesetzten Griffen, Lanzen mit seltsamen Verzierungen.

Russische Waren sind in den Bazaren wenig zu sehen, die russischen Kaufleute — es sind vorläufig kaum zwei Dutzend russischer Firmen in Bochara vertreten — haben ihre Bureaux und Magazine in meist neugebauten Häusern.

In den Strassen der Bazare kann man die Trachten aller Völker Mittelasiens studiren. Die Bocharen selbst haben Turbane, weite Chalate, Pluderhosen, hohe Schaftstiefel mit spitzen Absätzen. Bocharische Frauen sieht man selten; sind sie jung und schön, so dürfen sie nur mit einem schweren Rosshaarschleier über dem Kopf, als unbehülfliche Kleiderpäcke, dahinschleichen; sind sie alt, so dürfen sie wol unverschleiert gehen, das thun aber nur die Bettlerinnen, welche in den Seitengässchen am Boden kauern. Zahllos wie in jeder orientalischen Stadt sind auch hier die Bettler, man stolpert jeden Augenblick über sie. Aus der Menge heben sich die kräftigen Figuren der Afghanen in eigentümlicher Kleidung heraus. Auch die Juden fallen auf, sie sind immer noch sehr bedrückt und haben wol keine Aussicht auf Besserung, ob sie nun unter bocharischer oder russischer Regierung bleiben; sie sind einer besonderen Kleiderordnung unterworfen, haben eine Art Czapka aus pelzverbrämtem schwarzen Atlas und den Gabardin oder Kaftan, ihr Kopf ist bis auf die Seitenlocken rasirt, um den Leib dürfen sie gesetzlich statt des Gürtels nur einen Hanfstrick tragen. Die jüdischen Männer und Frauen sind oft von verblüffender Schönheit, die letzteren gehen unverschleiert.

Tausende und Abertausende erfüllen die Bazare. Das ist ein stürmisches Leben, das aller Beschreibung spottet. Mitten in diesem Getobe jedoch, mitten unter all den hin und her fahrenden Arbas, den stampfen den Rossen, den stöhnenden Eseln und Kamelen, den schreienden Käufern und Verkäufern, mitten in diesen engen schmutzigen Gassen befindet sich etwas, was unter solchen Verhältnissen, in solcher Umgebung eben nur in Bochara existiren kann: eine Elementarschule, eine Maktab . . .

In der Strasse erheben sich nämlich mehrere je 35 bis 40 Centimeter von einander entfernte, 25 Centimeter hohe Holzbalken, neben denen 25 bis 30 Schüler am Boden kauern, wobei die Balken ihnen als Tische für die Bücher dienen; die Schreibhefte aber halten die Schüler in der linken Hand, während sie mit der Rechten schreiben, die Tintenfässer werden an den Gürteln getragen. In diesen Elementarschulen herrscht keine Klasseneinteilung, der eine Schüler lernt laut die ersten Anfangsgründe, sein Nebenmann schreit nicht minder laut das vorgeschrittenere Pensum ab. Der Unterricht dauert von Morgens 6 bis Nachmittags 5, mit 2 Stunden Mittagspause. Freitag ist keine Schule, Donnerstag nur bis 12. Die Lehrer an den Elementarschulen werden, wie Landsdell erzählt, von den Bewohnern des Distrikts gewählt, in welchem sich eine solche »Schule« befindet. Als Gehalt bekommen sie von jedem Schüler 10 bis 50 Kopeken monatlich, ausserdem jeden Donnerstag einen Kuchen und allmonatlich noch einen Extrakuchen mit Rosinen. Der Unterricht des Schülers beginnt mit einem Gebet; »Barmherziger Gott, erleuchte das Herz Deines Sklaven, Dein Sklave ist ein Muselmann, der danach dürstet, den Koran zu lesen, er fleht um Deinen Schutz, denn er hat viel gesündigt.« Dann lernt der Knabe das Alphabet, hierauf das Aldschad, das Auswendigwissen schwieriger Worte. Ist er so weit, so bekommt er einen ganzen Wochentag frei; den benutzt er dazu, um aus dem Elternhause dem Lehrer ein Geschenk zu bringen. Nunmehr beginnt das Koranstudium; sind einige Kapitel des heiligen Buches absolvirt, dann wird von dem Lehrer und den Kollegen des Schülers eine Dankprozession gebildet, welche bei den Verwandten des Knaben Geld und Kuchen für den Lehrer sammelt. Auch während des weiteren

Koranstudiums wiederholen sich diese Prozessionen. Der Koran wird in arabischer Sprache gelernt, nach diesem kommen auch persische Werke an die Reihe, und mit einigen Versen des Emir Nevai in türkischer Sprache endet gewöhnlich der Unterricht. Besonders Fleissige studiren auch noch die oezbegischen Gedichte Fasuls. Andere, welche Mirsa's oder Schreiber werden wollen, suchen sich im Schönschreiben zu vervollkommnen.

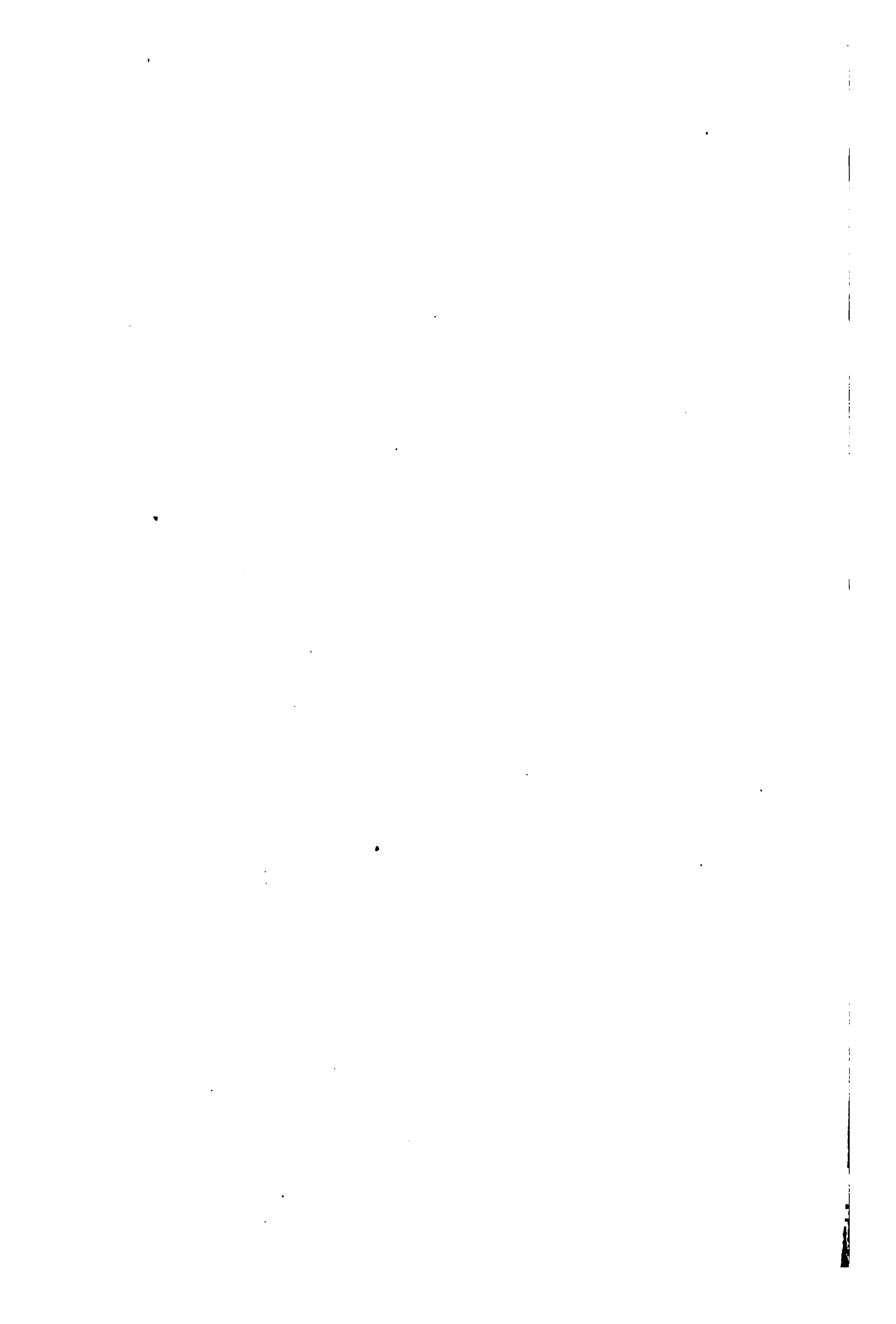
Nach Absolvirung der Maktab oder Elementarschulen ist man reif für die Medressen oder Hochschulen. Die letzteren sind vornehmer ausgestattet als die ersteren, und haben oft berühmte und gut dotirte Professoren.

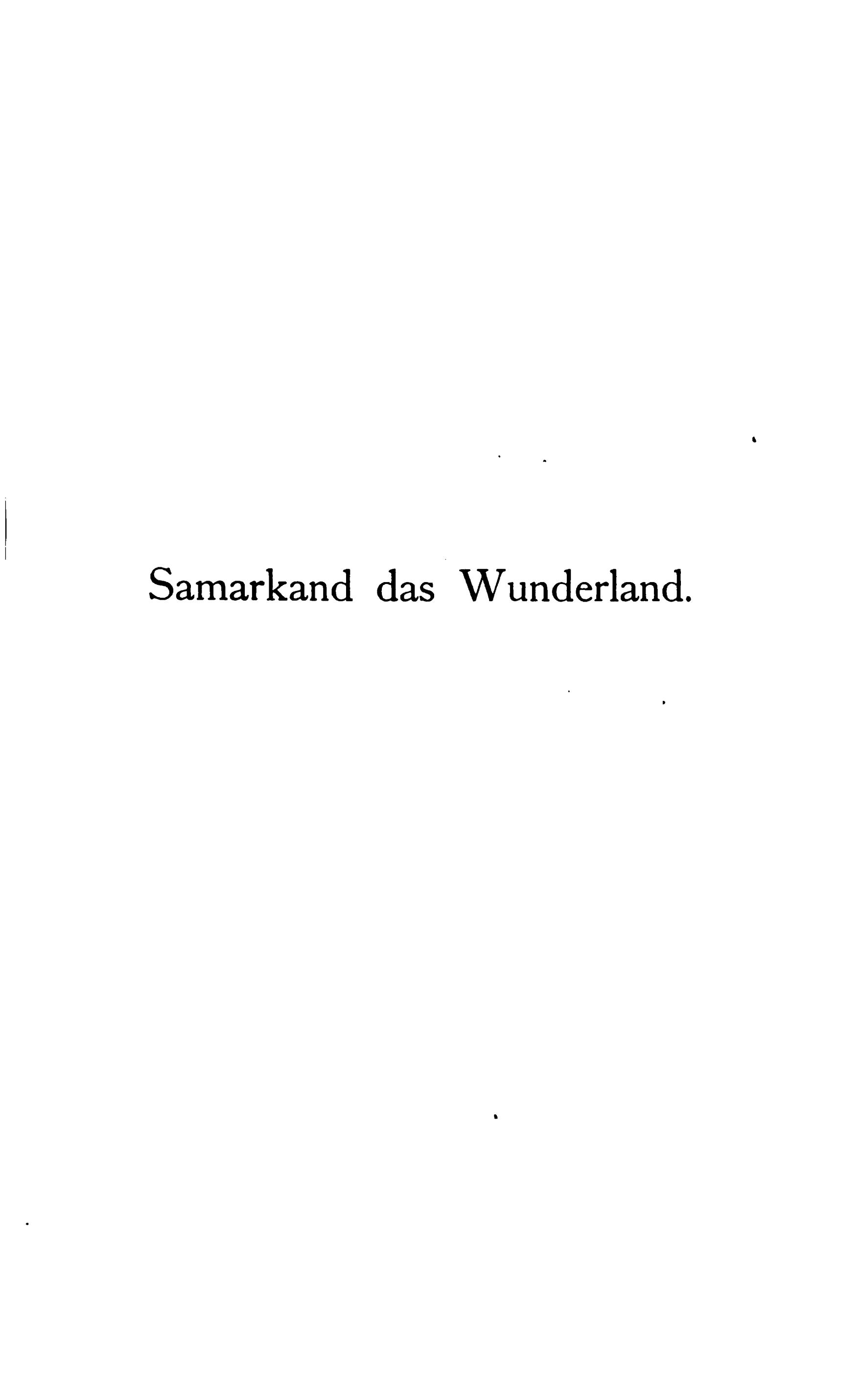
Von den Maktabs ist noch zu bemerken, dass die Lehrer zumeist die Kinder in ganze Pension nehmen, bis sie die Schule beendet haben. Infolgedessen haben die Lehrer nicht nur für das geistige Wohl ihrer Zöglinge zu sorgen, sondern auch streng über ihr körperliches Befinden, ihr Betragen und ihre Sauberkeit zu wachen. An jedem Donnerstag schaut der Lehrer die Fingernägel der Knaben nach, sind dieselben nicht rein, so werden die Finger zusammengebunden, und ein Röhrlein von feinstem Bambus saust so lange auf sie nieder, bis der Lehrer diese Lektion für wirkungsvoll hält. Zuweilen kommt es vor, dass ein bocharisches Jüngerl die Schule schwänzt, um ein Stündchen auf den Naschmärkten der Bazare zuzubringen. Erfährt dies der Lehrer, so sendet er einige andere Knaben aus, die den Schwänzenden aufsuchen und ihn zur Schule schleppen. Hier legt man ihn auf den Boden, steckt seine Füsse in eine hochgezogene Schlinge und gibt ihm auf dem weichsten Teil seines Körpers die Bastonnade, wobei seine Häscher als Lohn ihrer Bemühung die ersten Schläge geben dürfen ....

Die Erziehung der bocharischen Mädchen ist gleich Null. Es gibt nur eine oder zwei Bibi-Kalfas, Mädchenschulen, die aber fast gar nicht besucht werden. Die Frauen leben hier ganz abgeschlossen von der übrigen Welt. Deshalb gibt es hier gar keine geselligen Unterhaltungen, deshalb wird es mit Anbruch des Abends in Bochara totenstill. Nur einzelne Lämpchen und Laternen flackern durch die unbewegliche Nacht und leuchten den einsamen Wanderern, welche verstohlen in die verrufenen Theestuben der Batschas schleichen .....

Kurz nur ist die Strecke von Bochara nach Samarkand. Nach einer Fahrt von 150 Werst, die zum Teil durch sehr fruchtbares Gebiet geht, verlassen wir bei der Station Kättä-Kurgan das Emirat Bochara wieder und sind wenige Stunden darauf in Samarkand, dem alten Marakanda der Makedonier, dem reinen hellglänzenden irdischen Paradies der Araber, der einstigen Prachtstadt des weltstürmenden Timur.







Samarkand das Wunderland.



Der Zar von Asien.

Von Zeit zu Zeit taucht das Gerücht auf, der Kaiser von Russland wolle sich in der einstigen Hauptstadt des weltstürmenden Timur zum Zaren von Asien krönen lassen.

Ein Witz der Weltgeschichte: ein Alexander, der grosse Makedonier, war der älteste, historisch bekannte Herrscher von Samarkand; ein Alexander, der Kaiser aller Reussen, ist der jüngste.



Timur.

Aus den Wüsten, die rings um das Thal des goldstreuenden Serafschan liegen und den Zugang zur heiligen Stadt jedem Fremden bis vor wenigen Jahren unmöglich machten, brachen in alten Zeiten die weltgeisselnden Horden Mittelasiens hervor; durch diese Wüsten führen heute russische Eisenbahnen nach der Wunderstadt.

Und von ihr aus will Kaiser Alexander, gleichsam als Nachfolger des Samaniden Ismael, des Dschengizchan, des Timur und des Scheïbani, das Zartum Asien gründen; und der Ort, wo durch Jahrhunderte hindurch das Machtwort chinesischer und arabischer, mongolischer und tatarischer,

persischer und oezbegischer Welteroberer erscholl, soll die Residenz dieses Zartums sein.

Neben das europäische Petersburg, neben das halbasiatische Moskau rückt das asiatische Samarkand als dritte Hauptstadt des mächtigen Slavenreiches!...

Alexander der Dritte, Kaiser aller Reussen, wird Zar von Asien.

Dies ist kein utopischer Gedanke. Schon sind ungeheure Strecken des grössten aller Erdteile dem russischen Zepter unterworfen. Immer weiter und weiter, ohne Aufsehen, ohne gewaltige Kriege zu erwecken, dehnt sich die zarische Macht.

Der schwächliche Emir von Bochara ist bereits ein blosser Vasall des Kaisers von Russland. Vom heiligen Blumenreich der Mitte fällt eine Provinz nach der anderen an den unersättlichen Nachbar. In Persien nagt und nagt der Zahn des russischen Bären verderbenbringend an den bröckelnden Fundamenten des Reiches. Das arme, von ewigen Bruderkriegen durchwühlte Afghanistan bebt vor einem Anprall des Riesenkolosses. Und mit dem unausbleiblichen Untergang Afghanistans ist der Weg nach dem englischen Indien frei, nach welchem seit Peter dem Grossen alle russischen Herrscher zärtlich begehrend schielten, bis nun Alexander der Dritte hart an den Grenzen des gesegneten Landes steht...





Das Serafschanthal.

In den Jahren, wo Andere den Homer erst zu lesen beginnen, habe ich die von ihm erzählten Abenteuer des Odysseus bereits erlebt, und gleich diesem ward ich von seltsamen Schicksalen in tausenderlei Mühen und Gefahren getrieben. Einen guten Teil der bewohnten Erde habe ich zu Wasser und zu Lande durchzogen. Die Wogen des Pontus Euxinus schleuderten mich an die Küsten von Kolchis, die Fluten des Kaspischen Meeres führten mich nach Transoxanien, durch die Steppen und Oasen Mittelasiens gelangte ich nach dem alten Marakanda der Makedonier, dem vielberühmten Samarkand des Mittelalters und der Neuzeit.

Nicht als harmloser Tourist komme ich dorthin. Nicht als Gelehrter, der von unstillbarem Wissensdurst getrieben die fernsten Reiche der Welt aufsucht. Nicht als Jünger Merkurs, der mit gefülltem Beutel Länder und Meere durchzieht, um exotische Geschäftsverbindungen anzuknüpfen —

Nein, als ein müder, zu Tode gehetzter irrer Flüchtling rette ich mich zu kurzer Rast nach namenlosen Leiden in die Mauern der Wunderstadt.

Wie in ein Märchenland glaube ich mich versetzt, da ich nach trostlos öder Wüstenreise die fruchtreiche, von

hohen Bergeszügen umgebene Oase des Serafschan mit der Wunderblume Samarkand vor mir liegen sehe.

Ein Schimmer nahender Morgendämmerung wallt um die Ränder des Himmels.

Schlaftrunken schütteln die Mächte des Dunkels ihr Haupt und ziehen sich in ihre düsteren Höhlen zurück. Der Morgenstern hebt mit silberner Strahlenhand den Vorhang, welcher den Osten bedeckt, und jählings zuckt ein feuriger Glanz am Himmel auf und überströmt Wolken, Berge und Oase mit goldig roter Flut, in welcher sich Alles wollustvoll badet...

Mein Auge ist geblendet von all der Pracht.

Noch gestern durchzog ich die tote Steppe. Mit verzehrender Glut senkte die Sonne ihre Strahlen auf mich hernieder und die erstickende, von schweren sandigen Körnern erfüllte Wüstenluft machte meine Glieder erschlaffen — —

Und nun!...

Plötzlich ist Alles verwandelt!

Ich ruhe im kühlen Schatten blühender Bäume. Die Oede ist einem frisch pulsirenden Leben gewichen. Auf Wiesen tummeln sich fleissige Männer und arbeitsfrohe Frauen. Acker grenzt an Acker, soweit ich schaue. Kein Fleckchen Land ist unbebaut. An üppige Bedäkrautwiesen reihen sich Baumwollpflanzungen und viereckige Felder mit Tabak, türkischem Weizen, Reis, Arbusen, Melonen. Bäche sprudeln frisch und befruchtend dahin. An ihren Ufern locken dichte Baumreihen. Eine endlose Menge von Gärten zeigt sich dem Auge; sie sind von niedrigen Lehmmauern umgrenzt, um welche bald schlanke Pappeln mit silbergrauen, gezähnten Blättern, bald dunkle Karagatschen mit

runden ballonförmigen Kronen oder Fruchtbäume mit saftigen Aepfeln und Birnen, Pfirsichen und Aprikosen neckisch winkend herüberschauen.

Und all dies verdankt der Mensch seinem Fleiss, seiner Kunst. Die Natur hier hat ihm nichts Fertiges gegeben, nicht einmal einen guten Boden. Sandzungen durchziehen das ganze Land und reichen selbst bis in die unmittelbarste Nähe von Samarkand. Inmitten von Kulturstätten, von bebauten Gegenden trifft man Wüsten, welche stundenlang dauern und noch vor wenigen Jahrhunderten Salzseen waren. Die Bergwellen nördlich und südlich vom Serafschan sind mit einem fetten Lehmboden bedeckt, welcher bei der starken Hitze und Trockenheit des Sommers eine grosse Menge Wasser braucht, um überhaupt irgendwelches Pflanzenleben zu erzeugen. Und sehr reich an Wasser ist das Land keineswegs.

Aber die Bewohner dieses Landes verstanden es schon von früh her, das Vorhandene gut zu benutzen und mit ihm aus einer dürren trostlosen Steppe eines der blühendsten Thäler der Welt zu schaffen.

Ein sich in verschiedenen Windungen durchkreuzendes Netz von Kanälen verteilt das Wasser sporadisch und vereinigt es wieder in wunderbarer Weise; es fliesst durch alle Aecker, es befruchtet jeden Garten — das Kleinste wie das Grösste erhält seinen Anteil.

Dieses Kunstwerk haben hier einfache Landleute schon vor vielen Jahrhunderten ohne alle Hülfsmittel der Wissenschaften unternommen und zustande gebracht.

So kam es, dass die Fruchtbarkeit dieses Thales schon bei den Alten berühmt war. Die Griechen priesen es hoch, und die Araber nannten es ein reines, hellglänzendes irdisches

Paradies und stellten es in eine Reihe mit dem Biwan in Fars, dem Ghawtah bei Damaskus und dem Obullah.

Freilich, heute kann Samarkand nicht mehr so entzücken.

Aber der Abglanz der früheren poesievollen Schönheit dieser Wunderstadt ist doch noch strahlend genug, um denjenigen, der zum ersten Male seinen Fuss in ihren sagenumblühten Kreis setzt, zu bezaubern und hinzureissen.

Durch das Gewirr der dunkelgrünen Pflanzenschlingen, die von der Wurzel bis zur Krone die Aeste ineinanderweben, leuchten in lieblichem Kontrast die hellen Moscheen und Minarets mit ihren bunten Kuppeln und Türmen.

Von seltsamem Schauer erfüllt, nähere ich mich den Thoren.

Ist doch das Kapitel der Geschichte von Samarkand eines der interessantesten, aber auch am wenigsten bekannten in der ganzen Weltgeschichte. Auf den meisten Blättern dieses Kapitels liegt ein Schleier, welcher Vieles teilweise, Vieles vollständig verhüllt.

Während in der Neuzeit unermüdliche Gelehrte die geheimnisvollen Hieroglyphen des Pharaonenreiches ebenso klar entzifferten wie die Runen der Skandinavier und die rätselhaften Inschriften und Bilder in den Tempeln der Azteken und Inkas; während kein Land im Osten und Westen, im Süden und Norden dem Forscherauge verschlossen blieb und der menschliche Wissensgeist selbst fremde Sterne anfzustöbern versucht — verblieb Samarkand im tiefsten Dunkel mittelalterlicher Wundersagen und war bis vor wenigen Jahrzehnten selbst dem blossen Besuche Fremder unzugänglich.

In den Jahrtausenden des Daseins dieser Stadt kamen ihre Bewohner nur zweimal in unmittelbare Berührung

mit den Völkern des europäischen Weltteils: zur Zeit Alexanders des Grossen und unter Timur. Sonst aber lebten sie von der übrigen Welt abgeschlossener als selbst die Chinesen, und es war ihnen dies um so leichter, als hier die Natur weit stärkere Umzäunungen gebaut hat als die künstliche Riesenmauer des heiligen Blumenreiches der Mitte. Endlose Wüsten und Salzsteppen umschliessen das Thal des goldstreuenden Serafschan nach der europäischen Richtung hin, von den anderen Seiten begrenzen es gigantische Berge, und kein Ozean eröffnet zu ihm eine Verbindungsstrasse...

So war es bis in die jüngste Gegenwart:

Die Samarkander zerfleischten sich in blutigen Bürgerkriegen und kümmerten sich nicht um die Aussenwelt.

Doch ehe sie sichs versahen, stand eine russische Armee vor den Mauern ihrer Stadt und bald darauf — im Mai 1868 — in denselben.

Und durch das Thal, welches noch vor wenigen Jahren der Fuss eines Fremden nicht hatte betreten dürfen, braust heute die russische Lokomotive, und Samarkand, die einzige Stadt aus alter Zeit, welche noch bis in unsere Tage mit dem Zauber mittelalterlicher Kriegswunder umhüllt war, öffnet weit seine Thore...





Strassenleben.

Fast wie im Traume schaue ich vom Minaret der Ulug-Beg-Medresse über die Dächer und Kuppeln der altehrwürdigen Timuridenresidenz.

Noch ruhen die Schleier der frühesten Morgenröte auf der Wunderstadt. Im Norden heben sich die dichtbewaldeten Ufer des goldstreuenden Serafschan empor. Winzig erscheint im Nordosten der Tschoban-Attaberg, vor welchem die Ruinen der Schah-Sindeh-Moschee und diejenigen der Medresse-i-Chanym liegen. Im Osten zucken die ersten Sonnenstrahlen leise über den Erdenteppich und zeigen in flüchtigen Linien die Strassen nach Pendaschkent und Urgut. Wende ich den Blick nach Westen, so sehe ich dort die Zitadelle der früheren Emire. Ihr gegenüber breitet sich der neue russische Stadtteil aus, mit seinen fächerartig angelegten Strassen, mit dem stolzen Palast des Gouverneurs, dem öffentlichen Park und der schattigen Promenade. Im Süden schliesslich bemerke ich den prächtigen Dom der Gur-Emir-Moschee.

Licht und lichter wird es.

Da steige ich langsam herab, um mich in das Strassengewirr zu verlieren, und planlos durchstreife ich die Markthallen, die Plätze, die engen Gassen der Eingeborenen, die breiten der Europäer, die Gärten, Alleen und Bazare.

Noch ist Alles tot, kein Laut stört die Morgenstille.

Aber plötzlich tönt von den Minarets der Moscheen der eintönige Ruf der Muezzins, welche die Gläubigen zum Gebet wecken und sie versichern: Es gibt keinen Gott ausser Allah und Mohammed ist sein Prophet!



Strassenbild.

Und da und dort öffnet sich hastig die Pforte eines unheimlich still daliegenden einförmigen Hauses, und in phantastischem Gewand huschen halb angekleidete Menschen hervor und stürzen, schmutzig, zerrauft, schreiend in die Moscheen . . .

Tag, heller Tag liegt jetzt über der Stadt.

Jäh, wie von mächtiger Zauberhand zerrissen, fielen die Schleier der Dämmerung. Das Sonnenlicht flutet mit seinem blendenden Strahlenregen über die Gegend und giesst zitternden Glanz über die bunten Kuppeln, die morschen Türme, die platten Dächer und in die engen schmutzigen Höfe.

Laut heulend springen die hässlichen Hunde von ihren Lagerstätten auf den Gassen empor. Und die Wächter der

Ordnung wecken mit schrillen Pfiffen oder kräftigen Stockhieben die Bettler, welche die Nacht an der Brust der Mutter Erde geruht. Verschlafen erheben sich die Kostgänger der Natur und schnüren ihre Bündel und schwanken scheltend und Gebete stammelnd von dannen.



Strassentype.

Das Leben der Stadt, das noch vor einer Stunde keinen Laut von sich gegeben, wogt nun in mächtigen Strömen durch die Adern derselben dahin und dröhnendes Geschrei erfüllt die Wege und Plätze.

Durch die Thore ziehen in Scharen Gäste aus der fernsten Ferne ein und Kaufleute bringen auf Eseln und Kamelen allerlei Waren, Holz und Getreide, Gras und Milch.

Der Melderuf des Verkäufers mischt sich in das Angebot des Käufers, der Trubel der Menschen wetteifert mit dem Brüllen der Tiere, welche sich in den engen krummen Gassen nicht durchzudrängen vermögen und von ihren ungeduldigen Treibern grausam gestossen und geprügelt werden.

Durch die wild dahinwogenden Massen laufen Männer in bunten Trachten, beladen mit zahllosen Päcken und Päckchen, Stangen und Stöckchen: das sind die Samarkander Kleinkrämer, welche allabendlich ihr transportables Magazin zusammenklappen und nach Hause schleppen, um es dann am andern Morgen an bestimmtem oder beliebigem Orte wieder aufzuschlagen.

Das reichste und originellste Leben entfaltet sich in den Bazaren der Altstadt, welche östlich und südöstllich von der Neustadt, dem russischen Nowy-Gorod, liegt.

Alle Nationen, die in Samarkand leben, treffen sich in den mohammedanischen Bazaren. Da sind die stolzen Oezbegen, die früheren Herren des Landes; dann die fleissigen gewerbtreibenden Tadschiks, welche gleichsam das gute Bürgertum vertreten; die Kirghisen, Kalmücken, Chinesen, Tataren, Afghanen, Perser, Hindus, Juden und Russen.

Das Hauptleben pulsirt am Vormittag: Die Bazare sind erfüllt von langen Reihen von Kamelen, welche die Produkte Samarkands und Zentralasiens nach Russland und Indien, Persien und Afghanistan zu bringen bestimmt sind. Dort naht wieder eine Karawane, von Wüstenstaub noch dicht bedeckt, eben aus dem Osten an, und schon wird sie von kaufgierigen Händlern förmlich überfallen, die Waren werden herabgerissen und fast unbesehen abgehandelt.



Doppelreiter.

Das wirre Durcheinander, das laute Geschrei der Käufer und Verkäufer, das Stöhnen und Gebrüll der Tiere ist betäubend.

In diesem Gelärm behält nur der Kirghise seine Ruhe. Doch ist es eigentlich weniger Ruhe als Verdutztheit. Er, der eben aus der Wüste gekommen und zum ersten Mal in eine Stadt getreten ist, er steht ganz entsetzt und erstarrt da, und weiss nicht, was mit ihm geschieht, was er beginnen, wohin er sich drehen und wenden soll, und er begreift nicht das Hasten und Drängen und Treiben und Toben der Anderen, und bewundert die märchenhafte Pracht der Lehmhütten, der Holzbauten, der Ziegelkasernen und

die seltsame Kleidung der Städter und ihren Reichtum und ihre Macht...

Abseits von der lärmerfüllten Strasse, in offenen Höfchen voll schattiger Kühle und Ruhe beschäftigen sich die Seidenhändler nnd Seidenweber. Die Letzteren waren schon in frühen Jahren weltberühmt und ihre Erzeugnisse geniessen auch heute noch in ganz Asien wohlverdientes Ansehen.

Neben Seidenwebern sehen wir Schuharbeiter, Kleidermacher, Mützenhändler, Juweliere und Goldwarenfabrikanten.

In langen Hallen liegen Reihen von Weizensäcken und Weinschläuchen. Seit dem Einzug der Russen erzeugen die Samarkander viel Wein und Schnaps — sie haben bereits ein ganzes Dutzend Spiritusfabriken. Gewiss ein mächtiger Fortschritt der Zivilisation!...

Auf den Strassen üben Taschenspieler ihre Künste und Barbiere rasieren ihren Kunden in freier Luft Kinn und Schädel. Ein wandernder Buchhändler verkauft Firdusis »Rustem«: Das Werk ist in Bombay gedruckt, illustrirt, und enthält Skizzen, wie Rustem mittels Eisenbahn und Dampfschiff auf seine Heldenabenteuer auszieht!!

Schlangenzähmer wechseln ab mit Wunderthätern, Krämer preisen poetisch ihre Waren an und schimpfen in gröbster Prosa, wenn die Käufer ihnen zu wenig bieten.

Und recht in der Mitte all des Geschrei's und Streitens und Drängens befindet sich, ähnlich wie in Bochara, auf offener Estrade eine — Kinderschule, wo natürlich die Lehrer nicht die Schüler und die Schüler nicht die Lehrer verstehen und die eisenbeschlagenen Stöcke der Letzteren deshalb häufig auf unschuldige, unglückliche kleine Köpfe und schwache Schultern sausend niederfallen. Und die armen Buben knicksen zusammen wie gebrochenes Rohr, aber sie wagen nicht ein-

mal, einen Laut der Klage von sich zu geben, und strengen ihre Ohren an, das undeutliche Geschrei ihres Lehrers zu enträtseln . . .

Aehnlich wie in den Bazaren geht es in den Moscheenhöfen zu.

Die reizenden Gärten in den Bethäusern und um dieselben, mit Wasserbehältern und schattigen Alleen ausgestattet, sind ein angenehm lockender Aufenthalt.

Hier finden sich Handelsleute ein, um wichtige Geschäfte zu erledigen. Dort ruht eine Gruppe von Männern nichtsthuend im Grase. Andere schwatzen lebhaft und laut, wieder Andere verzehren fröhlich ihr Mahl aus Brod und Früchten.

Die Menge wogt rastlos hin und her, und man würde kaum glauben, dass man sich im Hofe eines Gotteshauses befindet, wenn man nicht hin und wieder über einen Beter stolperte, welcher ohne Acht auf das Geräusch ringsumher andachtsvoll auf seinem Teppich kniet . . .



Strassentype.

Gegen Mittag tritt im öffentlichen Leben des alten Samarkand etwas Ruhe ein.

An den Ufern der Strassenkanäle und an den schattigen Wasserbehältern der Moscheen lagern sich die Gläubigen zu den heiligen Waschungen ihrer schmutzigen Füsse und nicht minder schmutzigen Hände; und dasselbe Wasser benutzen gleich darauf andere fromme Leute zum Ausspülen des Mundes oder gar als Erquickung spendenden Trunk — wohl bekomm's ihnen!

Der Nachmittag ist nicht so wild bewegt wie der Vormittag. Denn die Mohammedaner arbeiten nicht gern viel und machen schon zu möglichst früher Stunde Feierabend.

Nur die Juden und Hindus bleiben fleissig in ihren Geschäften bis der Abend anbricht.

Ich benutze den Nachmittag zu einer Wanderung durch den neuen russischen Stadtteil. Im Gegensatz zu der Dumpfheit und Enge, welche in den mohammedanischen Vierteln Herz und Sinn bedrücken, macht sich in den russischen Strassen eine reine freie Luft fühlbar, und gerade, von Akazien, Pappeln und Ulmen beschattete Alleen erfreuen das Auge.

Ich bemerke eine Apotheke und grosse reinliche Krankenhäuser, Schulen, Kirchen und Kasernen, eine Menge heiterer Privatgebäude, Werkstätten, Webereien, Fabriken, einen reizenden Stadtpark mit einem Pflanzengarten und einem Wärmhaus. Da treffen wir alle Blumen und Bäume, die in Zentralasien nur gedeihen können. Neben Bux, Hollunder und Berberize — gelbe, rote und weisse Akazien; neben Buchen, Ulmen, Birken und Eichen — Granaten, Jasminbäume, Linden, Kastanien, Eschen und Pappeln; Alianthus und Liguster; Nuss und Harzföhre wechseln mit Tannen und Fichten, Weiden, Ahorn und Zypressen; zwischen Gleditschien und Chinarosen wiegen sich Mandelbäume, Spiräen, Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen.

In der Nähe des Stadtparks befinden sich der prächtige Palast des Gouverneurs und das Offizierskasino, wo allabendlich frohgesellige Zusammenkunft der Europäer ist. Hier hat auch ein gescheidter Restaurateur eine vortreffliche Küche aufgeschlagen. —

Sobald es Abend wird und die Sonne der heiligen Stadt das Licht entzieht, tritt Stockfinsternis ein und mit ihr fast vollständige Ruhe.

Das stürmische Leben des Tages verrauscht ebenso jäh, wie es in der Früh begonnen, und wenn das Abendgebet vorüber, der letzte Ton vom Minaret in der stillen Luft verhallt ist, eilt nur noch hier und da ein Nachtschwärmer in die Theestuben. Die Meisten aber ziehen sich in ihre Wohnungen zurück und lagern sich auf ihren Teppich und verzehren das fette schwere Reisgericht, den Pillaw, um gleich darauf die Betten — am Boden liegende Polster und Kissen — aufzusuchen.

Und draussen in den Strassen, über welche einst siegestrunkene Mongolen und Tataren, vor denen die ganze Welt erzitterte, dahinzogen, vernimmt man nur das Flüstern des Zephyrs oder das Schnarchen des russischen Nachtwächters ...





In den Theestuben.

Die Eingeborenen von Samarkand kennen kein geselliges Leben in unserm Sinn, da Männer und Frauen streng geschieden sind. Sie haben keine Bälle und Konzerte, keine Fastnachtsspiele und Maskenfeste. Ihre Unterhaltungen beschränken sich gewöhnlich auf solche für Männer mit Männern und solche für Frauen mit Frauen.

Für die wenigen, welche Bedürfnis nach Geplauder und Unterhaltung haben, sind die »Theestuben« das Ziel der Wünsche.

Die Theestuben befinden sich im engen buntscheckigen Viertel von Baikabak hinter der halbzerfallenen Stadtmauer. In ihnen kommen die Leutchen Abends zu Geschwätz und oft auch zu Schlägereien zusammen.

Die Russen haben seit dem Beginn ihrer Herrschaft bereits eine ganz erklekliche Anzahl von Wirtshäusern mit Wodka und ähnlich Gutem eröffnet. Allein die Mohammedaner gehen lieber in ihre altgewohnten Theestuben.

Dort sieht man den stolzen Oezbegen, der selbst in seiner Demütigung noch kühn und fest auftritt und in seinem ganzen Benehmen den einstigen Herrscher des Landes kundgibt; den Tadschik, den fleissigen Gewerbsmann und Hand-

werker; den Kirghis-Kaizaken und Kara-Kirghisen; Chinesen und Zigeuner, Afghanen, Perser und Araber. Neben einem von Schmutz strotzenden Kalmücken, welcher russische Offiziersuniform trägt, sitzt ein verschmitzter Hindu, der dem Offizier augenscheinlich eine Art Wechsel präsentirt. Zuweilen verliert sich in diese Stuben auch ein Jude, welcher ruhig an irgend einem Ecktischchen Platz nimmt und nur selten mit den anderen Besuchern ein Wort wechselt.

Jeder von den Anwesenden bringt sich seinen Theesack nebst Zucker oder kernlosen Rosinen selbst mit und kauft vom Wirt nur das heisse Wasser.

Getrunken wird eine Unmasse. Man leert die ziemlich grosse Theekanne mehrere Male. Wenn man genug hat, nimmt man zum Schluss die Theeblätter heraus und verzehrt sie extra mit besonderem Genuss; denn sie sind nach Samarkander Geschmack das Beste von Allem.

Der Dampf, der aus den Kannen der Gäste, aus den Ssamowars des Wirtes aufsteigt, erzeugt eine eigene Luft, welche gleichsam zum Schreien und Schwatzen anregt. Es entsteht unter den Anwesenden eine Theetrunkenheit, die in ihren Folgen einer Bier- oder Schnapstrunkenheit verteufelt ähnlich sieht. Wenn die Leute zuviel getrunken haben, wenn ihre Nerven aufgeregt, ihre Köpfe erhitzt sind, gibt es Zank und Streit und gewöhnlich auch ganz erbärmliche Prügel. Da fliegen dann die Kannen nur so hin und her, als wären es gute deutsche Bierkrüge. Während aber bei uns zu Lande eine wohllöbliche Polizei einschreitet, geht es in den Theestuben von Samarkand gemütlicher zu. Da prügeln sich die Leute, bis sie genug haben, auf ein paar gespaltene Schädel mehr oder weniger kommt es ihnen nicht an.

Besonders gern prügeln sich die Leute im Sommer. Im Winter geht es stiller, friedlicher zu. Dann erscheinen die Sänger oder Märchenerzähler, die von einer Theestube zur anderen wandern und gegen ein kleines Entgelt Lieder und Geschichten, meist unter Begleitung auf einem nicht besonders wohltönenden Instrument, einer Art einsaitiger Mandoline, vortragen.

Und nun sind Zank und Streit vergessen. Die Leute schlürfen bedächtig ihren Thee, wischen sich den Schweiss von ihren Stirnen und lauschen andachtsvoll den Worten des Erzählers.

Der aber sagt und singt von fernen Tagen, von Zeiten der Freiheit und Selbstherrlichkeit, von dem grossen Timur, von Dschengizchan und Alexander dem Grossen. Es ist eine ganz eigentümliche Geschichte, die er von dem Letzteren erzählt, so eigentümlich, dass sie der Mitteilung wol wert ist:

Vor fünftausend Jahren — so beginnt der Sänger — waren die Bewohner von Turkestan Kafirs oder Heiden.

Damals erstand ein König Hasret Iskander — gesegnet sei sein Name in Ewigkeit — und bekehrte alle Völker zum Islam. Hasret Iskander war der Sohn eines Kafirherrschers — verflucht sei sein Name in Ewigkeit.

Als Hasret Iskander noch ein Kind war, träumte seinem Vater, der Prinz wolle ein Muselmann werden. Der heidnische König — verflucht sei sein Name in Ewigkeit — fasste desshalb den Entschluss, seinen Erstgeborenen sofort zu erwürgen und beriet sich mit der Königin darüber. Aber die heidnische Königin — verflucht sei ihr Andenken in Ewigkeit — sagte:

»Warte noch ab, mein Herr und König. Prüfe unsern Sohn erst. Nimm ihn zum Götzentempel mit und sieh, ob

er sich unserem Gottesdienste fügt. Wenn ja — dann lass ihn leben; wenn nicht — so erwürge ihn!«

Also sprach die gottlose Königin.

Der König war mit dem Vorschlag zufrieden und that nach demselben. Er stellte seinen Sohn auf die Probe. Und der Prinz bestand die Probe und blieb am Leben.

Er blieb am Leben, nach Allahs, des Ewigen, Einzigen, Unerforschlichen Beschluss. Denn Allah — gepriesen und verherrlicht sei sein heiliger Name von allen Völkern des Erdballs — hatte den Hasret Iskander zu Hohem bestimmt.

Und wie Hasret Iskander dies Hohe erreichte, geschah so:

Als der Prinz grösser ward, trat an den König die Sorge heran, ihn alles Schöne und Nützliche erlernen zu lassen, auf dass er einst würdig wäre, den Thron des Landes zu besteigen. Nun wusste sich ein verkappter muselmännischer Missionär aus Bagdad, namens Abdul Nassr Samani, beim König als Lehrer des Prinzen einzuschleichen. Er gab diesem alsdann heimlich Unterricht im islamitischen Glauben.

In der Brust des Knaben begannen sich Zweifel an der väterlichen Religion zu regen, und er ward sehr unruhig. Noch schlimmer wurde es, als der König seinem Thronfolger befahl, einen Götzentempel zu bauen.

In seiner Bedrängnis wandte sich der Prinz hülfeflehend an Samani. Und der weise Lehrer wusste Rat zu schaffen. Er sagte: »Gehorche, mein Schüler, Deinem Vater! Baue den Götzentempel, aber denke Dir im Herzen, was Du bauest, sei eine Moschee!«

Der Prinz that so, und sein Herz blieb ruhig.

Als der Bau fertig geworden, ereignete sich etwas noch Schrecklicheres.

Denkt euch, wie das Herz des heiligen Prinzen vor Entsetzen erbebte, als der ruchlose König zu ihm sprach:

»Stelle nun im Tempel ein Götzenbild auf und bete es an!«

Hasret Iskander war in Verzweiflung. Aber wieder wusste der weisse Abdul Nassr Samani zu helfen, und zwar durch folgendes Mittel:

»Schreibe«, sagte er zu dem Prinzen, »den Namen Allah auf zwei Zettelchen und lege je eins zwischen die Finger der rechten und linken Hand. Wenn Du Dich dann vor dem Götzen niederwerfen musst, drücke die eine Hand an die Stirn, die andere ans Herz, und Du bringst die Verehrung und Anbetung nicht dem heidnischen Bilde dar, sondern dem geschriebenen Namen Allahs!»

Der Prinz that so, und sein Herz blieb ruhig.

Auf diese Weise hielt Hasret Iskander am Islam fest, ohne sich dem Vater zu verraten.

Als er endlich gross geworden, trat er vor den König und befahl dem ruchlosen Götzendiener, Muselmann zu werden. Aber der König weigerte sich. Da fing die Erde an ihn zu verschlingen, bis er ganz verschwunden war — — sein Andenken sei verflucht in Ewigkeit!...

Sein Sohn aber ward König und bekannte öffentlich den Islam und bekehrte sein Volk und eroberte die Welt vom Ganges bis zum Bosporus, vom eisigen Norden bis zum palmentragenden Süden, und in seinen Landen wurden Allah und sein Prophet Mohammed gepriesen und verherrlicht.

Dies — so schliesst der Sänger — dies ist die Geschichte von Hasret Iskander, Alexander dem Grossen, der unserem Lande den heiligen Glauben geschenkt. Gepriesen und verherrlicht sei sein Andenken in alle Ewigkeit! . . .



Alexander der Grosse.



Bei den Juden von Samarkand.

Die Juden in Mittelasien haben fast niemals eine beneidenswerte Rolle gespielt. Sie waren bis vor wenigen Jahren unerhört bedrückt, und es ist geradezu wunderbar, wie ihre kleinen schwachen Gemeinden sich unter all der Mühsal und Not durch Jahrhunderte erhalten haben. Auch heute sind ihre Verhältnisse sowohl in Bochara, das noch nominell selbständig ist, wie im russischen Transkaspien recht traurige, aber im Vergleich zu denjenigen, welche dort noch vor einem Vierteljahrhundert geherrscht haben, wahrhaft paradiesische zu nennen.

Es soll schon, wie eine Legende berichtet, vor mehreren tausend Jahren, als noch die Chinesen über Mittelasien herrschten, daselbst Juden gegeben haben. Doch ist das eine blosse Legende und historisch nicht bewiesen.

Glaubwürdiger ist, was eine andere Sage berichtet: dass nämlich der grosse Timur sieben Familien aus Meschhed, die sich durch Kunstsinn und als Handwerker ausgezeichnet, nach seiner Residenz Samarkand gebracht und dort angesiedelt habe. Er bedachte sie reichlich mit Arbeitsaufträgen und verlieh ihnen und ihren Kindern und Kindeskindern Schutz und Gleichberechtigung mit den Eingeborenen.



Jüdische Familie.

Die Juden müssen sich unter ihm sehr wohl gefühlt haben. Sie blieben im Lande, nährten und vermehrten sich redlich. Als unter einem Enkel Timurs die Hauptstadt Samarkand im Jahre 1500 von den Oezbegen gestürmt wurde, kämpften gerade die Juden mit seltener Tapferkeit für die Verteidigung von Samarkand, und 24000 Kohannim-Juden fielen in diesem heldenhaften Kampfe.

Beim Einzug der Russen unter General Kauffmann, im Jahre 1868, gab es in Samarkand kaum tausend Juden. Als ich zwanzig Jahre später die ehemalige Timuridenresidenz besuchte, war diese Zahl bereits verdreifacht. Das Emirat Bochara besitzt nach dortiger amtlicher Feststellung 3000 bis 4000 Juden.

Die jetzt in Mittelasien lebenden Kinder Israels geben an, dass ihre Ahnen erst vor hundertundfünfzig Jahren aus Persien eingewandert seien und dass sie von Ruben, Gad und Menasse abstammten.

Die Trachten der mittelasiatischen Juden und Jüdinnen sind von denen der eingeborenen Völker wenig verschieden. Man erkennt jedoch die Männer äusserlich sofort an ihren, häufig bis zum Kinn reichenden Seitenlöckchen. Sie sind meist von mittlerer Figur, schmächtig und blass. Ihr Gesicht ist von feinem edlen Schnitt und intelligentem Aussehen.

Die Frauen und besonders die Mädchen zeichnen sich durch seltene Schönheit aus. Gegen Fremde sind sie spröde und zurückhhaltend, im häuslichen Kreise aber ungezwungen und heiter.

Das Familienleben ist ein äusserst musterhaftes. Während die Kinder der Oezbegen und Tadschiks gar keinen Respekt vor den Eltern haben, sodass sie dieselben, insbesondere die Mutter, gelegentlich durchprügeln, sind die

Kinder der Juden von der grössten Ehrfurcht und wärmsten Liebe für ihre Erzeuger erfüllt. Sie besuchen auch fleissig sowohl die von Russen gegründeten, wie ihre eigenen Schulen, die sogenannten Cheder, und überragen alle ihre andersgläubigen Mitschüler mit ihren vorzüglichen Fortschritten. Kurz, ich gewann von den mittelasiatischen Juden, namentlich wenn ich noch die schweren Verhältnisse in Betracht ziehe, unter denen sie immer existiren mussten, nur freundliche Eindrücke. Namentlich denke ich freudig an den Besuch zurück, welchen ich Reb Mosche, einem der angesehensten Juden in Samarkand gemacht. Trotz des starken Fremdenzuges, der sich jetzt nach Samarkand ergiesst, bestand vor drei Jahren dort noch nicht einmal ein anständiges Hotel. Das einzige Gasthaus, dasjenige des Herrn Pawitzky, die Zentralnaja-Gostinitza (Hotel Zentral), war erstens besetzt, zweitens aber so wenig einladend, dass ich mich, trotzdem man im Orient nicht gerade an holländische Reinlichkeit gewöhnt wird, nur im schlimmsten Fall hineingewagt hätte. Ich war deshalb sehr froh, dass ich einen alten Mann kennen lernte, der mir bereitwillig Gastfreundschaft anbot.

Dieser Mann, Pawelj Awromtschik, hat ein so reiches, an seltsamen Abenteuern überreiches Leben gehabt, dass sich darüber ein ganzes Buch schreiben liesse. Er wurde als jüdisches Kind in Nischny-Nowgorod an der Wolga geboren. Im vierzehnten Lebensjahre verlor er seine Eltern und alle seine acht Geschwister, die an einem Pessach-Abend bei einem Ueberfall durch betrunkene, fanatische Burlaken (Wolgaarbeiter) umkamen. Ein Pope nahm ihn, der nur wie durch ein Wunder gerettet ward, zu sich, und erwarb sich ein Verdienst um die orthodoxe Kirche, indem

er den Judenjungen taufte, und verschenkte ihn dann an einen Offizier in Orenburg. Bei diesem lernte Pawelj Verschiedenes, Sprachen, Schreiben und Rechnen. Da ward sein Herr, der sich sehr gütig gegen ihn benommen, nach Zentralasien gesandt. Der dankbare Pawelj begleitete seinen Wohlthäter, war aber auf einem Streifzug von räuberischen Kirghisen gefangen, von diesen an Turkmenen verkauft, und kam nach zahlreichen, meist mit unsäglichen Leiden verknüpften Abenteuern, die aber hin und wieder auch ihre lustige Seite hatten, als Sklave nach Samarkand. Von hier flüchtete er sich 1868 beim Herannahen des Generals Kauffmann, des Eroberers von Samarkand zu den Russen.

Er hatte bei all diesen Erlebnissen oft den Glauben wechseln müssen. Er war anfangs Jude, wurde dann griechisch-katholisch, dann muhammedanisch, schliesslich wieder griechisch.

Durch seinen langen Aufenthalt in Samarkand war Pawelj Awromtschik dort sehr bewandert und wusste die interessantesten Plätzchen und Winkel. Ich hätte mir keinen besseren Führer wünschen können. Auch vermochte ich mich mit ihm, da er russisch sprach, besser als mit den eigentlichen Samarkandern zu verständigen.

Eines Tages fragte ich meinen guten Alten, ob er auch unter den Juden Bekannte hätte. Natürlich und gar gute! Zum Beispiel den Seidenhändler Reb Mosche, ja den müsste ich kennen lernen.

»Herr Wohlthäter«, rief er aus, »dem müssen wir noch heute einen Besuch machen. Er ist ein für Asien gebildeter Mensch, dabei höchst liebenswürdig, und wird sich freuen, einen Gast aus dem Abendlande begrüssen zu können.«



Eine jüdische Schule.

Und noch am selben Abend, nachdem Awromtschik unseren Besuch angekündigt, betraten wir das nette, freundliche Häuschen des Reb Mosche. Derselbe empfing uns an der Thür seiner Wohnung. Er trug einen langen Tuchrock, um den Leib, einen Gürtel aus Seide, auf dem Haupte ein Sammtkäppchen.

»Der Herr aus dem Westen,« stellte mich Awromtschik vor.

»Friede sei mit dir, Bruder,« sagte der Hausherr hebräisch und reichte mir die Hand. »Tritt ein in mein Haus und lasse es dir wohlgefallen.« Dann setzte er russisch hinzu: »Meine Frau und Kinderchen werden dich bald begrüssen. Damit dir aber die Zeit nicht zu lang wird, will ich dich auf das Dach meines Hauses geleiten. Von da hast du eine prächtige Aussicht, da ist unser Observatorium.«

Er führte mich auf einer bequemen Treppe zum platten Dach empor, wo man angenehm promeniren konnte. Von hier aus bot sich ein interessanter Ueberblick über die ganze Gasse, auf der vor ihren Wohnungen viele Juden und Jüdinnen in ihrem Feiertagsstaat — es war Sabbatvorabend — am Boden hockten, aber nicht mit unterschlagenen Beinen, wie es sonst im Orient üblich ist.

Während ich das malerische Bild betrachtete, kam ein kleiner Knabe und meldete dem »Papascha« in russischer Sprache, dass das Abendessen bereit stehe.

Wir stiegen wieder hinab und begaben uns in den Garten.

Dort war in einer Laubhütte ein stattliches, mit schönen Stickereien verziertes Zelt aufgeschlagen, um welches Apfelbäume ihren langen Schatten warfen. Auf einem Teppich, welcher den Boden deckte, standen verschiedene Schüsseln



Laubhüttenfest.

und tiefe Teller mit Speisen und Früchten: Erbsen, Quitten, Fleischpasteten, Mehlkuchen und Weintrauben.

Auf kleinen Kissen, die zum Teil am Boden, zum Teil auf niedrigen Sesseln lagen, hockten die Frau des Reb Mosche, mehrere Kinder und eine Anzahl Gäste, die mir zu Ehren erschienen waren. Sie hatten sich alle sehr nett und sauber gekleidet. Besonders freute mich die Anmut der Kinder und ihre Reinlichkeit, welch letztere Eigenschaft sonst nicht zu den Tugenden der Samarkander gehört.

Während des Essens ward wenig gesprochen. Nach demselben aber entspann sich ein lebhaftes Gespräch, das meinem Wunsche gemäss sich hauptsächlich um die Stellung der mittelasiatischen Juden, um ihre Geschichte, um ihr gegenwärtiges Leben und Treiben drehte.

»Man hat in Europa soviel darüber gehört,« leitete ich die Unterhaltung ein, »dass die Juden in Mittelasien bitterlich bedrückt waren. Am schlimmsten soll es in Bochara gewesen sein. Aber hier war es wol nicht so arg wie dort?«

»Oh,« entgegnete mein Gastfreund, Reb Mosche, »doch noch arg genug, dass Einem schon beim Hören von den verübten Greueln und noch jetzt, wo diese schweren Zeiten längst entschwunden scheinen, das Herz erzittert. Was hatten wir nicht Alles zu erdulden, da war der Tod oft eine wahre Erlösung! Eine Synagoge durften wir nicht öffentlich halten, und so besassen wir im Geheimen ein kleines Bethaus, das anscheinend eine Kaufhalle bildete, in einer verborgenen Ecke aber unsere Thorarollen und unsere Heiligthümer aufbewahrte. Würden die Mohammedaner davon gewusst haben, sie hätten uns sicher alle abgeschlachtet. Wir mussten uns ferner schon in der Kleidung von den Anderen unterscheiden. An Stelle des Gürtels durften wir nur einen Hanfstrick tragen, und unseren Kopf bedeckte als

Erkennungszeichen ein hoher spitzer Filzhut, der die Rechtgläubigen schon von ferne vor der Berührung mit uns warnen sollte. Es war den Mohammedanern streng untersagt, einen Juden zu grüssen, uns aber noch strenger anbefohlen, jedem Gläubigen in weitem Bogen aus dem Wege zu weichen, wofern wir nicht geprügelt, ja sogar erschlagen werden wollten. Mussten wir einmal aus irgend einem Grunde einen Mohammedaner besuchen, so durften wir uns nur an der Schwelle seines Hauses zeigen und von hier unser Anliegen vorbringen. Wenn aber umgekehrt ein Rechtgläubiger einen Juden besuchte, so musste der Letztere samt seiner Familie aus der Wohnung, diese dem »Gaste« überlassen, sich selbst vor die Thüre stellen und da so lange bleiben, als es dem Gast drin zu verweilen beliebte, wo derselbe sich häufig — trotz des Abscheus gegen die Juden — an vorhandenen Speisen gütlich that und Sachen, die ihm gefielen, zu sich steckte ...«

»Und dies,« fiel ein alter Mann ein, den ich wegen seines durchgeistigten Gesichtsausdruckes schon gleich von Anfang an mit Sympathie betrachtet hatte, »dies Alles ist noch nicht das Schlimmste. Was wir hier zu leiden gehabt, bis noch vor wenigen Jahren, das ist unmenschlich, und die Zunge, die Alles erzählen wollte, würde erstarren, und der Hörer müsste sich selbst einen Dolch ins Herz stossen aus Qual über das Vernommene ... Wer das nicht erlebt, mit seinem eigenen Blute bezahlt, an seinem eigenen Leibe gefühlt hat, — der kann es nicht begreifen ... Wir durften nicht Pferd, nicht Esel besteigen, wir mussten wie Verbrecher heimlich zu Fuss schleichen, in jedem Winkel den Tod fürchten. Ich hatte einen Bruder — der war krank zum Sterben, wir wollten ihn zu einem Heilkünstler bringen,

da ein solcher zu uns nicht kommen mochte. Im Dunkel der Nacht — denn nachts ist es still bei uns, auch heute noch — legten wir ihn in eine bequeme Sänfte, welche zwischen zwei Eseln gespannt war, und geleiteten ihn leise durch die Strassen zum mohammedanischen Arzt, der gegen kostbare Geschenke menschenfreundlich genug war, den Bruder zu untersuchen. Dann wurde der Rückweg angetreten. Fast waren wir schon glücklich zurück, als zwei fanatische Beamte des Emirs daher kamen. Kaum erkannten sie uns als Juden, da machten sie Lärm, und von allen Seiten stürzten aufgebrachte Leute heran und misshandelten uns in grausamster Weise. Den todkranken Mann rissen sie aus der Sänfte, schleuderten ihn zu Boden, schleppten die Esel über ihn und stampften solange mit den Füssen auf ihm herum, bis der Unglückliche entseelt dalag... Und wir Anderen wurden gefesselt und schweren Strafen unterzogen... Der Verachtung, dem Hass und dem Spott waren wir freigegeben und hatten nicht einmal das Recht zur Klage, nicht einmal das Recht zur Verteidigung. Wer sich zu beschweren wagte, ward in Acht und Bann gethan, sein Hab und Gut erklärte man als vogelfrei, seine Frau und seine Töchter wurden geschändet, seine Söhne zu Tode gemartert... Ausser den gewöhnlichen Abgaben entrichteten wir noch eine riesige Extrasteuer, die alle unsere Kräfte aufrieb, und bei der Ueberreichung dieser Steuer an den Vertreter des Emirs erhielt der Gemeindevorstand als Zeichen unserer Unterthänigkeit zwei Schläge ins Gesicht. Die entsetzlichsten Hetzen waren an der Tagesordnung. Wenn der Emir oder einer seiner Beamten Geld brauchte, wurde einfach die Ermordung einer grösseren oder kleineren Zahl Juden angezettelt und deren Eigentum geplündert...«

Als der Erzähler schwieg, sassen alle eine Zeitlang ergriffen da. Darauf aber fragte ich:

»Konnten die Juden nicht auswandern?«

»Das war es ja! Auswandern durfte man trotz alledem nicht. Wenn Jemand Lust dazu hatte und sie verriet, ward er mit Fortnahme all seines Eigentums oder mit Tod bestraft... So war denn die Eroberung Samarkands durch die Russen für uns ein wahres Glück, die Erlösung aus namenlosem Leid.«

»Es ist sonderbar,« unterbrach ich den Sprecher, »und ich habe diese Wahrnehmung oft gemacht, dass jene selben Russen, welche für ihre europäischen Unterthanen mosaischen Glaubens nicht genug harte Massregeln zu finden wissen, sich gegen ihre asiatischen Juden in humaner Weise benehmen —«

Der Alte lächelte eigentümlich, als er mich bei diesem Worte unterbrach:

»Nicht benehmen dürfen Sie sagen, sondern benahmen. Die Moskowiter betrachteten es mit Recht als eine Forderung politischer Klugheit, ihre asiatischen Juden zu begünstigen; sie bekamen uns dadurch zu Verbündeten, was hier nicht wenig zu bedeuten hat, wo die früher wilden zügellosen Volkselemente, die weder Recht noch Gesetz kannten, nur schwer zu bändigen waren. Als General Kauffmann 1868 nach Samarkand kam, waren wir Juden die ersten, welche ihm entgegenjubelten, die ersten, welche ihm Salz und Brod darbrachten; denn er kam ja als unser Befreier. Und wir täuschten uns in ihm nicht. Gleich nach seinem Einzug hob er alle unsere Bedrückungen auf. Wir durften nun Gürtel und Lammfellmützen, ja sogar Turbane tragen, wie die anderen Einwohner; er erlaubte uns freien

Handel, jedes Gewerbe, und frohen Mutes ergriffen wir Alles, was sich uns darbot. Tüchtige Handwerker erstanden aus unserer Mitte, fleissige Arbeiter lieferten wir zu Bauten und zur Eisenbahn, und brave Soldaten gaben wir der Armee. Wir errichteten eine stattliche Synagoge, in der wir öffentlichen Gottesdienst halten dürfen. Wir glaubten, eine neue gute segensreiche Zeit sei für uns angebrochen. Aber der Glaube scheint zu trügen. Man hört von neuen Ukasen, welche unsere Rechte einschränken, unsere Gewerbe behindern, unsern Handel schädigen sollen. Der Neid der Russen, weil wir uns überall so tüchtig erweisen, regt sich. Können wir was dafür, dass sie saufen, während wir arbeiten? Das Halten von Kaufhäusern soll uns verboten werden, neue Juden dürfen gar nicht hier herein, von den Schulen, wo unsere Kinder stets die besten Zeugnisse erhalten, will man sie völlig ausschliessen. Und wenn es so fortgeht, werden wir uns bald fragen können, ob der Tausch sich gelohnt?» ...

Spät war es geworden.

Ich erhob mich, und verabschiedete mich von meinem freundlichen Wirt und den Anderen, nachdem ich noch am nächsten Morgen in der Synagoge zu erscheinen versprochen hatte.

Das that ich. Das Haus war neu, hübsch und geräumig, wenn auch nicht zu gross. Der Chor bestand aus einigen Sängern mit wohltönenden Stimmen.

Ich sah in der Synagoge verschiedene Gebetbücher, welche teils aus Wilna und Warschau, teils aus Wien und London, über Indien oder Russland dorthin gelangt waren. Ferner zeigte mir Reb Mosche einige Andenken, die sich auf Jerusalem beziehen und von dort stammen



Synagoge in Bochara.

sollen. Besonders interessant waren verschiedene, sehr klein, aber äusserst rein und deutlich geschriebene Dokumente. Die Synagoge war von Besuchern dicht gefüllt; die Juden in Mittelasien sind in religiöser Beziehung sehr streng, halten treu den Sabbat und beobachten alle Gesetze und Glaubensregeln.

Nach dem Gottesdienst drängten sich viele an mich heran, um den Gast aus dem Abendlande zu begrüssen, ihm die Hand zu drücken, und ihm Glück und Segen zu wünschen.





Zu Tische bei einem Oezbegen.

Mit meinem Wirt und Freunde Pawel Awromtschick bummelte ich im alten Stadtteil. Krumm, eng und dumpf sind hier die Gässchen, eher schluchtähnliche Pfade, als wirkliche, für menschlichen Verkehr berechnete Strassen. An beiden Seiten ziehen sich einförmige Mauern von Erde oder Lehm hin, welche nur da und dort eine wahrhaftige Pforte, zumeist aber bloss seltsame Spalten als Eingänge haben. Denn als ich meinen guten Pawel fragte:

»Was bedeuten diese Spalten oder Löcher« —

Da entgegnete er:

»Diese Löcher, wie der Herr Wohlthäter zu sagen beliebt, diese Löcher sind die Eingänge.«

Und als ich laut auflachte, fuhr Pawel unbeirrt fort:

»Wollen Euer Gnaden sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen? Gut! Schlüpfen wir durch eins dieser Löcher in ein Haus — gleich in dies erste, das einem mir befreundeten vornehmen Oezbegen gehört.«

Er trat vor und ich folgte. Er bückte sich und verschwand im Loche. Nur seine Hand ragte winkend heraus. Ich ergriff sie und ward von ihr ein Stück fortgezogen. Nun standen wir beide auf einem düsteren Gang, an dessen

Ende durch ein halboffenes Pförtchen ein Garten sichtbar ward. Von allen Seiten desselben sah ich hohe Schutzwände emporsteigen, deren Kanten mit spitzen Nägeln und scharfen Glasstücken besät waren.

»Wir sind ja wie in einer von Feinden schwer belagerten Festung,« sagte ich, »da kann man das Gruseln bald lernen.«

»Es ist nicht Alles fürchterlich, was so scheint,« antwortete Awromtschik mit philosophischer Ruhe. »Diese mächtigen Schutzwände, die dem Hause allerdings das Ansehen einer kleinen Festung geben, haben keine blutige Bestimmung. Sie dienen nicht zur Abwehr umbarmherziger Feinde, nicht einmal als Hindernis für Diebe, sondern sind einzig und allein dazu da, vor den Nachbarn die Reize der holden Frauen versteckt zu halten, welche hier im Hause leben... Aber nun, Herr Wohlthäter, mutig hinein!«

Wir machten noch einige Schritte und gelangten in den Hof. Von hier führte eine leicht angelehnte Holzthür in das einstöckige mit einem platten Dach versehene Haus. Awromtschik schob die Thüre und einen dahinter befindlichen Teppich bei Seite, und wir traten gleich in eine Art Empfangszimmer. In demselben befand sich ausser einer Unmasse von Schmutz auch der Hausherr auf einem Teppich liegend und rauchend.

Bei unserem Eintritt wendete er den Kopf bloss ein wenig. Als er jedoch Awromtschik erblickte, nickte er uns freundlich zu und sagte, ohne sich von seinem Platze zu rühren:

»Friede mit Euch!«

Und wir erwiderten:

»Mit dir sei Friede!«

Awromtschik stellte mich dem Oezbegen vor:

»Ein Gast aus dem Abendlande, der in deinem Hause eine Minute das Glück deiner Gesellschaft kosten will,« sagte mein Begleiter.

»Er ist mir willkommen,« entgegnete der Hausherr, »auch wenn er soviel Minuten bei mir weilen wollte, als ich Haare im Barte habe,« und dabei strich er sich wohlgefällig den langen, bis auf die Brust herabwallenden, rötlich schimmernden Bart. Er teilte uns darauf mit, dass er sich gerade zu Tisch begeben wollte und lud uns ein, mit ihm zu speisen.

»Karg ist die Mahlzeit, die ich euch biete, aber gross der Wunsch, dass sie euch schmecken möchte.«

Wir nahmen das Anerbieten dankend an.

Unser Wirt geleitete uns, indem er einen Teppichvorhang zurückschob, aus dem Vorzimmer in das Wohnzimmer, welches zugleich Speisezimmer war. Der Raum erschien anfangs sehr gross, weil nur wenige und nicht hohe oder breite Sachen sich darin befanden. Bei näherem Zusehen fand ich, dass er bloss mässig gross war. Der Fussboden bestand aus eng aneinandergelegten Steinen und war mit einem breiten schweren Teppich bedeckt. An den Wänden hingen ebenfalls hübsch gearbeitete Teppiche, und auch die Decken waren durch einen solchen malerisch verziert. Mehrere Nischen dienten als Schränke und Kommoden; in einer hing ein aus einem Kürbis hergestellter Wasserkrug, indem man das Innere einfach herausgeschabt hatte. Auf der Aussenseite dieses sonderbaren Kruges waren die Figuren eines Elephanten, eines Tigers und eines dritten, nicht zu erkennenden Tieres, wahrscheinlich einer Hyäne, herausgeschnitzt. Ich habe dieses interessante Stück später durch

Vermittlung von Awromtschik erworben und besitze es noch als Andenken an meinen Aufenthalt in Samarkand.

Die glaslosen Fenster des Häuschens hatten die Aussicht nach dem Hofe. Ich trat an eines und erblickte im Garten mehrere unverschleierte, scheinbar junge und recht schöne Frauen, die in engen dunklen Hosen und behängt mit allerlei klimperndem Tand umhersprangen. Als sie sich aber von mir beobachtet sahen, erhoben sie ein jämmerliches Gezeter und entschlüpften schleunigst durch irgend eine mir unsichtbare Spalte ins Haus.

Möbelstücke bemerkte ich in der ganzen Wohnung keine. Tische, Stühle, Bänke und Bettgestelle waren durch kleinere und grössere Kissen, die am Boden lagen, sowie durch Sophas ersetzt. Nachdem der Hausherr, ohne sonst irgend ein Wort zu sagen, uns durch eine Handbewegung eingeladen hatte, Platz zu nehmen, setzten wir uns mit unterschlagenen Beinen auf den Boden um einen Teppich, auf welchem sich verschiedene Schüsseln mit Speisen befanden.

Kurz darauf erschien eine ältere unverschleierte hässliche Frau, die Mutter des Hausherrn. Sie begrüsste uns sehr von oben herab und liess sich neben dem Sohne nieder, um die Honneurs zu machen, während zwei Diener die Speisen zu und ab trugen.

Wir wuschen uns die Hände, der Wirt sprach würdevoll das Tischgebet und dann gings hastig los.

Zuerst tauchte Jeder seinen Löffel in die gemeinsame Suppenschüssel und führte von der Brühe, soviel er wollte, zum Munde. Dabei passirte es dem Hausherrn, dass er einen Knochen in den Hals bekam, schnell spukte er ihn heraus und direkt in die Schüssel. Das genirte ihn aber

nicht und ruhig löffelte er weiter, und wir — wir mussten mithalten . . .

Nach der Suppe kam Weizenbrot in Gestalt dünner runder Kuchen, dann das bekannte fette schwere Reisgericht der Orientalen, der Pillaw: Huhn mit Bohnen und Schaffleisch. Dies Alles wurde mit den blossen Fingern gegriffen, da Gabel und Messer in dem Haushalte unseres Wirtes völlig unbekannte Dinge waren.

Nach der Mahlzeit strich der Hausherr zum Zeichen, dass er satt sei, mit den Fingern über Gesicht, Bart und Kleidung, und wir mussten nolentes volentes seinem edlen Beispiel folgen, da wir ihn sonst beleidigt hätten. Alsdann sprach er das Dankgebet und liess uns zum Schluss Früchte und Thee mit kernlosen Rosinen als Dessert reichen.

Während des Essens wurde nichts gesprochen. Nach demselben machte ich mehrere Versuche, den Oezbegen zum Reden zu bringen. Allein er war nicht sehr gesprächig; fortwährend gab er kurze und kühle, nichtssagende Antworten. Da hörte ich wieder auf und blieb stumm sitzen wie die Anderen.

Nachdem wir noch eine Zeitlang so stumm dagesessen, gab mir Awromtschik heimlich ein Zeichen, und wir erhoben uns, dankten unserm stummen Wirt ebenfalls stumm für die gebotene Gastfreundschaft, und stumm und still, wie wir gekommen, wie der ganze Besuch verlaufen, schoben wir wieder ab.





Altertümer.

Wandert man durch die engen Strassen des mohammedanischen Teiles der Stadt, so schaut man mit eigentümlichem Schauer zu den seltsamen Bauwerken auf, die sich allerdings von den übrigen Altertümern in Mittelasien nicht viel unterscheiden; aber für den, der geschichtliches und poetisches Gefühl hat, reden sie eine besondere gewaltige Sprache, erzählen sie wundersame Märchen.

Dem nüchternen Forscher, dem trockenen Statistiker, der in Samarkand im Hinblick auf die vieltausendjährige Geschichte der Stadt eine Menge antiker Monumente erwartet, genügt das Vorhandene und die kurze Zeit des Bestehens desselben nicht.

Man muss indes bedenken, dass die Einwohner im Serafschanthale von jeher hauptsächlich in leichten beweglichen Zelten lebten und dass ihre etwaigen grösseren Häuser nicht aus Stein, sondern bloss aus Lehm erbaut wurden. Für die Herstellung dieser Gebäude ward möglichst wenig Zeit und Mühe verwendet. Selbst in der Timuridenperiode ging der Bau grosser Gebäude ganz flüchtig von Statten, und einmal ward eine mächtige Moschee in knapp zehn Tagen aufgeführt. Viele Gebäude ferner, welche vermöge besserer

Bauart die Jahrhunderte wol hätten überdauern können, wurden in den vielen barbarischen Kämpfen teilweise oder ganz zerstört.

Als die ältesten Denkmale der Vergangenheit von Samarkand bezeichnet man die endlose Reihe von Erdhaufen und kleinen Hügeln im Norden der heutigen Stadt. Dies sollen Ueberreste der frühesten Lehmbauten Samarkands sein, und an sie knüpft sich die Sage vom mythischen Türkenhelden Afrasiab, welcher Alexander den Grossen bekämpfen wollte, aber dann, als ihm dies misslang, das von jenem innegehaltene Samarkand mit Riesenmassen Sand verschüttete... Vor etwa fünfzehn Jahren wurden in dieser Ruinenwüste Ausgrabungen vorgenommen, welche Münzen, Krüge und sonderbare Glaswaren zu Tage förderten.

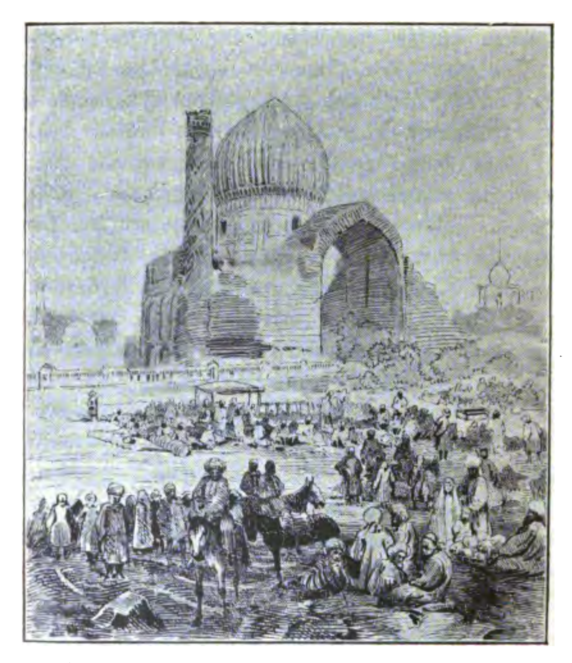
Die gegenwärtig noch vorhandenen Altertümer stammen meist aus dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts und sind mit Timurs Namen verknüpft.

Das besterhaltene Denkmal ist das Grab Timurs in der Gur-Emir-Moschee.

Die Gefühle, die mich hier überkamen, kann ich nur mit denen vergleichen, die ich vor dem Sarkophage eines anderen Welteroberers empfand, der im Invalidendome zu Paris im ewigen Schlafe ruht...

Die Gur-Emir-Moschee und der Invalidendom, beide bergen sie die irdischen Reste von Männern, die sich aus der Tiefe der Menschheit zu den höchsten Höhen emporschwangen, die von unstillbarem Kriegsdurst getrieben fast die ganze bekannte Erde mit Blut und Feuer überströmten. Während aber der lahme Sohn der Steppe sich bis zum letzten Augenblick seines Lebens eines wunderbaren Siegesglückes erfreute und bei seinem Scheiden ein Reich hinter-

liess, wie seit dem Perser Kyros, dem Makedonier Alexander, dem Mongolen Dschengizchan kein Anderer ein gleich mächtiges geeint hatte — musste der Korse mitten im Siegeslaufe innehalten und von der stolzen Höhe, die er



Moschee Gur-Emir.

erklommen, jählings wieder herabsteigen, um auf einer einsamen Insel, fern seiner Heimat, fern seiner Gattin und seinem unglücklichen Sohne, fern von dem Reiche seines Ruhmes die letzten Jahre seines Lebens thatlos zu vertrauern...

Dafür ist dem Kaiser der Franzosen aber in einem prachtvollen Bau eine prachtvolle Ruhestätte beschieden, zu welcher Millionen und aber Millionen Menschen wallfahrten, um dort den Manen des unvergesslichen Toten Bewunderung zu zollen und das Herz in der Erinnerung an seine mächtigen Thaten höher schlagen zu lassen; der Kaiser der Tataren aber ist schier vergessen im Andenken der Menschheit und er, vor dem einst die ganze Welt erzittert hat, wird nur noch in Schulbüchern oder gelehrten Werken genannt, und seine irdische Hülle, gedeckt von einem einfachen Steine, ruht in einem halbzerfallenen, nur von wenigen Pilgern besuchten Gotteshause...

Wie wird es hier und dort, in der Gur-Emir-Moschee und im Pariser Invalidendom, nach Jahrhunderten ausschauen?.....

Die äussere Form der Gur-Emir-Moschee ist ein Achteck, auf dem sich eine melonenförmige glasirte Kuppel erhebt. Das Gebäude, 1386 erbaut, ist aussen und innen mit Mosaik-Arabesken verziert. Zu den Seiten des siebzig Meter hohen Domes erheben sich zwei mächtige Minarets aus Ziegelsteinen. Früher führten in ihnen Wendeltreppen zur Spitze hinauf, von welcher die Gebetsrufe des Muezzins zu den Gläubigen herabschallten. Heute aber sind diese Treppen zerstört, und kein Muezzin steigt hinauf nnd kein Gebetsruf schallt herab.

Man betritt die Moschee, deren Hauptfront dem mohammedanischen Gebrauch entsprechend nach dem Süden, deren Eingang nach dem Westen liegt, durch ein mit Mosaik ausgelegtes Portal und gelangt in einen Hofraum, welcher mit einem Dutzend Karagatschen und Maulbeerbäumen nur mager bepflanzt ist.

Ueber Steinstufen, durch eine äusserlich glatte, an der Innenseite geschnitzte Holzthür kommt man in eine Vorhalle, und von hier ins Innere des Grabgewölbes. Gitterfenster und einige Nischen mit reichgeschmückten Inschriften bilden die einzigen Abwechslungen an den sonst glatten Wänden, welche bis zu einer Höhe von anderthalb Meter mit Jaspisplatten ausgelegt sind.

In der Mitte des Gewölbes liegen acht oder neun Grabsteine, welche andeuten, dass in dem darunter befindlichen Gemache, in welches man später gelangt, an den betreffenden parallelen Stellen die eigentlichen Gräber sich befinden. Der dritte von den genannten Steinen, welcher genau in der Mitte der ganzen Moschee liegt, ist der Grabstein Timurs. Während die übrigen Steine, unter denen sich auch der des Ulug-Beg, des Enkels von Timur, befindet, aus weissem Marmor sind, ist derjenige des Kaisers grünlich schwarz, etwa zwei Meter lang, vierzig Centimeter breit und beinahe ebenso hoch. Er besteht aus einem einzigen Nephritblock, welcher der grösste Monolith aus diesem Material ist. Im Jahre 1415 soll er als Geschenk einer mongolischen Prinzessin nach Samarkand gebracht worden sein, und bildete hier ein Wallfahrtsmotiv für viele Pilger und Andächtige. In der Mitte ist er geplatzt, was schon auf dem Transport geschehen sein soll. Rings umher stehen Pfeiler mit symbolischen Fahnen.

Die eigentliche Begräbnisstätte befindet sich, wie bereits bemerkt, eine Halle tiefer, gerade unter dem beschriebenen Gewölbe. Eine breite Treppe aus gebrannten grauen Steinen führt in das völlig schmucklose Gemach, welches eine gleiche Anzahl Marmorplatten wie das obere Gewölbe hat, und erst unter diesen Steinen ruhen die Toten.

Von der Gur-Emir-Moschee begebe ich mich zum Rhigistan, einem der schönsten Plätze in Samarkand. Drei ringsherum liegende Hochschulen oder Medressen, der in der Nähe befindliche Bazar und schliesslich der Umstand, dass sich von hier aus eine Menge der besuchtesten Strassen abzweigt, geben dem Platz ein äusserst reges Leben.

Die Medresse an der Westseite des Platzes, benannt nach Timurs Enkel Ulug-Beg, ist die kleinste, aber die älteste der drei. Sie besitzt bloss ein einziges Stockwerk mit 24 Zimmern, jedes für zwei Mollahs oder Studenten bestimmt. Heute ist in dieser Medresse, die einst ein Heim der universellen Gelehrsamkeit, insbesondere aber der mathematischen Wissenschaft bildete, kaum eine Spur davon zu finden. Anstatt des früheren regen Geisteslebens macht sich eine öde Stille breit...

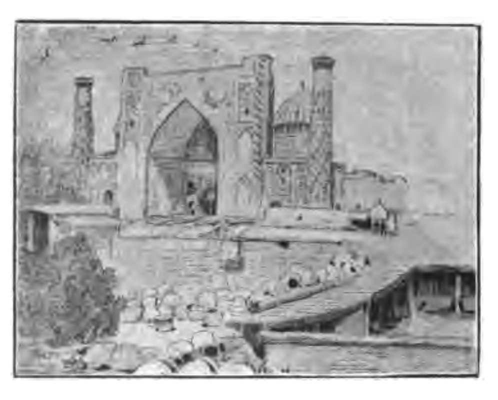
Grösser als die Ulug-Beg-Medresse sind die beiden anderen Schulen, die Schirudar und die Tilleh-Karih, welche je zwei Stockwerke haben. In der ersteren befinden sich vierundsechzig, in der letzteren sechsundfünfzig Zimmer.

Die Schirudar besitzt ein hohes gewölbtes Portal. An den Ecken der Vorderfront stehen Minarets, über den Seitenflügeln erheben sich melonenförmige Kuppeln. Vom Eingang blickt in blauen und gelben Farben das persische Wappen — der Löwe mit der Sonne —, welches der Medresse den Namen »Schirudar — die löwentragende« gegeben. Sie wurde 1618 erbaut, und eine Inschrift besagt: dass der Mond, als er das herrliche Gebäude fertig gesehen, vor Entzücken die Finger an die Lippen gelegt...

Die Tilleh-Karih-Medresse — »die goldbedeckte« — ist im Aeusseren schon stark verfallen, im Innern aber noch ziemlich erhalten. An der Frontseite hat sie zwei Reihen

Fenster. Im Hofe links befindet sich eine Moschee, in welcher besonders die reichgeschnitzte Holztreppe auffällt, die zu dem Betpult aus vergoldetem Marmor emporführt.

Die grösste aller Schulen, ein wahres Prachtwerk, war die Medresse-i-Chanym, welche zur Zeit Timurs gebaut wurde. Sie ist jetzt leider fast vollständig zerfallen, und aus ihren Wandstücken und Brüchen hat man ganze Häuserreihen der sie umgebenden Strassen aufgeführt. Von der Hauptfront sind nur noch die Bogen des Mosaikportales einigermassen erhalten. Dasselbe hatte eine Tiefe von neun Meter und war mit Gold und Malerei reich verziert. An den Seiten des Eingangs standen ehemals schlanke sechseckige Türme, welche jetzt eingestürzt sind.



Moschee Schirudar.

Die Moschee im rückwärtigen Teil der Medresse-i-Chanym ist dagegen noch ziemlich erhalten. Ihr Kuppelgewölbe ist gewaltig hoch, in der Mitte allerdings breit auseinandergeborsten. In der Moschee befindet sich auf mehreren Pfeilern ein langes breites Betpult, dessen Hauptwert darin bestand, dass Rückenmarkleidende, wenn sie unter

demselben durchkrochen, in wunderbarer Weise geheilt wurden.

In der Nähe der Medresse-i-Chanym liegt das zerfallene Grabmal von Timurs Lieblingsfrau.

Nach Nordosten steige ich durch eine enge steile Gasse zur Moschee Schah-Sindeh auf. Moschee und Kapelle waren einst wol prachtvoll. Aber schon längst ist auch hier der frühere Glanz erblichen. Der reiche Farbenschmuck an Wänden und Decken ist abgefallen oder kaum zu erkennen.

Diese Moschee ist gleichfalls von Timur erbaut worden, und interessant durch eine absonderliche Legende, die ihrer Entstehung zugrunde liegt:

Vor tausend Jahren soll ein Heiliger gelebt haben, welcher eines Tages auf den seltsamen Einfall kam, einen Schacht auszuhöhlen und in denselben hinabzusteigen, um darin für immer zu leben. Er ward nicht mehr gesehen. Aber man hatte noch nach Jahrhunderten sichere Anzeichen, dass der heilige Kauz da drunten fortlebte. Timur wollte sich von seinem wirklichen Wohlbefinden überzeugen und beauftragte einen kühnen jungen Mann, aus dem Schachte Nachricht zu schaffen. Der Jüngling wurde mit dem Kopfe voran in die Höhle hinabgelassen, da er es für respektwidrig hielt, zu einem Heiligen zuerst mit den Füssen zu kommen. Auf dem Boden der Grube angelangt, sah er dort den frommen Mann wirklich lebend im inbrünstigen Gebete knieen und wurde vor Ueberraschung ohnmächtig. Als er wieder erwacht war, bewies sich der Heilige sehr liebenswürdig gegen ihn und erlaubte ihm auch die Rückkehr ans Licht, unter der Bedingung, dass er verschweige, was er gesehen; sonst würden er und seine Nachkommen bis in achte Glied stumm werden. Der junge

Mann versprach, reinen Mund zu halten, erfüllte aber, nach seinem Abenteuer zu Timur zurückgekehrt, sein Versprechen nicht, und die gedrohte Strafe trat ein. Um den Heiligen zu besänftigen und zu versöhnen, baute Timur über dem Schachte die prächtige Moschee »Schah-Sindeh — der lebende König«.

In diese Moschee gelangt man durch das an der Strasse liegende Thor. Beim Eintritt rechts ein kleiner Hof mit einem Brunnen, links eine Halle für den Gottesdienst. Eine breite Treppe von etwa vierzig Stufen führt zu einer langen unbedeckten Gallerie, auf der sich mehrere Grabmäler, darunter diejenigen der Schwester und des Onkels von Timur befinden. Am Ende der Gallerie liegt die Moschee mit Höfen, Kammern und einer Gruft. In einem kleinen Zimmer, in das man durch eine kleine Thür gelangt, hängt an einer Stange die Fahne des Heiligen. Hinter einem eisernen Gitter sieht man ein Grabmonument, auf diesem einen Haufen Lumpen aus blauem und grünem Zeug. In früheren Zeiten pflegten die Herrscher von Samarkand, wenn sie von Kriegszügen heimkehrten, dieses Grab zu besuchen, ehe sie im Triumph in die Residenz einzogen, und dasselbe war deshalb ein berühmter Wallfahrtsort. Als Vámbéry, welcher übrigens die Schah-Sindeh-Moschee für einen ehemaligen Palast und zwar für einen beliebten Sommeraufenthalt Timurs hält, vor einem Vierteljahrhundert, als wallfahrender Muselmann verkleidet, dies Grab besuchte, wurden ihm drei Banner, ein altes Schwert und ein Brustpanzer als Reliquien des Tatarenkaisers zum Küssen vorgelegt. Ich habe ausser den erwähnten Lumpenstücken nichts gesehen.

In einem anderen Zimmer zeigte man mir ein Exemplar des Koran, welches aufgeschlagen die respektable Länge

von etwa zwei Meter und eine Breite von mehr als einem Meter hatte.

In einer unterirdischen Zelle der Moschee lassen sich fromme Leute alljährlich einmal zu — vierzigtägigem Fasten einschliessen! Jedesmal melden sich mindestens zehn bis zwölf solcher Frommen. Dieselben nehmen nur jeden Abend, oder jeden dritten Abend etwas Speise und Wasser zu sich — aber in so geringen Portionen, dass man damit kaum ein Vöglein satt machen könnte. Die Zelle ist äusserst einfach, schmutzig, voll dumpfer modriger Luft, mit harten Bänken und kahlem feuchten Boden. Man begreift gar nicht, wie da Menschen zu leben vermögen.

Nach längerem Aufenthalte in der Schah-Sindeh-Moschee trete ich wieder ins Freie. Der Bau befindet sich auf einer Anhöhe. Unter ihm dehnt sich der Friedhof — ein Friedhof im wahrsten Wortsinn — voll tiefster wohligster Stille. Nur zuweilen zittert der leise Ruf eines Vogels oder das zagende Geräusch eines welk fallenden Blattes durch die Unbeweglichkeit...

Meine letzte Exkursion führt mich zum Südende der Stadt, wo sich die Zitadelle mit dem Schlosse des Emirs befindet. Sie umfasst 37 Hektare und ist von einer zwölf Meter hohen Mauer umgeben; hier wohnt teilweise die europäische Bevölkerung, namentlich das Militär, hier befindet sich auch die russische Kathedrale.

Das ehemalige Schloss des Emirs unterscheidet sich von aussen wenig von den anderen Gebäuden. Nur sind die Mauern etwas höher und regelmässiger. Die einzelnen Teile des Palastes sind meist aus Lehm gebaut; einige mit Stuck beworfen. Im Schlosse befindet sich das Talar-i-Timur, die Empfangshalle des Kaisers, mit dem Krönungs-

stein, auf welchem seit Timur alle Herrscher von Samarkand bis in die neueste Zeit den Thron bestiegen. Der Kök-Tasch, blauer Stein, steht in einem grossen Hof, der von einer anmutigen Gallerie umgrenzt ist. Hinter dem Steine erhebt sich eine Wand mit vier verzierten Nischen. Der Stein selbst ist ein Block aus weissem Marmor mit feinen blauen Adern, ganz glatt behauen und nur am oberen Ende mit geschmackvollen Arabesken geschmückt. Seine Höhe beträgt zwei Ellen, seine Länge fünfzehn Spannen und seine Breite sieben Spannen.

Die Russen haben die einstige Krönungshalle Timurs in ein — Hospital umgewandelt...

Das sind Samarkands interessanteste Altertümer. Ausser ihnen besitzt die Residenz noch 20 unbedeutende Medressen, 165 zumeist verfallene Moscheen, 33 Karavanserais, 24 Friedhöfe und zahlreiche Bäder.





Im Garten der Erlaubnis.

Entzückend ist die Umgegend von Samarkand, das fruchtreiche, von zahllosen Kanälen durchflutete Thal des goldstreuenden Serafschan mit all seinen Aeckern und Wiesen, Wäldchen und Gärten.

Besonders lockend winkt der Aufenthalt im »Garten der Erlaubnis«, welcher sich acht Kilometer nordöstlich von der einstigen Prachtresidenz des Timur erstreckt.

Gegen Abend wandre ich hinaus, um nach dem Toben des Tages in der üppig prangenden Natur friedliche Stille zu geniessen.

Die nahegelegene heilige alte Stadt mit ihren Moscheen und Minareten und dem modernen Bahnhof scheint nach und nach in der Dämmerung verschwinden zu wollen, und nur die von den letzten fernen Sonnenstrahlen wie von Zauberlicht umfunkelten Dächer der alten Bauten und die Kuppeln der Schah-Sindeh-Moschee und der russischen Kathedrale schwimmen Irrlichtern gleich in dem Schattenmeer, in welches sich der Serafschan zitternd ergiesst...

So rein ist die Luft, die mich umhaucht. Noch aus der ersten paradiesischen Weltperiode scheint sie hier zu wehen.

Duftende Wonnen senkt ein milder Gott auf mich hernieder, und mein Geist, frei von Zwang und Ueberdruss, hebt sich zu Welten empor, die schöner, reiner, besser sind als unsere...

Im Westen ist der Sonnenschein völlig verglommen, und nur der Kegel des vor mir befindlichen Tschoban-Atta-Berges glüht noch leise — gleichsam wie Kohlen des erloschenen Tages.

Durch die Stille klingen Feiertöne, sie schwingen sich zur Höhe hinan, sie flüstern um die Bäume und Blumen und sinken melodisch nieder zum Flusse und künden Hochzeit in der Natur.

Die Nacht steckt ihre Himmelslampen an, und ein seltsames Leben beginnt.

Die Wolken, weiss wie Schnee, sammeln sich im Kreise um den Mond, den Gott der Liebe, die Sterne hüpfen fröhlich einher und tanzen in den Milchstrassen den Hochzeitsreigen.

Unten aber, auf dem Teppich frischgrüner Saaten, ist das Brautbett. Da liegt das jungfräuliche Thal im duftigen Rosengewande, umhüllt mit dem bräutlichen Schleier aus Abendtau und Nebelfäden.

Aufs Haupt windet sich die Braut den blühenden Kranz aus Myrten.

Schmetterlinge umflattern ihre Wangen und flüstern ihr süsse Märchen zu, und mit dem Murmeln der Quellen, dem Plätschern der Kaskaden stimmt der zarte Liebessang der Nachtigallen das Hochzeitskonzert.

Und währenddem naht leise, leise durch zitternde Lianenranken der holden Braut der Bräutigam — der Friede...

Er beugt sich zu ihr und küsst sie.

Er küsst sie, und wonneschauernd erzittert ihr lieblicher Leib, und himmlischer Jubel erfüllt die Luft und tausend und hunderttausend Stimmen erschallen von allen Zweigen, von den Höhen des Himmels, aus den tiefsten Gründen, und jede Stimme erzählt von süssestem Glück...

O dürft ich mein Leben hier verbringen und wäre mein Leben endlos, dass ich diese wundervolle Sprache erlernen und die Geheimnisse verstehen könnte, die hier verborgen ruhen — im Thale, wo einst die lichte Lehre des Zoroaster geglüht. Ein Meer von Segen und Glück flutet durch die Lüfte, und ich tauche in seine Wogen wie in ein heiliges Bad unter, um neugeboren und rein und stark aus ihm wieder emporzusteigen.



Momentbilder.





Auf dem Kasbek.

Die Bergesriesen hinaufklimmen bis dorthin, wohin selbst dem Winde zu fliegen nicht gegönnt ist, wo die Wetterdämonen, der Blitz und der Donner, in ihren Wolkenbetten schlummern — das ist es, wonach ich mich immer gesehnt.

Mutig überspringe ich mächtige Abgründe, und selbst die steilsten Felsen bieten meinem Fuss kein Hindernis.

Traulich begrüsst mich der Kasbek und sendet mir zum Willkomm seinen jugendlich stürmischen Sohn, den Terek, entgegen. Und dieser geleitet mich an steinigen Ufern stets höher und höher.

Bald ist der letzte Streifen des Thales meinem Blick entschwunden, und rings in der Nähe und in der fernsten Ferne sehe ich nichts als Eis und Schnee und Schnee und Eis . . .

Tiefste Einsamkeit.

Kein Baum, kein Vogel, kein Wurm, kein lebendes Wesen.

Nur aus den Steinwänden sprudeln Wasser hervor und stürzen mit dumpfem Geräusch in die Tiefe.

In engen Windungen geht der Weg bald hierhin, bald dorthin, bald vorbei an grauenerregenden Abgründen, bald zwischen steilen unerklimmbaren Felsen. Ueber dem Pfade hängen häufig drohende Bergstücke, welche von den Lawinen einst herabgerissen worden und seitdem so liegen geblieben sind, und ewig stürzen zu wollen scheinen.

Eiszacken ragen in entsetzlichem Gewirr durcheinander, als ob ein Meer im Augenblick heftigster Wut im Frost erstarrt wäre ...

Auf die schauervoll erhabene Szenerie senkt sich die Abenddämmerung.

Ehe aber vollständige Finsternis eintritt, zucken die letzten Sonnenstrahlen noch einmal mächtig auf und schlingen flammende Bänder von Gipfel zu Gipfel, züngeln schlangengleich in Schlünde und Gründe, und tauchen Alles in feurige Flut.

Wie ein Märchenberg glüht der Kasbek, umzogen von brennenden Gürteln, bedeckt von rätselhaften Lichthieroglyphen.

Von Luftwelle zu Luftwelle spannen sich funkelnde Brücken, der Aether gestaltet sich zu blitzenden Riesendiamanten und die aus der Tiefe hervorwirbelnden Schneemassen zerstäuben in flüchtige Regenbogen.

Die blendenden Funken zucken von Fels zu Fels und entflammen auf den Gletscherzinnen mächtige Fackeln.

Und im Donner der Lawinen, im entfesselten Bergsturm, im krachenden Sturz der Eistrümmer tönt das hehre Abendlied der Natur ...





An den Ufern des Terek.

Stürmische Nacht!

Grauenvoll hehre Bilder!

In wilder Pracht braust der Terek dahin, gleich einem Genius, der seine Kräfte aus der mächtigen Gebirgsnatur des Kasbek schöpft, gleich einem scharfen funkelnden Schwert, welches die granitnen Felsen mit gewaltigen Streichen teilt.

Demütig neigen sich vor ihm die stolzesten Bäume, die gigantischen Berge. Seine Kraft zersplittert die Zweige und reisst von jahrtausendalten Felsen riesige Bruchstücke und schleudert sie wie spielend in düstere Abgründe...

Der Himmel über mir ist mit schwarzen Wolken verhängt. Unter mir drohen tiefe schaurige Abstürze. Zu allen Seiten steile Felsen, von denen Regengüsse niederströmen. Vor mir der schäumende brüllende Fluss, dessen Wogen gleich Geistern der Hölle emporsprudeln, über die Ufer hüpfen und mich mit wildem höhnischen Gelächter umtanzen...

Mächtige Steine stürzen von oben herab und sperren den Pfad.

Blendend zucken gleich feurigen Lavaströmen Blitze dahin und erhellen die Nacht, und dröhnende Donner rollen durch die erbebende Luft.

Die Felsen wanken und brechen, und die zertrümmerten Stücke fallen tosend ins Wasser.

Die Wälder stöhnen, hilfesuchend umschlingen die Aeste einander, der Sturm aber krächzt sein jubelvolles Zerstörungslied . . .

Hoch wirbeln die Schaumwellen des rasenden Flusses und zerplatzen in Wasserstaub. Eine kristallene Flut steigt aus unendlichen Tiefen empor und sinkt wieder herab wie aus Himmelshöhen. Ist es das Silbererz, welches zerflossen aus dem Berge in endlosen Bächen sprudelt? Oder ist es der Aether, der in Thaumassen niedersinkt? . . .

Zitternd im Glanz der Blitze wetterleuchten die Lüfte, und aus der Flut braust es wie Geisterstimmenchor.

Ein Wogen und Wallen geht durch Höhen und Tiefen, Himmel und Erde vereinen sich, aus seinen Angeln gerissen schwankt das Weltall, der gigantische Kasbek bebt erschüttert in seinem granitenen Fundament, die Felsen wirbeln wie blitzende Flocken, und vom Fluss unterwühlt, vom Orkan erfasst und dahingerafft, kreist Alles in wildem Tanz . . .

Da plötzlich, jäher fast, als es getobt, steht still das Gewitter, und die erschütternde Szenerie ist in ein holdes Zauberwerk verwandelt.

Durch die zerrissenen Riesenwolken taucht der tiefblaue Himmel langsam hervor, und der Mond ruht an ihm wie eine zarte Blume am erfrischten feuchten Zweige. Aus seinem Kelche aber fliesst weicher Silberglanz hernieder und webt buntfarbige Bogen und Bänder in die Atomzersplitterung des Terek.

Die starr aufragenden Granitwände leuchten wie glatte Spiegelflächen, und über den ruhig gewordenen Hexenkessel spannt ein Engel des Friedens leuchtende Sternenschleier.

Die Luft ist weich und warm und voller Wohlgerüche.

Unbeweglich sind die Wälder, geisterhaft still stehen die Felsen, leise murmelt der Fluss.

Die Erde schläft...

Stille friedvolle Nacht...





In der turkmenischen Steppe.

Wie das Skelett einer toten Welt, welches vom Rot der Sonnenglut mit Scheinleben angehaucht ward, liegt vor mir die Steppe.

Rings umher gewahrt das Auge nichts als braungelben Boden und einen grenzenlosen aschgrauen Himmel.

Schwül drückt die Luft, der Atem bleibt stocken, der Fuss versagt den Dienst.

Aber, wenn ich zu kurzer Rast niedersinke und das müde Haupt auf den nackten Boden zu legen wage, dann schreckt es mich wieder wie mit tausend glühenden Pfeilen empor und jagt mich weiter, endlos weiter in die öde Unermesslichkeit...

Nur zuweilen wird die Einförmigkeit durch die Ueberbleibsel einer sturmverschütteten Karawane unterbrochen. Aus dem Staub ragen im wirren Durcheinander Kamele und Rosse, Männer in Waffenkostümen und Weiber in weissen wallenden Gewändern gespenstisch hervor.

Doch plötzlich — welch wundervolles Bild erscheint meinen ermatteten Augen!

Eine blühende Oase, eine volkreiche Stadt. In den Strassen pulst frisches Leben. Palmenhaine tauchen auf und in ihren kühlen Schatten schimmern klare Windungen von Silberbächen. Das rieselt und lacht und winkt zum frischen kraftspendenden Trunk!

Und Lusthäuser lauschen aus duftigen Rosengärten und liebliche Paläste laden zu süsser Ruhe in ihre stillen Hallen. Da prangt jeder Saal mit teppichbedecktem Boden und marmornen Wänden, goldgewirkte Polster liegen rundherum, silberne Inschriften künden freundliches Willkommen, und feine Netze schützen gegen die Sonnenglut, hindern aber nicht den Ausblick in den prunkenden Park, wo um zarte Lotosblumen die Zikaden schwärmen und durch Aprikosenbäume lind der Zephyr flüstert, wo die Orange mit dem Goldapfel um die Wette glüht und mit dem süssen Vogelsang sich Plätschern der Kaskaden eint — —

Sehnsuchtsvoll breite ich die Hände nach den Früchten, nach der kühlen Flut aus — doch höhnend weicht das holde Bild zurück ... Bittend, klagend, stöhnend eile ich nach ... vergebens ... es entschwindet mehr und mehr, und jäh ist all die Herrlichkeit verloren ...

Ein Wüstentraum hat mich getäuscht — nichts sehe ich mehr von Frucht und Flut — nur öde braune Steppe und heissen trockenen Sand — in nächster Nähe und in fernster Ferne ...

Am grauen Himmel steigen matte schwarze Flecken auf, anfangs kaum bemerkbar klein. Doch sie wachsen und wachsen und plötzlich sind es riesenhafte Wolkengebilde.

Ueber die Steppe weht es schwül und schwer und ver-

dickt die heisse Luft noch mehr. Unheimliches Getöse braust von allen Seiten heran — der Wüstensturm.

Nah, näher dringt sein Gluthauch zu mir, seine versengenden Arme umschlingen mich mit wilder Gewalt und reissen mich zu Boden, und mächtige Sandwogen überfluten und begraben mich ...





In der Oase.

Ein Thal, von Bergen eingegrenzt, durchzogen von einem schmalen Fluss.

Im Osten erflammen die glühenden Farben der Frühsonne, und es erwacht alles Lebende in der Natur — nicht wie im Norden in ewig langer Dämmerung sich mühevoll ermunternd, sondern wie mit Einem Zauberschlage. Aus finsterer Nacht wird heller Tag, aus tiefem Schlaf schnelles Erwachtsein.

Der goldene Mangovogel ruft der geschiedenen Dunkelheit den Abschiedsgruss nach, aber Bülbül singt der Morgenröte das Willkommlied und schwingt sich jubelnd dem Licht entgegen.

Geschwätzig flattert der bunte Meynar von Baum zu Baum, auf den Zweigen tummeln sich Pfauen und Papageien und zwischendurch hüpfen lärmende Affen...

Mittagglut.

Kein Ast ist durch die Axt gefällt, keine der wunderherrlichen Blumen durch Menschenfuss zertreten.

Die Schätze und Schönheiten der Natur sind verschwenderisch ausgeschüttet, und Niemand sieht, Niemand geniesst sie.

Geräuschlos fliesst der helle Silberstrom durch die dunklen Getriebe, geräuschlos schleichen die Vögel von Zweig zu Zweig, matt hängt der Schmetterling am Kelch der Rose.

Kein Lüftchen weht. Still, unbeweglich liegt über dem Laubdach die mittagliche Glut...

Abendfriede — heiliger Friede.

Mond und Sterne steigen am Himmel empor und giessen ihr zitterndes Licht durch das eng verschlungene Laubgeranke hernieder.

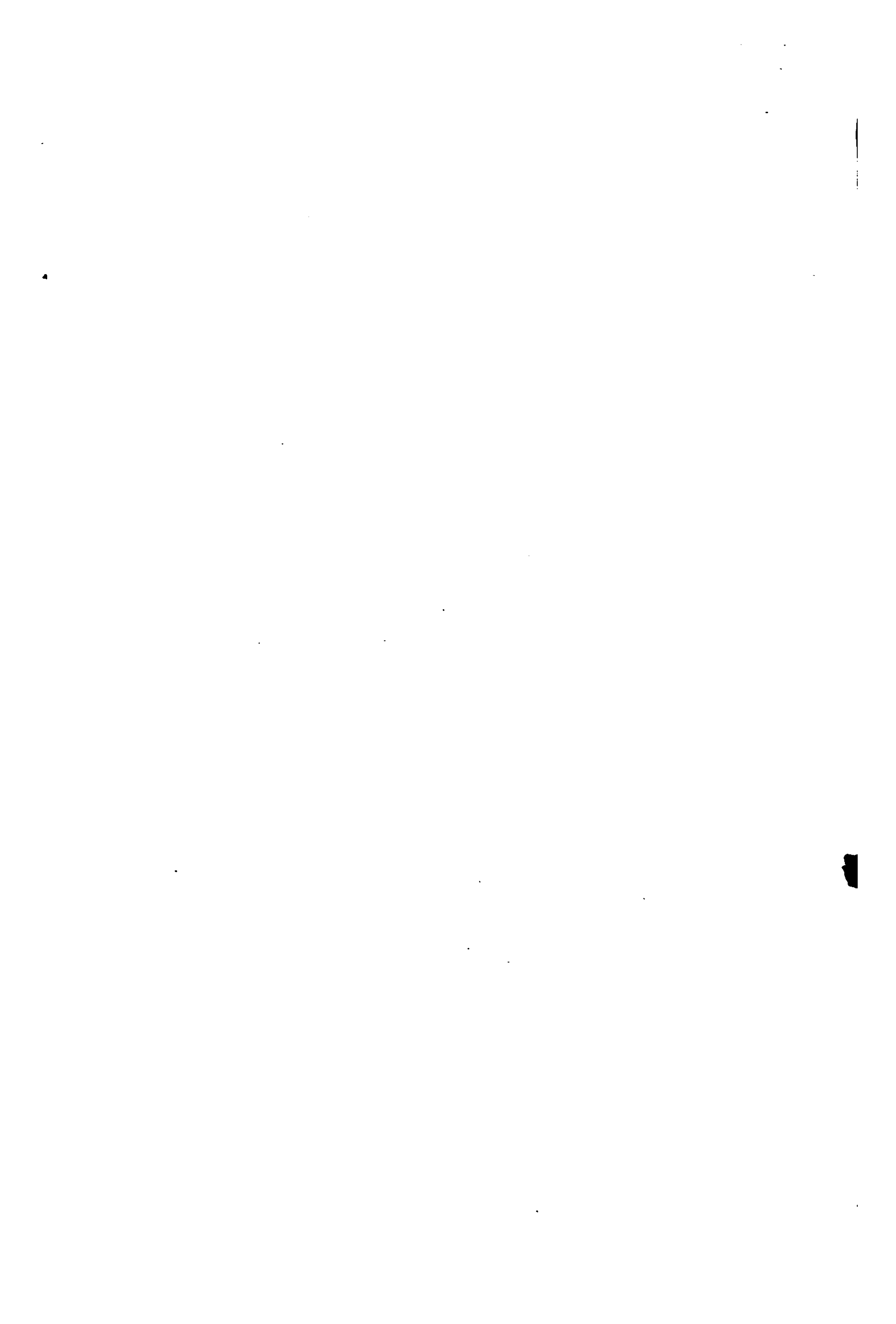
Gleich der Milchstrasse am Himmel zieht der diamantblinkende Fluss durch die mächtige Wildnis, und in seinen Wellen baden sich die Sterne der Erde — die Blumen.

Geheimnisvolles Flüstern tönt aus jeglichem Blatte, und die riesigen Urwaldstämme neigen sich, als ob sie beten wollten. Johanniswürmer umschwärmen die Palmen und erleuchten sie wie Weihnachtstannen, und lindes Vogelzwitschern stimmt den feierlichen Psalm....



Anhang.

Kaukasische Marschrouten.





Die Reisen nach dem Kaukasus mehren sich von Jahr zu Jahr. Aber bisher fehlte es an einem orientirenden Handbuch, selbst in russischer Sprache. Seit Kurzem ist durch das vorzügliche umfangreiche Werk von Weidenbaum in Tiflis den Reisenden, welche russisch verstehen, geholfen. Ich bringe hier nun, zum grossen Teil auf Weidenbaums Werk gestützt, den ersten Versuch eines kurzen Kaukasusführers in deutscher Sprache.

I.

Rostow am Don—Wladikawkas.

Eisenbahn, eröffnet 1874. — 652 Werst.

Auf kaukasisches Gebiet kommt diese Bahn erst bei der Station Kuschtschewka am Flusse Jeja, 81 Werst von Rostow. Sie geht alsdann durch das Gebiet Kuban, das Gouvernement Stawropol und das Gebiet Terek. Die bemerkenswertesten Punkte zwischen Kuschtschewka und Wladikawkas sind:

Armawir: 291 Werst von Rostow, am linken Ufer des Kubanflusses, ein Städtchen mit 4634 armenischen Einwohnern.

Dshulad: 568 Werst von Rostow, neben der Station Kotljarewskaja, am rechten Ufer des Terekflusses, am Fusse der nördlichen kabardinischen Gebirgskette. Dshulad wurde im Mittelalter, besonders von den orientalischen Schriftstellern, vielfach erwähnt. Im Jahre 1394 schlug hier der tatarische

Weltstürmer Timur-Tamerlan den Tochtamysch, Chan der goldenen Horde, in einem mörderischen Kampfe.

Tatartup („der Tatarenhügel"): 600 Werst von Rostow, gegenüber der Station Eljchotowo, in einem Hohlweg, am linken Ufer des Terek. Ein altes Städtchen, das einst bei den Kabardinern und Tschetschenzen in grossem Ansehen gestanden: ein in Tatartup geschworener Eid galt als heilig; Verbrecher, die sich hierher geflüchtet, waren unantastbar; hier wurden wichtige Volksversammlungen und grosse religiöse Feste abgehalten. Nach der Meinung Einiger scheint Tatartup, dem Namen entsprechend, von den Tataren erbaut oder gar schon zerstört worden zu sein; die Reisenden Güldenstädt und Klaproth, welche den Ort zu Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts besucht haben, verlegen seine Gründung in die Zeit des schrecklichen Iwan. Als Güldenstädt hier war, sah man noch Ruinen einer Moschee, eines Bades, zwei ziegelsteinerne alte Kirchen und Spuren eines Friedhofes. In einer der Kirchen glaubte Güldenstädt an der Wand sogar bildliche Darstellungen der Mutter Gottes und Johannes des Täufers zu erkennen. Nach den Angaben der damaligen Eingeborenen von Tatartup stammten diese Ruinen von den Franken (Genuesen), welche im Mittelalter rege Verbindungen mit dem Kaukasus besassen. Heute ragt von den Zeugen einer alter Vergangenheit nur noch ein morsches ziegelsteinernes Minaret melancholisch in die Lüfte.

Wladikawkas: Die Endstation der Bahn, liegt an beiden Seiten des Terekflusses, 7 Werst von dessen Ausfluss aus den Gebirgsschluchten in die flache Ebene und 2346 Fuss über dem Meeresspiegel. Nach der Unterwerfung Grusiens unter Russlands Oberhoheit (24. Juli 1783) ergab sich die Notwendigkeit, hier eine Befestigung anzulegen, welche bald zu einer sehr wichtigen wurde und den Namen Wladikawkas, Herrscher des Kaukasus, wol verdiente. Die Stadt, seit 1863 Hauptstadt

des Terekgebietes, besitzt jetzt 33 981 Einwohner. Bei den Bergbewohnern heisst sie: Kapkay.

Von der Linie Rostow-Wladikawkas zweigen sich mehrere Wege ab:

1.

Von der Station Kissljakowka (99 Werst von Rostow) geht ein $117^1/_2$ Werst weiter Postweg nach **Jeysk,** Kreisstadt im Gebiete Kuban. Jeysk hat einen vortrefflichen Hafen, der besonders für die Ueberwinterung kleinerer Seeschiffe geeignet ist. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 27 915, von denen die meisten Russen sind. Die Gründung der Stadt geschah durch Fischhändler und ist hier auch heute noch der Fischhandel in grossem Schwange. Sonst hat Jeysk keine Bedeutung.

2.

Von der Station Tichoretzkaja (171 Werst von Rostow) geht eine Eisenhahn über Iekaterinodar nach **Noworossysk.** (Siehe Marschroute II.)

3.

Von der Station Armawir (291 Werst von Rostow) geht ein Postweg nach Maykop (114 Werst). **Maykop**, an der Bjelaja gelegen, ist erst seit 1871 Stadt und jetzt mit 27 945 Einwohnern der administrative Mittelpunkt des Kreises gleichen Namens. 30 Werst südlich von Maykop befindet sich die „Zarskaja Stanitza“ mit einem Monument zum Andenken an Alexander den Zweiten, welcher hier im September 1861 ein Nachtlager aufschlug. Neben dieser Stanitza liegt auf dem Berge Physiapcho das Michaylowsche Athoskloster, welches am 17. Mai 1878 gegründet wurde.

Von Maykop geht eine Chaussee (135 Werst) über den bis zu 1300 Fuss hohen Goytinischen oder Tschilipssinschen Pass nach Weljaminowskaja, einer kleinen Ortschaft am Schwarzen Meere.

4.

Von der Station Newinnomysskaja (366 Werst von Rostow) geht eine Poststrasse von 64½ Werst nördlich nach der Stadt Stawropol. **Stawropol,** die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, liegt in einer Ebene etwa 2000 Fuss über dem Meere an den unbedeutenden, im Sommer versiegenden Flüssen Taschla, Mutnjanka und Mamayka. Besitzt 37 000 Einwohner, wurde 1777 gegründet und war früher, namentlich in den vierziger Jahren, der Mittelpunkt der militärischen und zivilen Verwaltung des nördlichen Kaukasiens. Seit Jahrzehnten ging jedoch die Bedeutung der Stadt zurück und ward schliesslich so gering, dass die Rostow-Wladikawkas-Bahn weit an ihr vorübergebaut wurde.

5.

Von der Station Newinnomysskaja geht ein südlicher Postweg (50 Werst) zur Stadt **Batalpaschinsk** am Kubanfluss. Hier fand am 30. September 1790 eine Schlacht zwischen den Russen unter Generalmajor Hermann und den Türken unter dem anatolischen Pascha Batal statt; der letztere wurde geschlagen und zum Andenken an den Sieg nannten die Russen die Ortschaft nach dem besiegten Heerführer.

Von Batalpaschinsk geht ein Fahrweg am rechten Ufer des Kuban in malerischer Steigung bis zum Dorfe Utschjkulan am Fusse des Elberus.

Von diesem Wege zweigt sich, bei der einstigen Befestigung Chumarinsky, ein Pfad ab, welcher dem Flusse Teberda entlang sich immer mehr empor auf den 9075 Fuss hohen Kluchorpass zieht.

6.

Von der Station Mineraljnyja wody („Mineralquellen“), 466 Werst von Rostow, geht ein Postweg (20¼ Werst) zur Stadt **Pjatygorsk,** Hauptort des gleichnamigen Kreises im Terek-Gebiet, am südlichen Fusse des Berges Maschuka (1777 Fuss) und am linken Ufer des Podkumek gelegen. Der Name der

Stadt, welche 13 133 Einwohner zählt, stammt von der Berggruppe, die sich in der Nähe erhebt und aus fünf Bergen (pjatj gor) besteht, deren Höhen zwischen 2808 und 4589 Fuss wechseln.

Im Bezirke von Pjatygorsk befinden sich die berühmten kaukasischen Mineralquellen. Auf verhältnismässig kleinem Raume vereinigen sich hier die verschiedenartigsten Heilquellen: In Pjatygorsk selbst sind 20 an Schwefelcalcium und Schwefelnatrium reiche Quellen (von $24{,}_4$—$36{,}_4{}^0$ R.), die zusammen zehn Liter pro Sekunde liefern und eine heilsame Wirkung auf die Unterleibsorgane und den Stoffwechsel im Allgemeinen ausüben und auch gegen rheumatische Leiden empfohlen werden. Die ersten Mitteilungen über die Heilquellen veröffentlichte 1717 Gottlieb Schober, der Leibarzt Peters des Grossen, welcher dieselben indes nicht selbst besuchte, sondern sich auf Hörensagen stützte. 1773 kam der Akademiker Güldenstädt hierher, und wenige Jahre später verzeichnete die Gegend ihre ersten Kurgäste, welche allerdings noch nicht die grossartigen Einrichtungen vorfanden, die heute den Besuchern den Aufenthalt ebenso angenehm machen, wie in irgend einem grossen Kurort Europas.

$15^1/_4$ Werst westlich von Pjatygorsk, am linken Ufer des Podkumek, bei der Stelle, wo in denselben das Flüsschen Bugunta mündet, liegt Jessentuky (1979 Fuss über dem Meere) mit mehr als 20 alkalischen kalten Quellen (von $7{,}_2$—$11{,}_5{}^0$ R.).

$20^3/_4$ Werst südwestlich von Jessentuky befindet sich, bei dem Zusammenfluss der beiden Bergströme Kosady oder Oljchowka und Jelkoschu oder Beresowka, in einer Höhe von 2702 Fuss, Kisslowodsk mit einer kalten kohlenstoffhaltigen Quelle (von $11{,}_5{}^0$ R.), die den tscherkessischen Namen Narsan (Heldengetränk) führt. Die Wunderwirkungen dieser Quelle wurden schon in früheren Zeiten gepriesen, die Verwertung derselben für Heilzwecke geschieht aber erst seit Anfang unseres Jahrhunderts.

13 Werst nördlich von Pjatygorsk endlich liegt Shelesnowodsk in einem Walde, welcher den Beschtauberg mit dem Eisenberg (shelesnaja gora) verbindet, an der Sohle des letzteren, 2070 Fuss hoch. Hier befinden sich mehr als 20 eisenhaltige Quellen (von 12—42° R.), welche 1810 bekannt wurden und seit 1812 in Gebrauch stehen.

Die kaukasischen Mineralquellen befanden sich von ihrer Entdeckung bis 1862 im Besitz der Krone, gingen dann in Privatbesitz von Spekulanten über, bis sich 1884 die Krone genötigt sah, sie wieder in eigene Verwaltung zu übernehmen.

Das Thal des Flusses Podkumek oberhalb von Kisslowodsk besitzt einige archäologische Merkwürdigkeiten. Bei dem Zusammenfliessen des Podkumek mit seinem Nebenflusse Eschkakon (15 Werst von Kisslowodsk) befindet sich ein flachgipfliger Berg Rum oder Burgussan. Die örtlichen Ueberlieferungen versichern, dass auf diesem Berge ehemals eine fränkische (genuesische) Festung gestanden, der Name des Berges Rum deutet aber eher auf die Byzantiner, welche im Orient bekanntlich Rumy hiessen.

Etwa 40—45 Werst südwestlich von Kisslowodsk erhebt sich der Bermamyt bis zu 8569 Fuss; nach Norden neigt er sich sanft, nach Süden fällt er steil bis auf 1000 Fuss. Vom Bermamyt eröffnet sich nach Süden ein Ausblick auf den **Elberus**, dessen Gipfel in gerader Richtung von hier 40 Werst entfernt ist. Aus dem Elberus entspringen die Quellen der Flüsse Kuban und Baksan. Die Höhe des Elberus, welcher von den Alten Strobylos, von den Russen früher Schatberg genannt wurde und bei den eingeborenen Umwohnern heute noch Mingi-tau (Hoher Berg) heisst, übertrifft die Höhen aller anderen kaukasischen Berge um ein Bedeutendes. Der östliche Gipfel ist 18431, der westliche 18525 Fuss hoch. Die Schneelinie beginnt in der Höhe von 11500 Fuss. Lange Zeit galt der Elberus als unzugänglich. Die Karbadiner erzählten, dass sein Fuss von Morast umgeben wäre, aber sein Gipfel

von einem mächtigen, in einer weiten Höhle angeschmiedeten Riesen bewacht würde. Im Juli 1829 machten Kupfer, Lenz, Meyer und Menetry den ersten Versuch den Elberus zu besteigen und kamen über 15000 Fuss hoch. Am 19./31. Juli 1868 bestieg zum ersten Mal den Gipfel der Engländer Freshfield, am 16/28 Juli 1874 folgte der Engländer Gardiner, am 11/23 August 1884 der Ungar Moriz Déchy; die letzte Besteigung fand im Jahre 1890 durch einen Russen statt, dessen Name mir entfallen ist. Alle begannen den Aufstieg vom Dorfe Urusbjew am Ursprung des Baksanflusses. Während die Genannten den Gipfel zu erstreben suchten, drangen zu mehr oder weniger bemerkenswerten Höhen vor: Dinnik, Gustav Radde und Andere, welche teils botanische, teils geologische und zoologische Zwecke verfolgten.

7.

Von der Station Neslobnaja (490 Werst von Rostow) geht ein Postweg über die Stadt Georgjewsk nach dem Dorfe Wladimirowka oder Rebrowka (158³/₄ Werst).

Georgjewsk (5 Werst von der Station Neslobnaja): Liegt am linken Ufer des Podkumek, 1032 Fuss hoch und hat 8290, fast ausschliesslich russische Einwohner. Die Gründung der Stadt, welche früher nur Festung war, datirt aus dem Jahre 1777. In der Festung wurde am 24. Juli 1783 der Traktat geschlossen, nach welchem der grusische Zar Heraklius der Zweite sein Reich für ewige Zeiten unter Russlands Oberhoheit stellte. Georgjewsk, welches vor Jahrzehnten, insbesondere in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts grosse militärische Bedeutung besass, verdient heute nur Beachtung wegen der alljährlich dreimal stattfindenden Jahrmärkte, deren Umsatz auf beinahe 3 Millionen Rubel geschätzt wird.

Der Postweg, welcher Georgjewsk mit Wladimirowka verbindet, geht durch reiche und gut bevölkerte russische Dörfer, welche an beiden Ufern der Kuma gelegen und in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts teils von Kriegsleuten,

teils von Landleuten gegründet worden sind. In diesen Dörfern werden vorzügliche Weine erzeugt, besonders in **Madsháry**, (114 Werst von Georgjewsk) am Ufer der Kuma, an der Stelle, wo in dieselbe das Flüsschen Mokraja Buywola mündet. Die Reisenden des vorigen Jahrhunderts — Gerber, Gmelin, Güldenstädt, Pallas — sahen an der Stelle dieser Stadt zahlreiche zerfallene ziegelsteinerne Bauten, von welchen einige als Reste von Moscheen und Mausoleen erkennbar waren. Als die russischen Niederlassungen an der Kuma gegründet wurden, verwendeten die neuen Ansiedler die Trümmer für ihre Wohnungen, ein Teil der Ruinen ging auch als Baumaterial nach Jekaterinograd, und heute zeigen nur Gruben die Stellen, wo die alten Gebäude gestanden. Ueber die Geschichte des alten Madshary ist fast gar nichts bekannt. Früher glaubte man, gestützt auf den blossen Klang des Namens, annehmen zu dürfen, dass Ungarn (Magyaren) die ersten Bewohner des Ortes gewesen. Auf tatarisch bedeutet Madshar ein steinernes Gebäude. Von allen Reisenden, welche Madshar besucht haben, richtete zuerst Klaproth die Aufmerksamkeit auf die in den Wällen befindlichen Münzen und Grabsteine mit arabischen Inschriften. Die letzteren führten ins 14., die ersteren, fast ausschliesslich in Ssaray geprägten, ins 13., 14. und 15. Jahrhundert zurück. Daraus schloss Klaproth, dass die Stadt von den Kiptschak-Chanen erbaut und in der Zeit der Verwirrung nach dem Tode des Tochtamysch verlassen oder zerstört worden sei. Im „Derbend-Nameh", von dem eine Kopie sich in der Göttinger Bibliothek befindet, wird Madshar als eine Chasarenstadt bezeichnet. Die russischen Chronisten erwähnen Madshar gelegentlich des Endes des Grossfürsten Michael Jarosslawitsch Twersky, welcher im November 1319 von Usbeck (Oezbeg), dem Chane der goldnen Horde, in der Stadt Tetjakowa zu Tode gemartert wurde; die Verwandten des Grossfürsten brachten dessen Leiche „nach Madshar, einer Handelsstadt, in welcher viele russische Kauf-

leute lebten und wo eine rechtgläubige Kirche stand.“ In einem geographischen Buche, welches im 16. Jahrhundert verfasst wurde, geschieht einer Stadt Madshar keine Erwähnung mehr, doch wird dort von einem „am rechten Ufer der Kuma gelegenen Moschar-Jurt, das aus 7 Moscheen besteht,“ gesprochen.

8.

Von der Station Prochladnaja (554 Werst von Rostow) zweigt sich ein Postweg nach Mosdok, Kisljar und weiter zum Brjan-Hafen[1] am Kaspischen Meere ab und führt stets längs dem linken Ufer des Terek vorbei an der Terek-Kosaken-Stanitza (331 Werst). Folgende Punkte dieser Strecke sind besonders zu beachten:

Iekaterinogradskaja Stanitza: 16½ Werst von der Station Prochladnaja am linken Ufer der Malka, 661 Fuss hoch. Eine steinerne Triumphpforte erinnert an russische Waffenthaten unter Pawel Ssergejewitsch Potemkin (sprich: Patjómkin). Die Bevölkerung besteht heute fast nur aus einem Bataillon Soldaten. In der Soldatenkirche ruht die Leiche des Heldengenerals Felix Antonowitsch Krukowsky, welcher 1848 bis 1852 Hetman der kaukasischen Linienkosaken war und am 18./30. Januar 1852 in einer Winterkampagne am Flusse Goyta in der Kleinen Tschetschna fiel. Die Gegend um die Stanitza heisst bei den Einwohnern Besch-tamak, „fünf Mündungen“, weil hier Terek, Malka, Baksan, Tschegem und Tscherek zusammenfliessen.

Mosdok: 51 Werst von Prochladnaja am linken Ufer des Terek, in sandiger Ebene, 465 Fuss hoch. Die Bevölkerung, etwa 13000 Seelen, besteht aus Russen, Armeniern, Osseten, Kabardinern und anderen Bergbewohnern. Die Gründung der Stadt wird ins Jahr 1762 verlegt und dem Fürsten der Kleinen Kabarda, Kurgoko Kantschokin, zugeschrieben. Dieser Fürst nahm das Christentum an und trat in die Dienste der russischen Regierung. Eine Merkwürdigkeit der Stadt ist das in der

Himmelfahrtskirche befindliche Bild der Mutter Gottes, welches von bekehrten Osseten gespendet wurde und angeblich aus der Zeit der grossen grusischen Zarin Tamara stammt. — Von Mosdok zweigt sich ein Postweg nach Wladikawkas ab.

Naûrskaja Stanitza: Ist berühmt durch die sonderbare Art, wie hier ein kleines Häuflein Kosakenfrauen am 11. Juni 1774 eine tatarische Armee von 18000 Mann zum Abzug zwang; während ihre Männer mit der Waffe in der Hand den stürmenden Feind zurückzutreiben suchten, kamen die Weiber aus den Küchen gestürzt, schleppten Alles, was sie dort hatten, mit sich und schütteten es auf die Köpfe der Tataren: heisse Speisen, siedende Suppen, zerschmolzene Butter... Was die tapferste Gegenwehr nicht vermochte, errang Frauenlist: jammernd zogen die Feinde ab...

Schelkosawodskaja oder **Schelkowaja Stanitza** (Seidenfabrik-Stanitza): 201 Werst von der Station Prochladnaja, erhielt seinen Namen von der 1735 hier von einem persischen Armenier ins Leben gerufenen Seidenindustrie, welche durch lange Jahre in diesem Orte gepflegt ward und berühmte Erzeugnisse lieferte. Auf den Karten des vorigen Jahrhunderts hiess Schelkowaja auch Saphrannikowo, nach dem Begründer der Seidenfabriken: Saphar Wassiljew. Bei dieser Stanitza befindet sich eine Ueberfahrt zum rechten Ufer des Terek, von wo ein Postweg nach Chassaw-Jurt geht.

Kisljar: 259 Werst von der Station Prochladnaja, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Terekgebiet, liegt am linken Ufer des Terek (60 Werst von dem Kaspischen Meere), hat 8778 Einwohner, hauptsächlich Russen und Armenier. Festung und Stadt Kisljar wurden 1735 gegründet. Im September 1831 wurde Kisljar von dem berühmten Propheten Kasi-Mullah erobert und geplündert. Zur Zeit als der Fluss Ssulak noch die Grenze zwischen Russland und Persien bildete und Kisljar die einzige russische Stadt des nordöstlichen Kaukasiens war, hatte sie einen bedeutenden Handel mit den Bergbewohnern und

grosse Verbindungen mit Astrachan und Persien. Heute ist die Wichtigkeit der Stadt sehr gesunken, und die Einwohner beschäftigen sich nur mit Gartenkunst oder Weinbau. Dem letzteren obliegen drei Viertel der Bevölkerung; die Kisljarschen Weine erscheinen alljährlich auf dem Markte zu Nishny-Nowgorod. — 1765 wurde in Kisljar der spätere General Peter Iwanowitsch Bagration geboren, welcher in der Schlacht bei Borodino ein Heldenende fand. — Das Wort Kisljar bedeutet auf tatarisch: Fräulein, und es knüpfen sich an diesen Namen allerlei phantastische Erzählungen.

9.

Von der Station Eljchotowo (600 Werst von Rostow) geht die **ossetinische Heerstrasse**, auf welcher jedoch keine Post eingerichtet ist. Die Strasse führt durch einen von dem Flusse Ardon gebildeten Engpass, in welchem sich ein Silber- und Bleibergwerk befindet; durch den 9390 Fuss hohen Mamisson-Pass über die Hauptgebirgskette, und fällt dann in das Thal des Rion, um sich über die Ortschaft Oni durch eine wahrhaft paradiesische Gegend nach der Stadt Kutaïss zu richten.

II.

Station Tichoretzkaja—Jekaterinodar—Noworossysk.

Eisenbahn, eröffnet 1886. — 247 Werst.

Jekaterinodar: 127 Werst von der Station Tichoretzkaja, Hauptstadt des Gebietes Kuban, am linken Ufer des Kubanflusses, 220 Werst von dessen Ursprung. Besitzt 39,610 Einwohner, welche sich mit Gartenbau, Gemüsebau, Weinbau, Fischfang, Ackerbau, Viehzucht beschäftigen, oder auch als Tagelöhner dienen. Jährlich finden drei Jahrmärkte mit einem Umsatz von 2 Millionen Rubel statt. Die Gründung der Stadt reicht ins Jahr 1794 zurück, und geschah zu Ehren der grossen Katharina. Seit 1820 befindet sich hier eine Militärschule. Die Soldatenkirche ist sehr reich an altertümlichen Gegen-

ständen. Bis 1879 befand sich in der Festung eine 1799 bis 1801 erbaute mächtige Kirche (je 50 Ssashen hoch, breit und lang), welche nur aus Waldholz, ohne Eisenstäbe oder andere Metalle, frei auf dem Boden, ohne Fundament, errichtet war; 1879 stürzte sie von selbst zusammen. Bei den Tscherkessen hiess Jekaterinodar: Bshedug-kaleh (Bshedug-Festung) nach der umwohnenden Völkerschaft der Bshedugen.

Von Jekaterinodar zweigen sich mehrere Poststrassen ab:

1.

Von Jekaterinodar geht nördlich eine Poststrasse zur Station Umanskaja, wo sie sich mit der Poststrasse verbindet, die von Kissljakowka nach Jeyssk geht. (Siehe Marschroute I. Seite 257).

2.

Von Jekaterinodar geht westlich, entlang dem rechten Ufer des Kuban, ein 187 Werst langer Postweg nach Temrjuk und Tamanj.

Bei der Station Kopyljskaja (74 Werst von Jekaterinodar) befand sich einst am rechten Ufer des Kuban, an der Stelle wo sich von ihm der Arm Protoka abteilt, die türkische Stadt Kopylj oder Kaplu. Heute sind von derselben bloss die Festungswälle zu sehen. Während der Türkenherrschaft war Kopylj für den Handel zwischen den Nogaiern und transkubanischen Tscherkessen wichtig. Hier residirte ein Seraskier, welcher den Kubankreis im Namen des krymschen Chanes verwaltete. Die Stadt soll damals 4000 Einwohner, 2 Moscheen und etwa 500 Buden gehabt haben.

Temrjuk: 134³/₄ Werst von Jekaterinodar, ist Hauptstadt des Kreises gleichen Namens, 244 Fuss hoch, in einem Meerbusen des Asow gelegen und hat 13 655 Einwohner, gegen 2000, die es unter türkischer Herrschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besass. Die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischhandel; der Hafen ist flach und

deshalb für grössere Schiffe unbrauchbar, kleinere Dampfer aber gehen von hier aus nicht nur nach den benachbarten Küstenorten, sondern auch ins Innere des Landes, den Kuban hinauf bis Jekaterinodar. — Nördlich von Temrjuk, bei der Mündung des Kubanarmes Protoka ins Asowsche Meer, liegt Atschujew, eine kleine Ortschaft, welche unter den Türken eine gute Festung besass, aber heute nur durch ihren Fischhandel bekannt ist.

Tamanj: 187 Werst von Jekaterinodar, ein Dörfchen im Kreise Temrjuk, 444 Fuss hoch am Rande der Bucht Tamanj gelegen, mit 3231 Einwohnern. Unter den Türken gingen Export- und Importwaren zwischen den Ländern der Tscherkessen und der Kubanschen Tataren über Tamanj; die Stadt besass damals 6000 Einwohner, viele Häuser, 12 Moscheen, 100 Buden, Gärten, Fontänen; in der Festung lag eine Janitscharen-Garnison. — Die Halbinsel Tamanj, auf welcher die Stadt liegt, ist vielfach interessant. Um die Hälfte des 6. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung waren hier von Einwanderern aus Milet weite und blühende Kolonien gegründet worden. Die klassischen Schriftsteller geben eine ziemlich genaue Beschreibung dieser Kolonieen und ihrer Städte, aber in der Topographie der Halbinsel hat die Natur im Laufe der Jahrhunderte vielfache Veränderungen hervorgebracht, sodass es schwer ist, die alten Angaben für die jetzige Lage der Halbinsel zu vergleichen. Einig sind alle Altertumsforscher darin, dass die Reste eines alten Dorfes, welche sich nahe bei Tamanj befinden, der von Strabo erwähnten Stadt Korokonda angehören. Zur Zeit des byzantinischen Kaiserreiches wurde Tamanj Tamatarcha genannt. Bei den Russen des Mittelalters hiess die Stadt mit der ganzen Umgegend Tmutarakan und war bis zum zwölften Jahrhundert einem russischen Fürsten unterthan; der Name Tmutarakan wird auch in den alten Heldenliedern erwähnt; (vgl. den von mir herausgegebenen Sagenkranz von Fürst Wladimirs Tafelrunde, S. 125). Später geriet das Land in Vergessenheit,

so zwar, dass man zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht einmal mehr wusste, wo „das märchenhafte Land“ sich befände; die Einen suchten es im Rjäsanschen Gebiete, die Anderen am Flusse Worskla. Dass aber Tmutarakan sich einstmals hier, bei Tamanj, befunden, entdeckte man 1793, da man bei dem Bau einer Festung die Erde aufgrub und einen sogenannten Tmutarakanstein, eine Marmorplatte mit einer russischen Inschrift fand, welche unleugbare Beweise lieferte, dass hier das verschwundene Land. — Bei den Genuesen hiess Tamanj: Matrega oder Matega. Seit der Türkenherrschaft erhielt die Gegend den jetzt gebräuchlichen Namen, welcher übrigens auch tscherkessischen Anklang hat: temene = Morast. — 22 Werst von Tamanj, auf dem Wege nach Temrjuk, am Ufer des Tamanj-Meerbusens, bei der Poststation Ssennaja, befinden sich die Ueberreste der im Altertum bekannt gewesenen Griechenstadt Phanagoria; im Meerbusen selbst sieht man noch unter dem Wasser Trümmer eines alten Molos. Im Westen von der Station Ssennaja befindet sich eine nicht gar grosse Bucht, Chimaradne genannt; man glaubt, dass zu Strabos Zeit hier die Mündung des Kuban gewesen, welcher in den Tamanj-Meerbusen strömte, nachdem er den Achtanisow-Meerbusen passirt. Später bedeckte sich die Mündung mit Schlammvulkanen. Um die Station Ssennaja befinden sich zahlreiche Kurgane (Grabhügel). — Auf dem Wege von der Station Ssennaja zur Station Peressypka liegt zur Rechten die Station Achtanisowka; in der Nähe der letzteren befand sich ehemals die miletische Kolonie Kepos. — Zwischen den Stationen Peressypka und Temrjuk befanden sich vor längerer Zeit Trümmer, welche man für Ueberreste der alten, von Strabo erwähnten Stadt Tyrambe hielt; heute sieht man hier nur noch Spuren von Redouten, welche im vorigen Jahrhundert von Ssuworow errichtet wurden. — In geologischer Beziehung ist die Halbinsel Tamanj bemerkenswert wegen ihrer zahlreichen Schlammvulkane, ihrer Naphta- und anderen Mineralquellen.

3.

Nach Süden geht von Jekaterinodar ein Postweg (52 Werst) zur Station Kljutschewaja, bei welcher sich, am rechten Ufer des Flusses Psekup, das Dörfchen Gorjätschy kljutsch (heisse Quelle) befindet, welches wegen seiner salz- und eisenhaltigen Quellen (von 24,4—42° R.) bekannt ist. Das Wasser derselben wird von den Umwohnenden zu Heilungszwecken benützt. — Von Jekaterinodar geht die Eisenbahn auf die linke Seite des Kuban hinüber, nähert sich bei der Station Krymskaja dem Fusse des Gebirges und erreicht durch einen Tunnel Noworossysk (120 Werst).

Noworossysk, 1836 gegründet, ist Kreisstadt des Bezirkes Tschornomore (Schwarzes Meer), und liegt an der westlichen Seite der Bucht von Noworossysk, an der Stelle, wo das Flüsschen Zemess mündet. Die Stadt hat eine grosse Zukunft, die Einwohnerzahl beträgt 8304 Seelen, der Umsatz des Meerhandels jährlich viele Millionen; grossartige Zement- und Naphtafabriken ziehen immer mehr Handelsleute und Arbeiter heran. — Die Bucht von Noworossysk, welche auf den italienischen Karten aus dem 14. bis 16. Jahrhundert Calo limena genannt wird, gehört zu den vortrefflichsten der Ostseite des Pontus Euxinus. — Südlich von Noworossysk, ebenfalls am Meere, liegen die Ruinen der von den Türken 1722 erbauten Festung Ssudshuk-Kaleh. — Die Archäologen glauben, dass am Ufer der Noworossyskischen Bucht sich die von Strabo erwähnte Stadt Bata befunden hätte. Plinius verlegte hierher die Stadt Hieros.

Von Noworossysk geht ein Postweg nach Anapa (44 Werst).

Anapa, eine Stadt im Bezirke von Kuban, am Ufer des Schwarzen Meeres, bei der Mündung des Flüsschens Bugur (die Russen nennen dasselbe Anapkaja), hat 7604 Einwohner. Die Zeit der Gründung und die Bedeutung des Namens sind unbekannt. Auf den italienischen Karten des 14. bis 16. Jahrhunderts heisst Anapa: Mapa. In der Stadt und ihrer Um-

gegend sind viele in alte Zeiten zurückweisende Gegenstände: hellenische und römische Münzen, Steine mit griechischen Inschriften und Marmorstatuen gefunden worden. Man glaubt, dass an der Stelle von Anapa einst die von Strabo erwähnte Stadt Gorgyppia gestanden. Zur Zeit, da die Genuesen das Schwarze Meer beherrschten, hatten sie in Anapa einen Kommandanten. 1475 bemächtigten sich die Türken des Ortes und machten denselben zum Centrum der mohammedanischen Propaganda unter den Bergbewohnern des nördlichen Kaukasiens; hier war auch ein Hauptmarkt für den Handel mit Sklaven und Sklavinnen, welche der Kaukasus der Türkei und der Krym durch lange Jahrhunderte lieferte. 1783 erbauten die Türken in Anapa eine Festung, welche im Juni 1791 nach einem mörderischen Sturm von dem russischen General Gudowitsch erobert wurde, wobei der Scheich Manssur als Gefangener in die Hände des Siegers fiel. Im Frieden von Jassy wurde Anapa den Türken zurückgegeben, später, am 29. April 1807, zum zweiten Mal von den Russen eingenommen, 1812 abermals der Türkei zurückgegeben und endlich am 12. Juli 1828 zum dritten und letzten Male von den Russen erstürmt.

III.

Wladikawkas—Grosny—Temir Chan Schura—Petrowsk.

Postweg: 299 Werst.

Wladikawkas—Grosny. — 101 Werst.

Der Postweg von Wladikawkas nach Grosny geht längs des linken Ufers des Flusses Ssunsha, auf der sogenannten Ssunsha-Linie, welche mit zahlreichen Kosakenstanitzen bedeckt ist.

49 Werst von Wladikawkas liegt die Slepzowskaja Stanitza, am linken Ufer der Ssunsha. Auf dem Friedhofe der Stanitza

befindet sich das Grab des Generals Slepzów, welcher am 10. Dezember 1851 im Kampfe gegen die Tschetschenzen fiel und dessen Tapferkeit noch heute im Munde der Bewohner der ganzen Gegend lebt.

Zwischen den Stationen Slepzowskaja und Michaylowskaja, 9 Werst von der ersteren und 2 Werst von der Letzteren entfernt, befinden sich schwefelhaltige Quellen (von 20 und 56° R).

Am Wege von der Station Alchan-Jurt zur Stadt Grosny sieht man am rechten Ufer der Ssunsha den Aûl Aldy, die Heimat des Uschurma, bekannter unter dem Namen „Scheich Manssur“, welcher im Jahre 1785 als fanatischer Prediger der mohammedanischen Lehre unter den Tschetschenzen erschien und den ganzen nördlichen Kaukasus gegen Russland aufwiegelte.

Grosny, die Hauptstadt des Kreises gleichen Namens, liegt an beiden Ufern des Ssunsha, 419 Fuss hoch. Im Städtchen, welches 6214 Einwohner hat, werden jährlich zwei Jahrmärkte bei einem Umsatz von einer Million Rubel abgehalten. In der Umgegend von Grosny befinden sich mehrere Mineral- und Naphtaquellen: die Bragunschen und die Mamakay-Mineralwasser. Die letzteren, 18 Werst nordwestlich von Grosny, am südlichen Fusse der Terekschen (oder nördlichen Kabardinischen) Gebirgskette, bilden ein Bächlein, genannt Naphtjanka, welches 12 Werst durch die Ebene fliesst und 6 Werst unterhalb Grosny in die Ssunsha fällt. Die Quellen enthalten eine vortreffliche Naphta. Ihre Temperatur erreicht 59,7° R. Die Bragunschen Mineralquellen oder Teplitzy (Warmquellen) befinden sich auf dem nördlichen Abhang der Terekschen Gebirgskette, an der Stelle der Vereinigung der Ssunsha mit dem Terek, 6 Werst vom Dorfe Bragun, 42 Werst nordöstlich von Grosny. Sie sind schwefelhaltig und haben eine Temperatur bis zu 73° R. Besonders bei Rheumatismus und äusserlichen Krankheiten soll ihre Wirkung gross sein.

1.

Die Festung Grosny war ehemals der Hauptpunkt der **Russischen Strasse**. So nannten die Tschetschenzen die Heerstrasse, welche von den russischen Truppen zur Zeit des kaukasischen Krieges durch die waldige Ebene der kleinen Tschetschna geschlagen wurde. Sie ging von Grosny über den Engpass Chan-Kaleh, bog nach Westen, durchschnitt alle Nebenflüsse der Ssunsha und endete bei der Befestigung Pregradny, welche zwischen den heutigen Stationen Slepzowskaja und Michaylowskaja lag. Im Herbst 1850 wurde auf der Russischen Heerstrasse der Grossfürst, spätere Zar Alexander Nikolajewitsch von Tschetschenzen eingeschlossen, aber von seinen Truppen gerettet. — Der obenerwähnte Engpass Chan-Kaleh, durch welchen die einstige Russische Strasse ging, befindet sich einige Werst südlich von Grosny zwischen waldigen Höhen; er bildete eine der wichtigsten Etappen auf dem russischen Vordringen. Heute ist Chan-Kaleh von Wald ganz entblösst, und der Weg geht bergab am Argunj nach Wosdwishenskoje. Dieser Ort liegt 25 Werst von Grosny, am linken Ufer des Argunj. 7 Werst von Wosdwishenskoje befindet sich das sogenannte Argunsche Thor (Orgunskaja worota) eine Schlucht, durch welche der Argunjfluss aus dem Engpass in die Ebene flutet. An dieser Stelle führte Schamyl grosse Wälle auf, die jetzt zerstört sind.

26 Werst südlich von Wosdwishenskoje befindet sich Schatoje, eine einstige Befestigung, heute eine blosse Dorfschaft. Von Schatoje geht ein Bergpfad dem Argunj entlang zu den Chewsuren-Dörfern Schatilj und Guro.

12 Werst westlich von Wosdwishenskoje befindet sich das Ustarchanow'sche Feld, welches im kaukasischen Kriege den Mittelpunkt für die Operationen der Tschetschenzen bildete. Zwischen Ustarchanowskoje und Wosdwishenskoje liegt das Dragoner-Feld (Dragunskaja poljana), benannt nach einer im

Jahre 1857 zwischen russischen Dragonern und den Kriegern des Schamyl stattgefundenen mörderischen Schlacht.

15 Werst nordwestlich von Wosdwishenskoje, am Flusse Bass, liegt das grosse Tschetschenzen-Aûl Schali mit 1100 Zelten und 8629 Einwohnern. Von 1850 bis 1858 entschieden sich alle wichtigen Dinge des Krieges in der Tschetschna hier, in und um Schali, welches noch von Schamyl erbaute Festungswälle besitzt.

2.

Nördlich von Grosny geht ein Postweg (30³/₄ Werst) zur Nikolajewskaja Stanitza, wo er sich an den Postweg von Mosdok nach Kisljar anschliesst. Auf diesem Wege befinden sich, 18³/₄ Werst von Grosny, die Gorjatschewodskija wody (die Heisswasserquellen), welche dem nördlichen Fusse der Terek-Gebirgskette entspringen. Diese Quellen werden schon im sechzehnten Jahrhundert erwähnt. Sie haben grossen Schwefelgehalt, mit einer Beimischung von Naphta; ihre Temperatur ist verschieden von 29—73° R. Bei einigen Quellen sind Badstuben errichtet, im Sommer befindet sich hier auch ein Hospital.

3.

Südöstlich von Grosny geht ein Postweg (59¹/₄ Werst) nach der Ortschaft Wedenj oder Wedeno. Von der Station Erssenaja (36 Werst von Grosny) geht er durch den Hohlweg des Flusses Chulchulay oder Bjelaja. Dieser Hohlweg bildet den wichtigsten militärischen und Handelsweg zwischen den Bezirken Terek und Daghestan. — Die Poststation **Wedenj** oder Wedeno befindet sich 1¹/₂ Werst von dem Aûl gleichen Namens, welcher die Residenz Schamyls in den letzten Jahren seiner Herrschaft war. Dieser Aûl wurde nach zweiwöchentlicher Belagerung am 1. April 1859 von General Jewdokimow im Sturm genommen. — Oberhalb Wedenj erhält die Schlucht Chulchulay das Aussehen eines tiefen, finsteren Kraters, welcher Chorotschojewskaja, nach dem nahe liegenden Aûl Cho-

rotschay, heisst. Von hier steigt der Weg im Zickzack bis zu dem 6130 Fuss hohen, 7 Werst Umfang besitzenden Esenjam-See, und fällt dann im Westen bergab bis zum Dorfe Botlich, wo er sich in das Netz der daghestanischen Wege verliert. Die Strecke von Wedenj bis Botlich ist 67 Werst lang.

Grosny—Temir Chan Schura. — 154 Werst.

Auf dieser Teilstrecke durchschneidet der Weg die Flüsse Ssunsha und Argunj, wendet sich entlang dem nordöstlichen Abhang der Katschkalykowschen Gebirgskette und überschreitet zahlreiche Flüsse und Flüsschen, welche zum Terek eilen (Aksay, Jaman-ssu, Jarak-ssu, Aktasch), um bei Tschir-jurt, beim Uebergang über den Ssulak, ins Daghestan-Gebiet zu münden. Die Bergbewohner unternahmen von hier früher häufig Ueberfälle auf die russischen Stanitzen am Terek, und kehrten dann in ihre Aûle zurück, welche von der Natur selbst vorzüglich geschützt sind.

48 Werst von Grosny, am Fusse der Katschkalykowschen Gebirgskette, liegt das Tschetschenzendorf **Issti-ssu.** 5 Werst von demselben, auf dem Wege ins Dorf Oyssungur, befinden sich Mineralquellen, welche sich zu einem Flusse vereinen; derselbe führt den Namen Issti-ssu (heisses Wasser). Die Quellen enthalten Laugensalz und haben eine Temperatur bis zu 65° R.

65 Werst von Grosny befinden sich am Flusse Akssay: Flecken und Station Gerselj-Aûl; 79 Werst von Grosny am rechten Ufer des Jarak-ssu: Flecken und Station **Chassaw-jurt** mit dem Stabsquartier des kabardinischen Infanterieregiments. Von Chassaw-jurt geht ein 30 Werst langer Postweg nach Schelkosawodskaja und vereinigt sich dort mit dem Postwege nach Kisljar. Von Chassaw-jurt geht ferner ein Weg nach Tschir-jurt; derselbe durchschneidet den Fluss Aktasch. Fünf Werst von Chassaw-jurt, am rechten Ufer des Aktasch, liegt der grosse Aûl **Enderi** oder **Andrejewo** mit mehr als 3000 Ein-

wohnern: Kumyken, Lesghiern und Hebräern, mit 9 Moscheen und Medressen, einer Synagoge und einem stattlichen Bazar. Enderi bildete seit alten Zeiten das Handelscentrum zwischen den Bewohnern der Ebene einerseits und den Gebirglern der Tschetschna und Daghestans andererseits. Hier befand sich ein Hauptsklavenmarkt, welcher nicht nur die umliegenden Gegenden, sondern auch Persien und Türkei mit schönen Haremsdamen versah. Die orientalischen Schriftsteller nennen Enderi eine Stadt der Chasaren. In den Berichten der russischen Gesandten, welche Grusien im 16. Jahrhundert besuchten, figurirt Enderi augenscheinlich unter dem entstellten Namen Indily. Später brauchten die Russen für Enderi: Andrejewo, und diese letztere Benennung gab den Anlass zu der Legende, dass die Gründung der Ortschaft einem Hetman Andreas, einem Adjutanten des Jermak, zuzuschreiben sei. Die Kumykenfürsten, die früheren Herrscher von Enderi, waren seit jeher unter russischer Oberhoheit, nahmen aber nichtsdestoweniger teil an den Freiheitskämpfen der Kaukasier gegen das Zarenreich. Enderi wurde deshalb vielfach erobert, zerstört und wiedererbaut. 1831 leistete hier eine kleine russische Garnison von 990 Mann durch 16 Tage tapferen Widerstand, als Kasi-Mullah mit einem Heere von 14000 Mann diese gute Position erobern wollte; der Prophet sah sich gezwungen abzuziehen.

Tschir-jurt: 117 Werst von Grosny, ist ein 1846 am rechten Ufer des Ssulak gegründeter Flecken mit dem Stabsquartier des daghestanischen Infanterieregiments. Oberhalb Tschir-jurt befinden sich heisse Schwefelquellen.

Temir Chan Schura: Hauptstadt des Bezirkes Daghestan. Bis 1834 stand hier bloss ein Dorf, dessen gute Lage als Kreuzpunkt der Wege von Kisljar, Salatawien, Awarien, Akuscha und Derbend die Gründung einer kleinen Festung nahelegte, welche bald der Ausgangsort der wichtigsten russischen Unternehmungen im Kampfe gegen Daghestan wurde. 1843 hielt diese Festung eine Blokade Schamyls aus, 1849 aber fiel sie

den Kriegern des Propheten in die Hände, welche das Lazareth stürmten, in der Meinung, dasselbe wäre das Haus des russischen Kommandanten. 1866 erhielt Temir Chan Schura den Titel einer Stadt; dieselbe besitzt jetzt 3356 Einwohner. Ihre Hauptsehenswürdigkeit ist ein schlichtes Denkmal des Fürsten Argutinsky-Dolgorukow, des Gründers von Temir Chan Schura. Der Name der Stadt bedeutet: „See des Temir Chan", denn die Ortschaft befindet sich auf einem trockengelegten kleinen See.

13 Werst südwestlich von Temir Chan Schura, am Fusse der Koyssubulin-Gebirgskette, befindet sich **Tschukmeskent,** umgeben von tiefen und steilen Schluchten. In diesem schon von Natur schwer zugänglichen, durch künstliche Befestigungen noch mehr bewehrten Orte, wurden die Truppen des Kasi-Mullah, welche 1000 Mann stark waren, im Dezember 1831 von einem kleinen Häuflein Russen angegriffen und nach einem blutigen Kampfe aus den schützenden Wällen heraus und in die Flucht getrieben, wobei sie 150 Mann verloren, darunter den Hauptadjutanten und Ratgeber des Propheten.

Temir Chan Schura—Petrowsk. — 43½ Werst.

Dieser Teil des Weges ist Chaussee. Bei der Station **Altybujun** übersteigt der Weg einen niedrigen Gebirgsrücken desselben Namens und fällt dann zum Meere nach Petrowsk hinunter.

Petrowsk, eine um die Mitte dieses Jahrhunderts entstandene Hafenstadt im Gebiet Daghestan, befindet sich auf dem Orte, wo nach der Tradition Peter der Grosse auf seinem Feldzuge nach Persien im August 1722 lagerte. Im kaukasischen Kriege spielte Petrowsk eine wichtige Rolle, da über diese Stadt (von der Wolga) der Proviant für die russischen Truppen kam. Infolgedessen nannten die Kumücken Petrowsk: Andshikale, Mehlfestung. Die Einwohnerzahl beträgt 4000.

In der nächsten Umgegend, 3¾ Werst von Petrowsk, befindet sich **Tarku** oder Tarchu (von dem kumückischen Wort tarchamak

= ein Zelt aufschlagen), von den Russen gewöhnlich Tarki geheissen. Das Dorf hat eine wunderbare amphitheatralische Lage am nordöstlichen, zum Kaspi herunterfallenden Abhange des Tarku-Berges (Tarku-Tau). Die Einwohner sind Kumücken und Juden. Die orientalischen Schriftsteller nehmen an, dass sich hier einst die Chasarenstadt Ssemender befunden habe. Seit dem 15. Jahrhundert war Tarku der Aufenthaltsort der Schamchalen oder Schewkalen. 1594 ging der Teieksche Wojewod Knjäs Andrey Chworostinin auf Befehl des Zaren Fedor Jwanowitsch in das Land der Schewkalen, eroberte und zerstörte Tarku, kehrte aber dann wieder zurück. Auch spätere Versuche, das Gebiet in Russlands Gewalt zu bringen, misslangen, bis endlich 1718 der letzte Herrscher von Tarku, Adilj Girey, die russische Macht anerkannte.

Auf dem Berge, über dem Dorfe Tarku, befinden sich Ueberreste der Festung Burnaja, welche 1821 von Jermolow gegründet, aber 1839 wieder aufgegeben wurde. Die Garnison von Burnaja übersiedelte nach der kleinen Festung Nisowoje, am Ufer des Meeres, unterhalb des Dorfes Tarku; hier fand im November 1843 ein schwerer Kampf zwischen den Russen und Schamyl statt, bei welchem die ersteren Sieger blieben. 1844 wurde Nisowoje aufgegeben und nahebei eine andere Festung Petrowskoje gegründet, welche sich alsdann zur heutigen Stadt Petrowsk entwickelte.

2 Werst südöstlich von Petrowsk befinden sich die Petrowskyschen Schwefellaugebäder, welche zugleich mit den Meerbädern im Sommer viele Kranke nach Petrowsk ziehen.

15 Werst südöstlich von Petrowsk liegt der Turalinsche Salzsee, welcher jährlich bis 150000 Pud Salz liefert.

IV.

Wladikawkas—Tiflis.

Grusinische Heerstrasse (Wojenno grusinskaja doroga): 200½ Werst oder 213,8 km. (Vgl. Seite 16—28.)

V.

Temir Chan Schura—Baku.

Postweg: 380 Werst.

Der Postweg, welcher Temir Chan Schura mit Baku verbindet, geht längs dem westlichen Ufer des Kaspi durch sehr fruchtbares Gebiet. Bei Derbend berührt die Strasse das Meer, wendet sich dann wieder ins Innere zur Stadt Kuba und kehrt bei der Station Chidyrsinde abermals zum Ufer zurück. Bei der Station Pirdagnass gelangt sie endlich auf die steinige und unfruchtbare Halbinsel Apscheron. Die wichtigsten Punkte der Poststrasse sind:

Zwischen den Stationen Paraûl und Karabudachkent geht die Poststrasse durch das kleine Dorf Geli. Hier war 1844 ein schwerer Zusammenstoss zwischen wenigen hundert russischen Kosaken und 10000 Anhängern Schamyls, wobei aber die ersteren Sieger blieben.

69¾ Werst von Temir Chan Schura liegt am Flusse Kaka—osenj die kleine Ortschaft Deschlagar, deren Bewohnerschaft meist aus Soldaten besteht.

Kajakent: Ein Kumückendorf im Kreise Kaytach—Tabassaran, am Flusse Gamri—osenj, 93¾ Werst von Temir. Hier befindet sich das Grab des Gelehrten Samuel Gmelin. Unweit von Kajakent liegen die Katachskija mineralnyja wody mit warmen Schwefelquellen (32° R.). Ebenda befinden sich auch Naphtateiche. Die Ortsbevölkerung benutzt sowohl die Naphta als auch das Schwefelwasser zu Heilzwecken.

5 Werst südlich von der Poststation Chan Mamed Kala und 18 Werst nordwestlich von Derbend, am Flusse Darwach, befindet sich die Ortschaft Iran Charab. Da sieht man noch Erdschanzen, welche 1743 von dem Schach Nadir erbaut wurden, als derselbe von seinem Zuge nach Awarien zurückkehrte. Hier hatte er schwere Kämpfe gegen die Kaukasier zu be-

stehen und konnte sich kaum retten. Nach diesem Vorfall heisst der Ort Iran Charab, das Verderben Irans.

Derbend: Hafenstadt im Gebiet Daghestan mit 14185 Einwohnern, 143½ Werst von Temir. Die Stadt beherrscht den berühmten Derbendschen Engpass. Das westliche Ufer des Kaspi ist der einzige gute Weg aus den Steppen Nordostkaukasiens nach Transkaukasien, ein Weg, welchen von jeher die asiatischen Völkerschaften gern einschlugen, wenn sie nach Europa vordringen wollten.

Die Benennung der Stadt ist mannigfaltig. Derbend, die gebräuchlichste, ist persisch und bedeutet Thorverschluss oder Gitter; die Araber nennen Derbend: Bab ul abab, Thor der Thore, oder Bab ul chadid, eiserne Pforte; die Türken sagen: Temir kapyssi, ebenfalls Eisenpforte; die Grusinier: Dsgwuskari, Meerespforte. Die Stadt ist uralt, die Meinungen über die Zeit der Gründung und den Gründer sind verschieden und weit abweichend. 1722 wurde Derbend von Peter dem Grossen eingenommen, aber 1736 an Persien zurückerstattet, 1796 wiederum von Russland erobert und blieb fortan russisch. Derbend steigt wunderbar vom Meere bergan und hat prachtvolle Aussichten allüberall hin. Im Norden und Süden ist die Stadt von halbzerfallenen Mauern umgeben, welche vom Meere an sanft zur Berghöhe steigen, wo sich die Citadelle Naryn Kaleh befindet. Die Mauern bestehen aus grossen glattgehauenen Steinen und haben 4½ bis 6 Ssashen Höhe bei 4 bis 7 Fuss Dicke. Viele arabische und persische aus der Sassanidenzeit stammende Inschriften haben sich erhalten. 80 Werst westlich von der Stadt erheben sich die Trümmer einer Mauer mit Türmen und Bastionen. Die orientalischen Schriftsteller schreiben die Errichtung derselben Alexander dem Grossen zu; doch ist sie wahrscheinlicher von den persischen Sassanidenherrschern aufgeführt. Bei den Eingebornen ist die Mauer unter der Benennung Dagh Bary, Bergmauer bekannt. Früher glaubte man, dass die Bergmauer

sich mehrere hundert Werste weit längs der ganzen Kaukasuskette hinzöge. 1 Werst nördlich von Derbend liegt ein alter mohammedanischer Friedhof, genannt Kyrkljar, die Vierzig. Der Sage nach ist hier Selman ben Rabja begraben, der Führer der ersten Araber, welche den Islam predigend in Daghestan erschienen. Im Kampfe mit den Chasaren fielen fast alle Araber, bis zuletzt nur Selman und 40 Getreue Widerstand leisteten; lange, lange Zeit — aber endlich unterlagen auch sie. — Südlich von der Stadt liegen hinter der Mauer der hebräische Stadtteil und zahlreiche grosse Fruchtgärten und Rebenfelder.

Bei der Station Jalaminskaja, 38 Werst von Derbend, überschreitet die Poststrasse die breite Mündung des Ssamurflusses. Zur Zeit starken Regens und beim Schneeschmelzen schwillt der Ssamur gewaltig an und das Passieren desselben wird zu einem gefährlichen Abenteuer.

Kuba oder **Kudial Kaleh** (154 Werst von Derbend): Kreisstadt im Gouvernement Baku, am rechten Ufer des Flusses Kudial, hat 13 730 Einwohner und liegt 1988 Fuss hoch. Kuba wurde um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Hussein Ali Chan von Kuba als neue Residenz gegründet. Bis Hussein Ali residirten die Chane des Landes in der Festung Chudat, nördlich von Kuba. Seit 1806 gehört der Ort zu Russland. Gegenüber der Stadt, am linken Ufer des Kudial, leben in einer besonderen Vorstadt mehrere hebräische Familien.

12 Werst nordwestlich von Kuba befindet sich Neu-Kuba (Nowaja-Kuba) oder Kussary mit dem Stabsquartier eines Infanterie-Regiments.

40—50 Werst westlich von Kuba steigt der Schneegipfel des 13 951 Fuss hohen Schach Dagh empor.

Bei der Mündung des Kudial ins Meer, 45 Werst von Kuba, befindet sich Nisowaja pristanj oder Niasabad, über welche Ortschaft die Produkte des Kreises Kuba transportirt werden.

5 Werst östlich von der Station Weljweli (21½ Werst von Kuba) lag ehemals die Stadt Schabran, welche nach der

Meinung der arabischen Geographen von Chossru dem Ersten gegründet worden war. 1669 wurde Schabran von den Kosaken des Stenjka Rasin zerstört, und heute sieht man von dem alten Orte nur noch einige Festungsruinen.

Beschbarmak (tatarisch: der Fünffingerige): Ein Kalkfelsen am Meere, hat 1848 Fuss Höhe und besteht aus einigen scharfen Zacken, daher der Name. Am Berge befinden sich Reste einer Befestigung. Die mohammedanische Ortsbevölkerung verbindet mit diesem Felsen eine Menge fabelhafter Erzählungen und begibt sich an gewissen Tagen auf den Gipfel des Berges zur Anbetung irgend eines Heiligen. Von dem Fusse des Felsens ziehen sich bis zum Meere Trümmer eines Walles. Die Poststation liegt im alten Karawanserai. Aehnliche Ruinen alter Bauwerke befinden sich häufig auf dem Wege von Kuba nach Baku.

Baku, die Hauptstadt des Gouvernements Baku liegt an der Bucht gleichen Namens, auf der südlichen Seite der Halbinsel Apscheron (vgl. Seite 105—128).

An den Postweg Temir Chan Schura—Baku schliessen sich mehrere Chausseen für leichte Wagen; auf diesen Chausseen sind noch keine regelmässigen Postfahrten eingerichtet.

1.

Von Deschlagar geht ein Pfad nach Daghestan zum Dorfe Lawascha und schliesst sich dort an den Postweg Gunib—Temir Chan Schura. (Siehe Marschroute VI.)

2.

Von der Stadt Kuba geht ein 84½ Werst weiter Weg über die Ortschaft Kussary nach Achty. In **Achty**, einem Dorf am rechten Ufer des Ssamur, an der Stelle, wo der Achtyfluss in denselben mündet, befindet sich der administrative Chef (Natschalnyk) des Kreises Ssamur. — 5 Werst südlich vom Dorfe Achty befinden sich die Mineralquellen von

Achty, welche Schwefellauge enthalten. Von Achty geht die **achtynische Heerstrasse** am Achtyflusse entlang bis zum Dorfe Bursh oder Bortsch über den Gebirgspass Ssalawat (9974 Fuss) nach **Nucha.**

3.

Von Kuba geht der 15 Werst weite Tenginsche Karawanenweg (persisch: die enge Strasse) nach Schemacha. Von der Station Weljweli geht der Weg durch den Engpass des Weljweliflusses bergauf bis zum Dorfe Chaltan am Ursprunge des Giljginflusses, steigt nahe am Gipfel des Berges Kalgojas oder Chylodar (6990 Fuss) über die Hauptgebirgskette und fällt nach Passirung der Malakanendörfer Astrachanka und Marjewka in die Ebene nach Schemacha.

4.

Eine andere bequemere Karawanenstrasse geht von Kuba nach Schemacha östlich von der Tenginskaja doroga und heisst die Alty-agatsch-Strasse. Sie zweigt sich von der Poststrasse bei der Station Kisilburun ab, geht bergauf am Atafluss zu dem am Ursprung dieses Flusses in einer Höhe von 3500 Fuss liegenden russischen Dorfe Alty-agatsch, steigt über den Sattel der Hauptgebirgskette zum südlichen Abhang derselben und fällt nach Passirung des russischen Malakanendorfes Chiljmili nach Schemacha. Auf diesem seit alten Zeiten in Benutzung stehenden Wege findet ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Kuba und Schemacha statt. 1796 marschirte über diesen schmalen Pfad das Armeekorps des Grafen Valerian Subow, welches gegen Persien zog.

VI.

Temir Chan Schura—Gunib—Chunsach.

Postweg: 190 Werst.

Dieser Postweg, welcher das Centrum des gebirgigen Daghestans, das Land Awarien, durchschneidet, geht von Temir

Chan Schura nach Süden; von der Station Lawaschi wendet er sich westlich nach Awarien. Die wichtigsten Punkte dieser Strecke sind:

Dshengutay: Ein grosses, in einer Höhe von 2120 Fuss befindliches Kumückendorf am Flusse Paraûl, war einst die Residenz der Chane von Mechtuly.

Lawaschi oder **Lawaschakund**: 3755 Fuss hoch, ein Dorf am Ursprung des Flusses Gubden, ist Sitz des Natschalnik des Darginschen Kreises. Neben dem Dorfe Lawaschi liegt das Dorf Kutischi oder Tschuuli, am Abhang der Berge Kutischi, die einen Teil der Gebirgskette Koyssubuli bilden. Die Einwohner sind Awaren. Kutischi und die umliegenden Höhen waren im kaukasischen Kriege häufig der Schauplatz heisser Kämpfe zwischen den Russen nnd den Bergbewohnern.

Vom Dorfe Lawaschi überschreitet die Strasse ein kleines Gebirge und fällt dann nach Chodshal machi (machi ist darginisch und heisst wörtlich: Landhaus oder Meierei), einem grossen Dorf im darginischen Kreise, am rechten Ufer des Kasi Kumuch Koyssu, 2779 Fuss hoch. Die Einwohner nennen sich „Einwanderer aus Zudachar“ und beschäftigen sich mit der Fabrikation eines weichen dünnen Wollentuches, welches unter dem Namen „lesghische Shawls“ in den Handel kommt. — Die steinerne Brücke über den Fluss des Dorfes wurde 1861 erbaut.

15 Werst von Chodshal machi, am rechten Ufer des Kasi Kumuch Koyssu, an der Stelle, wo in denselben der Kara Koyssu mündet, befindet sich das Dorf Gergebilj oder Chergeb. An diesem strategisch sehr wichtigen Punkte fanden im kaukasischen Kriege viele blutige Kämpfe statt.

30 Werst von Chodshal machi liegt das Dorf Kumuch oder Gumuk, die frühere Residenz der Chane von Kasi Kumuch, heute Sitz des Natschalnik des Kreises gleichen Namens.

Von Kumuch geht nach Süden ein schmaler, von den Einwohnern getretener Pfad über das Gebirge ins obere Thal des Flusses Ssamur, von wo er sich aufs Hauptgebirge windet,

um dann durch den Jelissuy-Engpass in die Ebene des Sakatelikreises niederzusteigen. Auf diesem Wege, dem kürzesten vom Terek nach Kachetien, gingen die grusinischen Gesandten, welche sich 1588 nach Moskau begaben. Dieser Weg spielte auch im kaukasischen Kriege eine grosse Rolle.

Von der Station Chodshal machi geht ein Postweg über die Brücke auf die linke Seite des Kasi Kumuch Koyssu, windet sich dem abschüssigen Abhang des Gebirges entlang bis zu einer Höhe von 4552 Fuss und führt dann durch den Kuppinschen Pass bergab zur Georgiewschen oder Saltinschen Brücke (erbaut 1867). Hier teilt sich der Weg: ein Zweig rechts wendet sich über die Brücke nach Karadach und Chunsach; ein Zweig links geht oberhalb des rechten Ufers des Kara Koyssu und durch den Engpass von Salty über die Gunib-Brücke auf das linke Ufer des Kara Koyssu und dann bergauf gegen Gunib.

10 Werst östlich von der Gunib-Brücke, am südwestlichen Abhang des Saltyschen Gebirges, welches den Gunibschen Kreis vom Darginschen teilt, liegt das Dorf Salty, welches unter Schamyl sehr befestigt war, aber heute nur eine schlichte Ortschaft ist.

Südlich vom Dorfe Salty befindet sich das flachgipfelige Gebirge Turtschi dagh, welches den Kasi Kumuch Koyssu vom Chetztschar tschay, dem rechten Nebenfluss des Kara Koyssu, teilt. Der höchste Punkt des Turtschi Dagh ist 7905 Fuss hoch. Das Plateau dieses Gebirges bot im kaukasischen Krieg prächtige Lagerstätten. — Am westlichen, dem Kara Koyssu zugewendeten Abhang des Turtschi dagh liegt das Dorf Tschoch, welches 1845 von Schamyl in eine Festung umgewandelt, aber 1849 von den Russen zerstört wurde.

Interessante Erinnerungen knüpfen sich an den Berg **Gunib** oder Gunimer (awarisch: Heuschoberberg). Die Form desselben gleicht einem ungeheuern Kegel; die obere Fläche neigt sich von Westen nach Osten; der höchste Punkt liegt

7718 Fuss hoch. Die Abhänge des Berges sind steil und umgeben von Schluchten und Abgründen. Das Plateau besitzt Wasser, Wald und Feld. Die Unzugänglichkeit dieses Berges erweckte 1851 Schamyls Aufmerksamkeit, und der kühne Imam liess sich auf dem Gunib, in dem 5000 Fuss hoch liegenden Aûl gleichen Namens, ein festes schutzhaftes Haus erbauen. Als im Jahre 1859 beinahe die ganze Bevölkerung der Tschetschna und Daghestans von Russland besiegt war und Schamyls Macht im Niedergang war, zog sich der bedrängte Prophet zum letzten Widerstand mit dem letzten kleinen Rest seiner Müriden auf den Gunib zurück und befestigte den Berg vom Fusse bis zum Scheitel. Die Russen rückten heran, und es entwickelte sich ein von beiden Seiten heldenhaft geführter Kampf, welchen die ganze Welt mit gespanntester Aufregung durch mehrere Wochen verfolgte, bis endlich Schamyl und mit ihm die letzte Freiheitshoffnung der kaukasischen Völker unterlag... Heute ist der Gunib nicht mehr so unzugänglich wie damals. Eine gute Chaussee führt in Zickzak am östlichen Abhang des Berges, von der Brücke über den Kara Koyssu bis zur Festung, welche die Russen hier nach der Unterwerfung des Kaukasus erbaut. In Gunib residirt der Natschalnik des Kreises gleichen Namens, dessen Wohnhaus sich in einer Höhe von 3922 Fuss in wundersamer Lage befindet. Auf dem oberen Teil des Berges sieht man die Ruinen des früheren Aûles Gunib. Das Haus Schamyls befindet sich in demselben Zustand, in welchem es von dem Propheten verlassen wurde, als er sich den Russen ergab. In einem Birkenhain beim Aûl wird unter einem Schutzdach der Stein bewahrt, auf welchem der Fürst Barjatinsky am 25. August 1859, 4 Uhr Nachmittags, Schamyl als Kriegsgefangenen empfing.

Von Gunib geht ein direkter Weg entlang dem Gunibplateau, durch einen 47 Ssashen langen Tunnel, über den westlichen Abhang des Berges und alsdann durch die Karadach-Spalte. Dieselbe bildet in einer

zerrissenen Felspartie einen 80 Ssahsen langen, 26 hohen und 1 bis 2 Ssashen breiten Hohlweg, durch welchen ein scheinbar unansehnliches Bächlein fliesst, das aber zur Regenzeit sich in einen reissenden Felsstrom verwandelt und jeden Passanten der Spalte mit Untergang bedroht. Von der Karadach-Spalte geht die Strasse noch bis zur 2221 Fuss hohen Karadach-Brücke, die über den Awar Koyssu führt, und stösst hier an die Poststrasse von Temir Chan Schura nach Gunib und Chunsach. Auf dem beschriebenen Wege vom Gunibberge zur Karadachschen Brücke befinden sich einige Lager brennbaren Schiefers.

Die Karadachbrücke über den Awar Koyssu ist in Kriegsfällen sehr wichtig und wird deshalb von einer an der Brücke liegenden kleinen Festung beschützt.

Von der Karadachbrücke geht ein 187 Werst weiter Bergpfad, anfangs längs dem Awar Koyssu, nach Kachetien. 102 Werst nach Karadach verlässt der Weg den Fluss Awar, wendet sich durch eine von dem Flusse Beshity im Gebirge ausgehöhlte Schlucht, überschreitet das Gebirge Mitschitlj, steigt zum Ursprung des Andi-Koyssu an, geht durch den 9292 Fuss hohen Pass Kodor über die Hauptgebirgskette und fällt dann wieder in die Tiefe, bis zum Dorfe Schiljdi in Kachetien. Von diesem Wege teilt sich, beim Znsammenfluss der Ströme Beshity und Oschitlj, ein ganz schmaler Pfad, welcher sich zum Wantljaschetschen oder Ssazchenissischen Pass windet und dann zum Dorf Ssazchenissi herabfällt.

Von der Karadachbrücke setzt die Poststrasse von Temir Chan Schura—Gunib ihren Weg im Zickzack über die flache awarische Ebene fort und endigt in Chunsach, einem Dorfe im Kreise Awarien.

Chunsach oder **Chunsak**: Die einstige Residenz der Chane von Awarien, liegt 5544 Fuss hoch an den schroffen und zerrissenen Ufern des Flusses Tokity, welcher in der Mitte des Dorfes eine 50 Ssashen hohe Kaskade bildet. In Chunsach wohnt

der Natschalnik von Awarien. Im Dorfe zeigt man das Grab des Kadi Abdul Muslim, welcher der Ortstradition zufolge in Awarien den Islam eingeführt.

Zwischen Chunsach und dem 67 Werst entfernten Dorfe **Botlich** existirt ein Weg, auf welchem aber keine regelmässige Post verkehrt. Er richtet sich von Chunsach nach Nordwesten, geht über eine, die beiden Ufer des Andyflusses verbindende Brücke und alsdann längs dem linken Ufer dieses Flusses nach Botlich, dem administrativen Centrum des Kreises Awarien. 3 Werst vom Dorfe entfernt befindet sich eine Festung zur Verteidigung der eisernen Brücke, welche hier über den Andyfluss führt. Unterhalb der Brücke, am linken und rechten Ufer, befinden sich die Dörfer Konchidatelj und Enchely, deren Einwohner sich mit dem Gewinne von Salz aus den hier befindlichen Salzquellen beschäftigen. Die Salzgewinnung wurde von Schamyl zuerst angeregt und gefördert, indem er die dabei beteiligten Einwohner beider Dörfer von Kriegsabgaben befreite.

Von Botlich geht ein Weg (67 Werst) über den Kerket-Pass zur Festung Wedenj. (Siehe Seite 273.)

VII.

Noworossysk—Batum.

Der Verkehr zwischen den Städten Noworossysk und Batum und den dazwischen am Ufer des Meeres liegenden Ortschaften geschieht vorläufig hauptsächlich zu Wasser. Seit 1882 wird an einem längs der ganzen Ostküste des Pontus laufenden Landweg von Noworossysk nach Batum und weiter nach Sugdidi in Mingrelien gearbeitet; was aber mit viel Mühe verbunden ist, da die Gegend wenig Bevölkerung hat und viele Bergströme und grössere Flüsse Hindernisse in den Weg legen. Die wichtigsten Punkte dieses Weges sind:

Noworossysk: Vgl. Seite 269.

Gelendshik: Ein Dörfchen mit 716 Einwohnern, am östlichen Ufer der Gelendshik-Bucht, welche von der Bora oft heimgesucht wird.

Wulanskoje oder **Archipo-Ossipowka:** Ein Dörfchen mit 571 Einwohnern, an der Mündung des Flusses Wulan.

Dshubgskoje: Ein Dörfchen mit 266 Einwohnern, an der Mündung des Flusses Dshubga. Von hier geht eine Landstrasse nach Jekaterinodar, und zwar durch die Hohlwege der Flüsse Dshubga und Schapssucho über den Dshubga-Pass und entlang dem Flusse Schebsch. Von dieser Landstrasse scheidet sich am Fusse der Hauptgebirgskette, etwa auf der Hälfte des Weges, ein Zweig ab und geht zu den Quellen des Flusses Schapssucho und über den Pass Schabanow oder Defan auf die nördliche Seite der Hauptgebirgskette in den Hohlweg des Flusses Pssekup zur Station Kljutschewaja, von wo ein Poststrassenzweig ebenfalls nach Jekaterinodar führt. (Siehe Seite 269.)

Weljaminowskaja oder **Tuapse:** An der Mündung des Flusses Tuapse, mit 307 Einwohnern, bildet den Endpunkt der 1883 bis 1886 erbauten Strasse Maykop—Tuapse. (Siehe Seite 257.)

Lasarewskoje: Ein unbedeutendes Dörfchen an der Mündung des Flusses Psesyap. Hier starb am 15. August 1839 der russische Dichter Fürst Alexander Iwanowitsch Odojewsky, welcher wegen Teilnahme an der Verschwörung vom 14. Dezember 1825 hierher als gemeiner Soldat verbannt war. — Am Ursprung des Psesuap, in unzugänglichen kesselförmigen Gebirgsthälern, lebten früher die Chakutschen oder Chakutschinzen, ein Volk von Räubern und Mördern, welche die ganze Umgegend unsicher machten. Es kostete der russischen Regierung Mühe und Opfer, bis diese Bande besiegt und vernichtet ward.

Dagomiss: Am Flusse Dagomiss, 9 Werst nördlich vom Dachowskaja oder Ssotschi.

Dachowsky oder **Sotschi**: An der Mündung des Flusses Ssotschi. Mit 98 Einwohnern. In Hinsicht auf Klima und Bodenbeschaffenheit gehört der Ort zu den besten Punkten am Ostufer des Schwarzen Meeres.

Adler oder **Ardiler**: Ein Vorgebirge an der Mündung des Flusses Mdsymty. Am 7. Juni 1837 wurde hier der Dichter Alexander Alexandrowitsch Bestushew-Marlinsky, welcher viele wunderschöne Beschreibungen des Kaukasus geschrieben hat und hier als Fähnrich kämpfte, getötet.

Gagry: Ein kleines Dorf, am Ufer des Meeres, bei der Mündung des Flüsschens Shuekwara, im Kreise Ssuchum. Die steilen Berge lassen hier am Meere nur einen schmalen Pfad, welcher zur Zeit der Flut von den Wellen bedeckt wird. In Gagry befinden sich die Ruinen einer alten Kirche, deren Gründungszeit unbekannt ist.

Zizunda, bei den Grusinern **Bitschwinta**: Ein Vorgebirge südlich von der Mündung des Flusses Bsybi. In alter Zeit befand sich hier die reiche miletische Kolonie Pitius, von welcher nicht das geringste Denkmal erhalten blieb. Man glaubt, dass Zizunda eine verstümmelte Benennung des alten Pitius ist, vom griechischen Wort pitus, Fichte, zumal das sonst ganz sandige Vorgebirge noch heute mit Fichten reich besetzt ist. Zur Zeit der Byzantiner befand sich hier ein Dorf, welches auch auf allen späteren italienischen Karten existirt; von diesem Dorfe sind einige Reste übriggeblieben, insbesondere ein Tempel, dessen Errichtung dem Justinian zugeschrieben wird; doch lassen einige architektonische Zeichen erkennen, dass der Bau, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt, nicht früher als im 10. Jahrhundert errichtet worden. Seit 1390 residirte in Zizunda der georgische Katholikos, dessen Macht sich auf die heutigen Provinzen Imeretien, Mingrelien, Gurien, Sswanetien und Abchasien erstreckte. Unbekannt ist es, wann der Tempel verlassen wurde, doch steht es fest, dass er im 17. Jahrhundert nicht mehr in Benutzung war. Die zahlreichen kost-

baren Heiligtümer, die er besessen, sind grossentheils verschwunden, nur wenige sind erhalten, und werden im Kloster Gelati bei Kutaïss bewahrt. Der Tempel, welcher vielfach zerstört war, wurde 1885 von Athosmönchen renovirt und neu geweiht. Georgische Legenden behaupten, dass in dieser Kirche die Apostel Andreas und Johannes begraben sind.

Neu-Athos oder das Simon-Kananitsky-Kloster: Am Ufer des Meeres, bei der Mündung des Flusses Psyrtzcha, 25 Werst von Ssuchum, wohin ein Fahrweg geht. Das Kloster ist 1876 an wüster Stelle, wo sich nur die Ruinen eines alten Tempels befanden, von Athosmönchen gegründet worden und Dank den fleissigen Bestrebungen und der unermüdlichen Ausdauer der Mönche zu dem Mittelpunkt einer ziemlich lebhaften Gegend geworden. Die Mönche begründeten auch eine Schule für die Kinder der Umwohner, ferner stellten sie aus den Trümmern des vorhergenannten Tempels, in welchem der Apostel Simon begraben sein soll, einen neuen Tempel her.

Am Berge Nakopiaba, welcher an der rechten Seite des Flusses Psyrtzcha sich erhebt, liegen Ruinen einer alten Festung mit Resten einer Kirche. Man glaubt, dies wären die Trümmer des alten, von byzantinischen Schriftstellern mehrfach erwähnten Nikopssija oder Anakopia, welches zur Zeit der georgischen Herrschaft in Abchasien die Residenz der Bischöfe von Tzchom (oder Ssuchum) war.

Ssuchum: Hauptstadt des Kreises Ssuchum, am Ufer der Bucht gleichen Namens, mit 1279 Einwohnern. Hat ein mildes Klima und reiche Vegetation. An dieser Stelle soll sich die im Altertum berühmte miletische Handelsstadt Dioskurias befunden haben; in Ssuchum sind viele Münzen von Dioskurias und Kolchis gefunden worden. (Andere behaupten dass Dioskurias südlich von der Mündung des Flusses Kodor, auf dem Vorgebirge Iskuria oder Isgaûr, gelegen.) Zur Zeit der römischen Herrschaft in Abchasien stand hier die Stadt Ssewastopol,

die noch in der genuesischen Epoche in Blüte war, aber 1455 an die Türken fiel und bald in Vergessenheit kam. Später erstand hier Ssuchum, in der grusinischen Geschichte Tzchomi oder Tzchumi geheissen, und wurde einer der wichtigsten Sklavenmärkte. 1725 bauten die Türken zum Schutze der Stadt eine Festung, von welcher noch Ruinen existiren. 1810 fiel Ssuchum an Russland; im Krymkriege sowol als auch im letzten 1877er Kriege wurde es von den Türken erobert, musste aber nach den Friedensschlüssen immer wieder Russland zurückgegeben werden. — Von Ssuchum geht eine Strasse zu Lande über Zebeljda durch den Engpass Dalj, entlang dem Flusse Kodor, auf den Kluchorpass und fällt dann zum Flusse Teberda, dem linken Nebenflusse des Kuban, hinab. — Von Ssuchum geht ein 26 Werst langer Weg südlich nach Drandy, einem Kloster am Ufer des Meeres bei der Mündung des Kodor; hier befindet sich ein alter Tempel von origineller Architektur.

Poti: Hafenstadt im Distrikt Ssugdidi, Station der transkaukasischen Eisenbahn. Hat 4785 Einwohner. Unter den Türken stand hier die Festung Fasch, welche 1828 von den Russen eingenommen wurde. Die Stadt liegt am linken Ufer des südlichen Armes des Rion (des alten Phasis) auf sumpfigem Boden. Sie schien kurze Zeit grosse Bedeutung zu gewinnen, erfüllte aber nicht die Erwartungen, die man auf sie gestellt und wurde in den letzten Jahren von Batum vollständig überflügelt. Von Poti wird besonders viel Kukuruz und Weizen versandt: 1886 über 7 Millionen Pud. — Im Altertum befand sich hier die berühmte miletische Handelstadt Phasis, welche nach Strabo den Handel zwischen Griechenland und Indien vermittelte. (Vgl. Seite 81.)

Batum: Hafenstadt im Kreise Kutaïss. (Vgl. Seite 83—101).

Batum ist durch einen 191 Werst langen Lastweg mit der Stadt **Ardagan** verbunden; die Strasse geht entlang dem linken Ufer des Tschoroch bis zum Zusammentreffen desselben mit

dem Flusse Imer chewi, erhebt sich alsdann durch den Hohlweg des Ardanutschtschay auf den Pass Jalanuss-tscham (8442 Fuss), welcher das Bassin des Tschoroch von dem des Kur scheidet, und wendet sich dann gerade nach Ardagan. Auf diesem Wege sind besonders interessant: Artwin und Ardanutsch. **Artwin,** von den Türken Liwane genannt, ist ein kleines Städtchen am Ufer des Tschoroch, 80 Werst von Batum, Sitz des Natschalnyks des Artwinschen Kreises. Die Häuser der Stadt kleben förmlich wie Blöcke am steilen Berge Tschoroch und die Strassen sind so uneben und beinahe senkrecht, dass ein Wagen dieselben nicht passiren kann; in Artwin sind die besten Kletterer der Welt. Die Einwohner sind meist katholische Armenier, Einwanderer aus der Stadt Ani am Arpatschay. In Artwin und der Umgegend sind reiche Fruchtgärten und Oelbaumhaine. Der Verkehr zwischen Batum und Artwin findet auch häufig zu Wasser auf flachen Boten, Kajucken genannt, statt. — **Ardanutsch** am linken Ufer des Ardanutschtschay, eines Nebenflusses des Tschoroch, war einst eine der wichtigsten Städte des westlichen Grusiens; der Zarewitsch Wachuscht nennt als Gründer von Ardanutsch den Zaren Wachtang Gurgasslan. In der Geschichte wird die Stadt zuerst im 7. Jahrhundert erwähnt, als sie der von Juden abstammenden Familie der Bagratiden gehörte, welche später den Thron von Grusien bestieg. Im 8. Jahrhundert wurde Ardanutsch von den Arabern zerstört, aber bald wieder neu aufgebaut. Konstantin Porphyrius giebt in seinem im zehnten Jahrhundert verfassten Buche „über die Verwaltung des Kaisertums“ eine genaue Beschreibung von Ardanutsch oder Adranutzion, von seiner politischen Bedeutung und seinem reichen Handel. Heute ist die einst mächtige Stadt ein trauriges Dorf.

Das Gebiet des Tschoroch und seiner Nebenflüsse ist reich an grossartigen christlichen Denkmälern der vorislamitischen Zeit; erwähnenswert sind besonders der Parchalsche Tempel, das Opisische Kloster und der Tbetische Tempel. — Von der

Endstation des Weges, von Ardagan, wird später VIII. 3. Seite 303 die Rede sein. —

18 Werst von Batum, bei der Mündung des Adsharis-tzkali in den Tschoroch, teilt sich von der Batum—Ardaganschen Strasse ein Lastweg ab, welcher am Adsharis-tzkali aufwärts, durch die Dörfer Kedy und Chula, über den mehr als 7000 Fuss hohen Goderpass über das Arianische Gebirge und durch den Hohlweg des Kobliantschay nach Achalzych führt (167 Werst).

VIII.

Batum—Tiflis—Baku.

Eisenbahn: 839 Werst.

Die grossartige kaukasische Eisenbahn begann man 1871 zu bauen. 1873 wurde die Linie Poti-Tiflis eröffnet, im selben Jahre die Strecke Ssamtredi—Batum; im Mai 1883 die Linie Tiflis—Baku, 1887 endlich die Zweigbahn von Kutaïss zur Hauptlinie. Die wichtigsten Punkte der Bahn bis Tiflis sind:

Zichiss-dsiri: 15 Werst von Batum, eine Festung neben den Ruinen einer alten, auf hohem Felsen am Meere gelegenen Festung, welche bei den Grusiniern Kadshetiss-ziche heisst. Hier lag in alten Zeiten Petra, eine Festung, welche besonders im 6. Jahrhundert im Kriege der Griechen mit den Persern um die Herrschaft über Lasistan eine grosse Rolle spielte. Die von Prokopius gelieferte Beschreibung der Lage von Petra stimmt genau zur Lage dieser Ruinen. — Bei Zichiss-dsiri beginnt ein Tunnel, welcher für die Eisenbahn durch den Berg Zichiss-dsiri gebrochen wurde.

Kutaïss: Hauptstadt des Gouvernements Kutaïss und militärischer Mittelpunkt des Kaukasus, an beiden Ufern des Rion, an seinem Austritt aus den Bergen in die Ebene, 8 Werst von der Station Rion der transkaspischen Hauptbahnlinie. (Vgl. Seite 57 bis 70.)

40 Werst nordöstlich von Kutaïss, am Fusse des Nakeralj-gebirges, am Ursprung des Flüsschens Tkwibuli (oder Tkirbuli) befinden sich die nach dem Fluss benannten Steinkohlenlager, welche 1845 entdeckt, seit wenigen Jahren erst ausgenützt werden.

Kwirila: Ein Dorf am Zusammenfluss der Kwirila und der Dsirula. Im Scharopanschen Kreise, besonders im Bassin des Kwirilaflusses, in der Umgebung des Dorfes Tschiaturi, gefundenes Manganerz wird hierher zur Weiterbeförderung gebracht.

Neben Kwirila, auf einem Berggipfel, liegen die Ruinen der alten Festung Scharopani oder Schorapani, deren Erbauung Wachuscht dem Pharnabases (302—237 vor unserer Zeitrechnung) zuschreibt. Strabo spricht von der grossen Festung Sarapana, welche sich am Phasis, an der Grenze von Kolchis und Iberien befände. Prokopius erwähnt ebenfalls den Ort.

Ssuram: Ein Dorf am östlichen Fuss des Gebirges Ssuram oder Lich. Früher ging die Eisenbahn über den 3027 Fuss hohen Pass, jetzt geht sie durch einen wunderbaren 3½ Werst langen, von der Halbstation Zipa bis zum Dorfe Begleti führenden Tunnel. An der Grenze von Imeretien und Kartalinien stehend, war der Ssuram ehemals von grosser Bedeutung und besass eine Festung; dieselbe ist bis auf einige morsche Trümmer verschwunden, dafür ist der Berg mit freundlichen Sommervillen bedeckt.

Gori: Hauptstadt des Distriktes Gori, am linken Ufer des Kur, beim Zusammenfluss desselben mit den Flüssen Liachwy und Medshudy, 2006 Fuss hoch, mit 5383, beinahe ausschliesslich armenischen Einwohnern. Die Gebäude des Ortes liegen am Fusse eines Berges, welcher aus der Mitte der Ebene wie eine felsige Insel emporragt. Auf dem Gipfel des Berges liegen Trümmer der alten Festung Goris-ziche und Reste einer Kirche. Die Zeit der Gründung dieser Stadt ist unbekannt. Von grusinischen Schriftstellern wird sie zuerst bei der Erwähnung

der Regierung Tamaras genannt (1184 bis 1212); nach den Worten des armenischen Historikers des zwölften Jahrhunderts, Matthäus von Edessa, ward Gori 1123 vom Zaren David dem Erneuerer gegründet und mit aus Grusien verjagten Armeniern besiedelt. Seit dem 16. Jahrhundert bemächtigten sich abwechselnd Türkei, Persien und Grusien der Stadt, bis sie 1801 an Russland fiel.

12 Werst westlich von Gori befindet sich das Dorf Urbniss. Hier stand in uralten Zeiten eine mächtige Stadt, welche von Kartlos, einem Sohne des Mzchetos, einem Nachkommen des Noah und Stammvater der Georgier, gegründet sein soll. In einer Legende von der Apostelin Nina, welche in Georgien das Christentum eingeführt, wird Urbniss als eine Stadt der Hebräer bezeichnet. Im 8. Jahrhundert wurde Urbniss von Arabern zerstört. Im Dorfe liegt eine alte, augenscheinlich aus dem 6. Jahrhundert stammende verfallene Kirche ohne Kuppel.

10 Werst südlich von Gori, im schönen und waldigen Gebiet des Flusses Tany, welcher von der rechten Seite in den Kur fällt, ist das Dorf Ateni. In alten Zeiten ging über diesen Ort eine grosse Strasse von Gori nach Achalzych. Zahlreiche Ruinen von gewöhnlichen Gebäuden und Tempeln fesseln das Auge, besonders eine durch Architektur und Lage gleich ausgezeichnete Kirche Ssion, um welche sich allerlei Türme, Häuser, zerfallene Mauern und Kanäle reihen. Die Kirche ist vom grusisch-abchasischen Zaren Bagrat dem Vierten (1027 bis 1072) erbaut worden und hat eine grosse Aehnlichkeit mit der Kirche der heiligen Riphssime in Etschmiadsin.

10 Werst östlich von Gori, am linken Ufer des Kur, liegt die Höhlenstadt Uplis-tziche. Ein felsiger Ausläufer des Gebirges Kwernak, welcher das linke Ufer des Kur begleitet, geht hier über den Fluss hinaus und bildet über demselben ein hohes zerrissenes Vorgebirge. In diesem Vorgebirge sind

einige Höhlenschichten ausgehauen, welche miteinander durch Strassen und Treppen verbunden sind. Die Höhlen haben verschiedene Höhe und sind verschiedenartig gearbeitet: einige sind grob ausgehauen, andere in Form von vollendeten glatten, auf Säulen ruhenden und mit Gravirungen verzierten Gewölben, wieder andere haben flache Zimmerdecken und ahmen gewöhnliche Wohnungen nach. Dubois de Montpereux verlegt die Gründung dieser seltsamen Stadt in vorchristliche Epochen. Grusinische Berichte nennen als Gründer der Stadt Uplos, einen Enkel des grusinischen Stammvaters Kartloss. Zur Zeit des Einfalls Dschengizchans in Grusien war Uplistziche nach der Behauptung des Wachuscht noch bewohnt.

Mzchet: Ein Dorf, Station der Bahn und der grusinischen Heerstrasse. (Vgl. Seite 43—56.)

Tiflis; grusinisch Tbilissi, bei den Mohammedanern Teflis: Die alte Residenz des einstigen Königreiches Georgien oder Grusien, heute Hauptstadt der Statthalterschaft Transkaukasien. Liegt im Thal, welches der Kur in der Richtung von Nordwesten nach Südosten durchströmt. Im Westen ist dieses Thal begrenzt vom 2400 Fuss hohen Berg Ischitutruk, auch Mta-zminda (heiliger Berg) oder Davidsberg genannt; im Osten von der 2160 Fuss hohen Gebirgskette Machat und im Süden von dem 1600 Fuss hohen und engen Ssololak-Kamm, durch welchen der Kur zwischen steilen Ufern herabkommt. So stellt das Thal des Kur, welches von Tiflis fast seiner ganzen Breite und Länge nach eingenommen wird, einen nach Norden offenen Kessel dar, dessen mittlere Tiefe, nach dem Niveau des Kur gemessen, bis 800 Fuss beträgt. Bei einer Länge von etwa 7 Werst (von dem Eintritt des Kur in die Stadt bis zu seinem Verlassen derselben) hat der Kessel eine Breite von 2 bis $2^1/_2$ Werst. Das Niveau des Kur bei seinem Eintritt in Tiflis beträgt 1300 Fuss, bei seinem Austritt aus der Stadt 1242, also 58 Fuss weniger. Den höchsten Punkt der Stadt bildet das Kloster des heiligen David, welches auf dem Vor-

sprung eines steilen Abhanges des Davidberges 1940 Fuss hoch liegt.

Die Benennung Tbilissi bedeutet warm und stammt von den heissen Quellen der Stadt. Gewöhnlich nennen die Grusinier Tiflis: Kalaki, Stadt. Die Gründung der Stadt schreiben die georgischen Schriftsteller dem Zaren Wachtang Gurgusslan (446—499) zu. Eine Legende berichtet: Einst jagte der Zar in dieser Gegend einen Hirschen. Da bemerkte er wie das von ihm verwundete Tier in eine der hier befindlichen heissen Quellen sprang und gesundet herauskam. Er staunte über diese Wunderwirkung der Quelle und beschloss bei derselben eine Stadt zu errichten. — Tiflis hat bunte Schicksale durchgemacht, keine Residenz der Welt hat soviel erlebt wie diese. In ethnographischer Beziehung ist Tiflis, welches 120000 Einwohner zählt, der Versammlungsort all der zahlreichen Völkerschaften Kaukasiens. — Zu den Hauptsehenswürdigkeiten zählen ausser den Resten der alten Königsburg noch folgende Bauten: Die Metechkykirche im malerischen Stadtteil Awlabar, auf dem felsigen linken Ufer des Kur, gilt als die älteste Kirche in Tiflis; ihre Gründung geschah im 5. Jahrhundert. Zu Ende des 17. Jahrhunderts verwandelte der Zar Wachtang der Fünfte, auch unter dem Namen Schach Nawas bekannt, die Kirche in ein Pulvermagazin, aber Zar Heraklius der Zweite stellte sie wieder her und liess sie neu einweihen. In der Kirche befindet sich das Grab der heiligen, 458 zu Tode gemarterten Schuschanika. Die Festung, in welcher die Kirche liegt, stammt aus dem 15. Jahrhundert; sie wird jetzt zu einem Gefängnis verwendet, das unter dem Namen Metechky samok, die Metechkyburg, bekannt ist. — Der Antschisschati-Tempel, im alten Stadtteil, am rechten Ufer des Kur, wurde unter der Regierung des Adarnass (619—639) vom Katholikoss Wawil erbaut. Der Dom lag lange Jahrhunderte in Ruinen und wurde erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts vom Katholikoss Domenty wieder errichtet. Derselbe schenkte der neuerbauten Kirche eine aus

dem 8. Jahrhundert stammende griechische Reliquie, welche bis dahin im Dorfe Antschi (Kreis Artwin) bewahrt worden war; daher der Name Antschisschati, Heiligenbild von Antschi.

Kathedrale Ssion (Ssionsky ssabor), in der alten Stadt am rechten Ufer des Kur, ist der grösste Tifliser Tempel, welchen Wachtang Gurgasslan (446—499) zu bauen begann und der von Adarnass (619—639) beendet wurde. Die Kathedrale ist so oft zerstört und wieder erbaut worden, dass sie in ihrer jetzigen Gestalt kaum etwas von ihrem frühesten Bau haben kann; dagegen besitzt sie aus allen Epochen zahlreiche und kostbare Heiligtümer, darunter das grösste Heiligtum Georgiens, das Kreuz der Apostelin Nina, welches in einer kostbaren Hülle ruht und bedeckt ist mit dem in Silber geprägten Heiligenbild der Apostelin. — In der Ssion-Kathedrale ist auch das Grab des Feldherrn Zizianow, welcher 1806 in Baku heimtückisch ermordet wurde. — Das Kloster des heiligen David liegt auf einem Vorsprung des Davidberges, 1940 Fuss hoch, 300 Fuss höher als die höchsten Stadtwohnungen. Die Gründung des ersten Kirchenbaues an dieser Stelle wird dem heiligen David, einem der 13 syrischen, im 6. Jahrhundert nach Grusien gekommenen Mönche, zugeschrieben. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war der Berg verödet, die Kirche zerstört; erst 1809 wurde sie wieder neu errichtet. In einer Grotte bei der Kirche ist das Grab des russischen Dichters Gribojedow, welcher am 30. Januar 1829 in Teheran ermordet wurde. Von der Plattform des Klosters ist eine entzückende Aussicht in den Kessel und weithin ins Gebirge. — Besondere Aufmerksamkeit verdienen noch die armenische Kirche, die Moschee, die Bäder, der asiatische Stadtteil, das von dem Deutschen Dr. Gustav Radde geleitete kaukasische Museum mit der öffentlichen Bibliothek und das auf Befehl des gebildeten und kunstsinnigen Statthalters Fürst Dondukow-Korssakow erst vor nicht langer Zeit gegründete kriegshistorische Museum. — Tiflis besitzt jetzt etwa 120 000

Einwohner: 37 610 oder 36,16% Armenier; 30 813 oder 29,62% Russen (inbegriffen etwa 10—12 000 Beamte und Soldaten); 22 156 oder 21,54% Grusinier; die übrigen, etwa 20 000 oder 13%, sind Perser, Tataren, Griechen, Juden und Deutsche. Die letzteren leben ausser in Tiflis in den neben der Hauptstadt liegenden Kolonieen: Alexandershilf, Elisabeththal, Marienfeld, Katharinenfeld, Helenenfeld (zusammen etwa 5000 Deutsche). (Vgl. Abbildungen Seite 31 bis 41.) — —

Die wichtigsten Punkte der Bahnstrecke von Tiflis bis Baku sind:

Karajasy: Am linken Ufer des Kur, 37 Werst von Tiflis, in der Steppe von Karajasy.

Im Osten von der Karajasysteppe, an den Abhängen der steilen und wasserlosen Gebirgskette des Garedsha, der Wasserscheide des Kur und Jora, liegt in einer Höhe von 2892 Fuss die Herberge Davidogaredshy, als deren Gründer man den heiligen David nennt; dessen Schüler siedelten sich in den Umgegenden an und gründeten noch 11 Herbergen. Alle bestehen aus einer grossen Anzahl hohler Kirchen und Klosterzellen, die auf den Felsen in grossen Zwischenräumen verstreut sind. Der Ueberlieferung zufolge tötete Schach Abbas im 17. Jahrhundert in diesen Herbergen 6000 Mönche, und seit damals fingen die Klöster und Kirchen an zu verfallen; heute stehen nur noch zwei Klöster im Gebrauch: das Kloster des heiligen David und 10 Werst von diesem entfernt das Kloster Johannes des Täufers oder Natliss-mtzmeli.

Schamchor oder **Schamkur**: Ein altes Städtchen am linken Ufer des Schamchortschay. Im siebenten Jahrhundert war dieser Ort persisch (in der Provinz Arran), wurde dann von den Arabern erobert und spielte eine Zeitlang eine Rolle bei denselben. Heute liegt er in Trümmern, nur die Reste einer Festung und eine noch jetzt passirbare Brücke über den Fluss sind übrig geblieben. Bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts stand inmitten der Ruinen ein 200 Fuss hohes, weit-

hin sichtbares Minaret. 1826 fand hier eine Schlacht zwischen Persern und Russen statt, infolge welcher der Krieg zu Gunsten der letzteren fast völlig entschieden ward. — Am Ursprung des Schamchor-tschay befinden sich die Kupferschmelzfabriken von Kedabek und Kalakent.

Jelissawetpol: Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, am Flusse Ganshintka oder Gansha-tschay, 1449 Fuss hoch, mit 20294 Einwohnern. In der armenischen Geschichte ist dieser Ort unter dem Namen Gansaka, bei den Mohammedanern unter dem Namen Dshensy, Gendshe oder Gandsha bekannt. Er war der Hauptort des Gebietes von Arran. Hier ist eine wundervolle von Schach Abbas dem Grossen im 17. Jahrhundert erbaute Moschee, von zwei Türmen flankirt, die 130—150 Fuss Höhe und 6—7 Fuss im Durchmesser haben.

Baku: Endstation der transkaukasischen Eisenbahn. —

Von Stationen der transkaukasischen Bahn zweigen sich Wege nach allen Richtungen ab, auf welchen teilweise direkte Postfahrten eingerichtet sind:

1.

Von der Station Nowo-Ssenaki (Neu-Ssenaka), auf der Strecke Poti-Ssamtredi, geht nach Nordwesten ein 42 Werst weiter Chausseeweg nach Ssugdidi, der ehemaligen Residenz der Dadiane von Mingrelien; auf der Chaussee findet ein organisirter Postverkehr statt.

2.

Von Kutaïss geht nach Nordosten, aufwärts durch den Hohlweg des Rion, ein Weg nach dem Flecken Oni, dem administrativen Centrum des Distriktes Ratschin und weiter auf den Mamisson-Pass. Von Kutaïss bis Oni regelmässiger Postverkehr.

3.

Von der Station Michaylowo geht nach Südwesten, aufwärts durch den Hohlweg des Kur, ein Postweg bis Achalzych;

von hier geht eine Laststrasse über Achalkalaki nach Ardagan und Oljti. Die ganze Strecke ist 327 Werst lang.

27½ Werst von Michaylowo liegt 2636 Fuss hoch, am Ufer des Kur, in entzückender Gegend **Borshom**, ein Gut des Grossfürsten Michael Nikolajewitsch, des früheren kaukasischen Statthalters. Daneben befinden sich die schwefelhaltigen Mineralquellen Jekaterinensky ($28,_{85}$° C.) und Jewgenjewsky ($22,_{75}$° C.); liebliche Villen sind hier für Kurgäste erbaut, welche im Sommer gleichwie von der Heilkraft der Quellen auch von dem wunderbaren Klima hergezogen werden.

Azchur: Ein Dorf am rechten Ufer des Kur, 3187 Fuss hoch, mit den Ruinen einer alten Festung, welche den Eingang in das Borshomthal (von Achalzych aus) zu sperren berufen war. Inmitten der Ruinen liegen die Trümmer eines mächtigen, vom Kaiser Heraklius im 7. Jahrhundert erbauten Tempels, welcher noch im vorigen Säkulum ganz war, aber dann von den Türken zerstört wurde. Das einst hier aufbewahrte Heiligenbild der Mutter Gottes von Azchur, welches in ganz Grusien verehrt wird, befindet sich jetzt im Kloster von Gelati.

Achalzych, grusisch: Neuburg, von den Türken Achiska genannt: Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts, am Ufer des Posscho-tschay, eines linken Nebenflusses des Kur, 3376 Fuss hoch. Einstmals war Achalzych die Hauptstadt des eigentlichen grusinischen Gebietes Ssamzche oder Ssemo-Kartli, des oberen Kartaliniens, welches das Bassin des Tschoroch und des Oberlaufes des Kur umfasste. Die Zeit der Gründung von Achalzych ist unbekannt. In der grusinischen Geschichte wird die Stadt zuerst im 12. Jahrhundert erwähnt; doch existirte sie wahrscheinlich schon früher, vielleicht unter anderm Namen. Im 16. Jahrhundert wurde Achalzych die Hauptstadt des türkischen Armeniens und blieb dies bis 1828, wo es vom Fürsten Paskewitsch eingenommen wurde. Achalzych war unter türkischer Herrschaft ein Hauptstapelplatz für lebende Menschenware und berühmt wegen seines Reichtums. 1828

besass die Stadt 50000 Einwohner, jetzt hat sie 13757. Ihr Handel besteht in Vieh, Häuten, Talg, Wachs, Honig. In der Umgegend wird viel Wein, Flachs, Tabak, Mais, Waizen, Gerste und Baumwolle gebaut. — Am linken Ufer des Posscho-tschay befindet sich die alte Stadt mit einer grossen Felsenfestung, mehreren armenischen Kirchen, einer Synagoge, 28 meist zertrümmerten Moscheen und Medressen und einer sehr schönen, aus einer Moschee umgewandelten russischen Kirche, an welche sich eine höhere Unterrichtsanstalt schliesst. Seit der Russenherrschaft breiten sich neue Strassen aus, welche die Neustadt bilden. — 24 Werst nordwestlich von Achal-Zych liegen 417 Fuss hoch im waldigen Pass des Abas-Tumanka, des linken Nebenflusses des Posscho-tschay, die Abas-Tumanschen Mineralquellen. Dieselben gehören zu den schwachschwefelhaltigen und haben eine Temperatur von 30—39,9 ° R. Der Weg, welcher von Achalzych hierher geht, setzt sich weiter fort über die Achalzych-Imeretische Gebirgskette und fällt durch das enge Thal des Chani Zkali nach Kutaïss. Regelmässige Postfahrt findet nur zwischen Achalzych und Abas-Tuman statt. — Die Umgebungen von Achalzych sind gleichwie das ganze alte Ssamzche reich an Denkmälern alter Zeiten: 6 Werst südlich von Achalzych liegt das Ssapharkloster am Ufer des Urawelj-tschay in malerischer Gegend, umgeben von Trümmern 12 grosser und kleiner Kirchen, von welchen die bedeutendste, aus dem 14. Jahrhundert stammend, sich durch ihre ausgezeichnete Arbeit und durch den mit Basreliefs verzierten Ikonostas auszeichnet. — 32 Werst westlich von Achalzych liegt, an der Laststrasse nach Adsharien, am Posscho-tschay, in einer Höhe von 4291 Fuss das aus dem 11. Jahrhundert stammende, seit dem 16. Jahrhundert vollständig verlassene, aber trotzdem gut erhaltene Sarsmakloster, welches zu den besten grusinischen Kirchenbauwerken gehört. — Von Achalzych geht ein Postweg aufwärts durch den Hohlweg des Kur bis zum grossen, uralten, ruinenreichen Dorf

Chertwiss, welches 3554 Fuss hoch am Zusammenflusse des Kur und Achalkalaki liegt. Von Chertwiss geht die Strasse weiter aufwärts, entlang dem Achalkalaki-tschay (bei den Grusiniern der Dshawachetische Kur geheissen) und endet auf dem 5000—6000 Fuss hohen Achalkalaki-Plateau: hier befinden sich einige grosse Seen (Toparawan, Tabizchuri, Chontschali und viele kleine.) Diese Gegend wird auch Duchoborije genannt, weil hier in 8 Dörfern die arbeitsamen Anhänger der Duchoborzen-Sekte leben.

Achalkalaki (grusinisch: Neustadt): Distriktsstadt am Ufer des gleichnamigen Flusses, 5545 Fuss, mit 4303 Einwohnern. Von Achalkalaki geht ein Postweg (94 Werst) durch Duchoborzendörfer nach Alexandrapol.

10 Werst westlich von Achalkalaki, im Dorfe Kumudro, befinden sich die Ruinen eines grossen und schönen, im 10. Jahrhundert erbauten Tempels.

Westlich von Kumudro liegt Wardsija, ein einst in Grusien berühmtes Höhlenkloster. Dasselbe besteht aus mehreren Kirchen, einer Menge Klosterzellen und anderen in die Felsen gehauenen Räumlichkeiten. Der Sage nach war Wardsija der Lieblingsaufenthalt der Zarin Tamara; einer anderen Sage zufolge soll sie sogar hier begraben sein, um ihr Grab streiten sich aber viele Ortschaften. An der Wand des Klosters Wardsija ist ein Freskenporträt der Tamara erhalten. — Die Zeit, wann Wardsija gegründet, und ebenso die Zeit, wann das Kloster verlassen wurde, kennt man nicht. Im 14. Jahrhundert zerstörten die Mongolen und Tataren, im 16. Jahrhundert die Perser das Wardsija-Kloster.

Eine 89 Werst lange Poststrasse geht von Achalkalaki südwestlich, zwischen den Seen Tschaldyr und Chosapin und hierauf entlang dem rechten Ufer des Kur nach Ardagan.

Ardagan, grusinisch Artaan: Hauptstadt des gleichnamigen Kreises am rechten Ufer des Kur, nahe den Quellen desselben, 6058 Fuss hoch, mit 844 Einwohnern. Ardagan ist eins der

ältesten grusinischen Dörfer. Seit dem 13. Jahrhundert war es die Residenz eines besonderen Eristaws (Fürsten), welcher die Provinz Kola (heute Gelj)) verwaltete. Im 16. Jahrhundert bemächtigten sich die Türken der Gegend, und seit damals sind das Christentum und die grusinische Sprache spurlos aus derselben verschwunden. Bloss Ruinen zahlreicher Kirchen sind zurückgeblieben. — Ardagan ist durch Bergpfade mit Batum und Kars verbunden.

Ein Postweg, von 99 Werst Länge, geht von Ardagan aufwärts, dem Kur entlang, vermittelst des Panshuret-Passes (7728 Fuss) über das Gebirge, welches die Bassins des Kur und Tschoroch scheidet, und fällt durch den Hohlweg des Kanly-ssu in das Thal des Oljti-tschay. Auf dem ganzen Wege Ruinen von Festungen und Kirchen, darunter: Ssogomon-kala, auf einem hohen Felsen am linken Ufer des Kanlyssu, mit einer Festungsruine, zwei malerisch gelegenen Kirchen, von denen die eine eine Höhlenkirche mit Fresken und zahlreichen Inschriften ist. Ein zweites Denkmal des Altertums liegt beim Dorfe Penjaka, nahe bei dem Zusammenfluss des Kanly-ssu mit dem Barduss-tschay.

Oljti: Administratives Centrum des gleichnamigen Kreises, am Flusse Oljti-tschay, 4325 Fuss hoch, mit 462 Einwohnern. Auf dem Gipfel des Felsens, an welchem Oljti, ein uralter Ort, liegt, sind Ruinen einer Festung, der einstigen Residenz der Fürsten von Ssamzche.

4.

Von Tiflis geht nordwärts die Grusinische Heerstrasse nach Wladikawkas. (Vgl. Seite 17—28.)

5.

Von Tiflis geht ostwärts eine Chaussee nach Telaw, $93\frac{1}{4}$ Werst. Nach der 30. Werst fällt sie mit dem Posttrakt zusammen, welcher Tiflis mit Ssygnach verbindet, trennt sich aber bald von demselben, erhebt sich bis zur Wasserscheide

des Jor und Alasanj und fällt dann nach Telaw hinab. **Telaw**, eine alte Stadt mit einer alten Festung und einem alten Palast, ist Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, auf der rechten Seite des Alasanjthales, am Fusse des Berges Ziwi, 2420 Fuss hoch, mit 8014 Einwohnern. Nach Wachuscht wurde Telaw vom kachetischen Zaren Kirik dem Ersten (893—918) gegründet, nach grusinischen Chroniken entstand der Ort erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Zu Ende des 17. Jahrhunderts war Telaw die Residenz des kachetischen Zaren Artschil oder Schach Nasar Chan (1664—1675). 1798 starb hier der grusinische Zar Heraklius der Zweite. — In nächster Nähe von Telaw befindet sich: das Schuamtikloster, 6 Werst von Telaw, auf dem Wege zum Gomborpass. Die Benennung ist grusinisch und bedeutet: inmitten der Berge. Das Kloster wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts von der Zarin Tinatina, der Gemahlin des Kachetinerzaren Lewan des Zweiten, gegründet. Der kostbare Ikonostas, der sich hier befindet, kam 1844 als Geschenk des Zarewitsch Heraklius aus Moskau. In den letzten Jahren der grusinischen Herrschaft war das Schuamti-Kloster ein befestigter Zufluchtsort der umwohnenden Bevölkerung. 8 Werst westlich von Telaw, am Wege nach Tioneti, am Flüsschen Ikalto, liegt das Kloster Ikalto, welches im 6. Jahrhundert von dem heiligen Zeno, einem der 13 syrischen Mönche, gegründet wurde. In der Umgebung sind zahlreiche Ruinen alter Kirchen; ein grusinisches Wort sagt: „In Ikalto gibt es 60 Kirchen weniger 1.“ Im Kloster sind begraben: der heilige Zeno und der Abt Arsenius, ein gelehrter Geistlicher aus der Zeit David des Erneuerers. — 18 Werst nordwestlich von Telaw, am rechten Ufer des Alasanj, mitten im weiten Alwanfelde, auf welchem die Tuschinen ihre Herden hüten, liegt die Alawerdysche Kathedrale, ein mächtiges Gebäude, 32 Ssashen hoch, 27 Ssashen lang und 14 Ssashen breit. Kirik der Erste von Kachetien erbaute im 10. Jahrhundert die Kathedrale auf der Stelle der früheren Kirche des heiligen Georg, welche von dem heiligen

Josef, einem der 13 syrischen Väter, errichtet gewesen war. Im Innern der Kirche sind zahlreiche alte Heiligenbilder, ein aus dem 11. Jahrhundert stammendes, auf Pergament geschriebenes Evangelium und die Gräber des heiligen Josephs von Syrien, einiger Bischöfe, der in Persien vom Schach Abbas 1627 zu Tode gemarterten Zarin Ketewan und endlich die Gräber des Zaren Alexander von Kachetien und seines Sohnes Georg, welche von ihrem Sohn und Bruder Konstantin getötet wurden. Die Macht der Bischöfe von Alawerdy erstreckte sich einst über die Bischöfe von ganz Kachetien. — Am 14. September, dem alawerdyschen Feiertag, strömen aus allen Ortschaften Grusiens zahllose Gläubige und selbst mohammedanische Gebirgsbewohner herbei. —

Zynondaly: 7 Werst von Telaw, an der Poststrasse nach Ssygnach.

Gremi: Ein Dorf, 20 Werst nordwestlich von Telaw, an der linken Seite des Alasanj, bei dem Zusammenfluss desselben mit dem Inzoba oder Gremis-zkali, welcher vom südlichen Abhang der Hauptgebirgskette herabkommt. Nach dem Zerfall Grusiens, im 15. Jahrhundert, wurde Gremi die Residenz der Zaren von Kachetien. 1615 zerstörte der Schach Abbas Gremi und führte einen grossen Teil der Bevölkerung in die Sklaverei nach Persien. Seit damals verfiel die Stadt und sank zu einem Dorf herab. Im sechzehnten Jahrhundert wurde Gremi: Krym genannt. In dem noch heute existirenden Kloster des Dorfes ist der Kachetiner Zar Lewan der Zweite (1520—1574) begraben. Entlang dem oberen Teil des Flusses Gremis-zkali geht eine Bergstrasse auf den Kodorpass der Hauptgebirgskette und weiter in das Innere des Daghestan. Auf dem ersten Teil des Weges, am Flusse Gremis, befindet sich der Natlis-mzemely-Turm, auf dem Gebirgspass der Kodorturm.

15 Werst östlich von Gremi, an der linken Seite des Alasanj, nahe bei dem Dorfe Kwareli, liegen die Trümmer des Nekresskyklosters, welches schon im 4. Jahrhundert erbaut worden.

Ein 15 Werst langer Weg geht von Telaw, an der linken Seite des Alasanj über mehrere unbedeutende Höhenzüge, welche die Thäler des Alasanj und Jor scheiden, nach Tioneti. **Tioneti**, am rechten Ufer des Jor, 3627 Fuss hoch, ist das administrative Zentrum des Distrikts Tioneti, in welchem die Sommermanöver stattfinden. Entlang dem oberen Lauf des Jor geht ein Bergsteig nach Chewsurien.

Entlang dem unteren rechten Ufer des Alasanj geht ein 62½ Werst weiter Weg nach Ssygnach.

Das breite Thal des Alasanj ist das Hauptgebiet des kaukasischen Weinbaues, insbesondere die Heimat der kachetinischen Weine.

6.

Von Tiflis existirt eine 333½ Werst weite Poststrasse nach Ssygnach, Sakataly, Nucha und der Station Jewlach an der transkaukasischen Eisenbahn. Sie geht von Tiflis östlich, überschreitet die Wasserscheiden, welche den Kur vom Jor und den Jor vom Alasanj trennen, nähert sich bei dem Stabsquartier Lagodechi dem südlichen Fusse der Hauptgebirgskette und zieht sich längs dem Gebirge durch Sakataly nach Nucha. Von hier biegt sie nach dem Süden ab und schliesst sich bei der Station Jewlach an die transkaukasische Bahn. Auf dieser Poststrasse sind bemerkenswerte Punkte:

Ssygnach: Hauptstadt des Distriktes gleichen Namens, 2597 Fuss hoch, auf dem Gebirge, welches Jor und Alasanj scheidet. Hat 10 069 Einwohner. Die Lage und Aussicht des Ortes sind entzückend. 2 Werst östlich von Ssygnach liegt das Bodby-Kloster, wo im Jahre 334 die Apostelin Nina begraben wurde. — Südöstlich von Ssygnach, zwischen Alasanj und Jor, liegt eine breite flache Erhöhung, die Steppe von Schirak. Hier ist guter Strohboden, und die Gebirgler von Daghestan treiben zur Winterzeit die Herden her. An einigen Punkten der Steppe sind Naphtaquellen.

Am nördlichen Rande der Schirak-Steppe, 29 Werst von

Ssygnach, befindet sich Zarskije kolodzy (Zarenbrunnen) 2652 Fuss hoch. Auf naheliegendem Felsen sind die Trümmer einer Burg der Zarin Tamara. Im 16. und 17. Jahrhundert residirten hier die Zaren von Kachetien. Man glaubt auch, dass die im Mittelalter vielfach genannte Stadt Sagem oder Sagam sich hier befunden.

Aus Ssygnach fällt eine Poststrasse ins Thal des Alasanj, durchschneidet es und zieht sich vorbei am Stabsquartier Lagodechi in die Gebiete des Sakataly-Kreises, welches am südlichen Fusse der Hauptgebirgskette liegt. Die grösste Ortschaft daselbst ist **Sakataly** mit 1237 Einwohnern. Von diesem Ort geht entlang dem Flüsschen Dshary ein kleiner Bergsteig auf den Gudurpass.

35 Werst östlich von Sakataly geht eine Poststrasse, vorbei am Dorfe Kach, über den Fluss Kurmuch, welcher auf der Hauptgebirgskette seinen Ursprung hat und unter dem Namen Kara-tschay (schwarzer Fluss) ins Alasanjthal hinabfällt. Das Bassin des Kurmuch-tschay gehörte einst zum grusinischen Reiche und bildete das selbständige Fürstentum Tssuket. Nach der Verheerung des kachetinischen Reiches durch Schach Abbas, entstand hier ein Sultanat Jelissu, nach dem gleichnamigen Hauptorte so genannt. Seit 1807 ist die Gegend russisch.

11 Werst vom Dorfe Kach, oberhalb der Schlucht des Kurmuch-tschay, befindet sich das Dorf **Jellissu** (tatarisch: 50 Quellen). Von demselben 8 Werst entfernt, liegen in einer Kluft, genannt Ammam-Dara (Badekluft), die Jellissuyskija mineraljnyja wody; sie gehören zu den schwefellaugehaltigen, haben eine Temperatur von 38—42° C. und ziehen allsommerlich viele tausende Kranke aus den umliegenden Gegenden heran. Von Jelissu geht aufwärts durch den Hohlweg des Kurmuch-tschay ein Lastweg in das obere Thal des Ssamur und weiter nach Kumuch. Im 16. Jahrhundert, als die Gegend zum kachetinischen Reich gehörte, war diese Strasse eine der kürzesten zwischen der Mündung des Terek nnd Kachetien.

Nucha oder **Scheki**: Einst die Residenz der Chane von Scheki, jetzt die Hauptstadt des Kreises Nucha, am südlichen Fuss der Hauptgebirgskette 2454 Fuss hoch, mit 25 757 Einwohnern, welche einen bedeutenden Seidenhandel betreiben. Das Chanat Scheki entstand im 18. Jahrhundert zur Zeit des Einfalles Nadir-Schachs in Kaukasien. Der Sage nach schlug ein gewisser Hadschi Tscheljabi, der Enkel eines armenischen Priesters, welcher den Islam angenommen und sich an die Spitze des Volkes gestellt, den Schach zurück. Für diese That zum Chan ausgerufen, machte Hadschi Tscheljabi Nucha zu seiner Residenz. Ein Nachkomme von ihm, Hussein Chan, erbaute gegen 1765 über der Stadt eine Festung, und in dieser einen Palast, welcher noch jetzt existirt. 1819 ging das Chanat zu Grunde, und bekam von Russland den Titel einer Provinz Scheki; heute führt die Provinz den offiziellen Namen „Kreis Nucha". — Der Kreis Nucha wird mit dem Bezirk Ssamur durch die achtynische Heerstrasse verbunden. (Siehe Seite 282.)

7.

Von der Station **Akstafa** (88 Werst von Tiflis) geht eine Poststrasse nach **Kars** und **Erivanj**. (Siehe Marschroute IX.)

8.

Von der Station **Jewlach** geht eine Poststrasse nach Nucha, Sakataly, Ssygnach und Tiflis. (Siehe Seite 307.)

9.

Von der Station Jewlach geht südwärts eine Poststrasse (105 Werst) über Barda und Schach-bulak nach Schuscha.

Barda: Ein Tatarendorf östlich von der Poststation Tertera, am Flusse gleichen Namens, einige Werst vor seiner Mündung in den Kur. An der Stelle des Dorfes befand sich im Altertum die reiche und mächtige Stadt Partaw, die Hauptstadt von Agwanien oder Albanien, welches die Gebiete zwischen dem Alasanj, dem Kaspi, dem Kur und dem Ssamur umfasste.

Im 7. Jahrhundert wurde Partaw von den Arabern erobert und erscheint fortan unter der Benennung Berda oder Berdaa. Nach den Zeugnissen der morgenländischen Schriftsteller wurde die Stadt Berda im 14. Jahrhundert von Tamerlan zerstört. Von der einstigen Stadt existirt heute bloss ein halbzerstörter Turm.

Schach-bulak: Trümmer einer Festung an der Poststation gleichen Namens. Nach der Ueberlieferung wurde diese Festung von Nadir Schach erbaut und später Residenz der Chane von Karabach. Nahe bei der Festung befindet sich eine Quelle Schach bulak (Schachquelle).

Schuscha: Hauptstadt des Kreises Schuscha, liegt auf steinigem und steilem Berge 5076 Fuss hoch und hat 26 806 Einwohner. Nach dem Tode des Nadir Schach bemächtigte sich sein Eunuch Panach des Reiches Karabach, erklärte sich als unabhängigen Chan desselben und erbaute 1755 die Stadt Panach-abad oder Schuscha. Der schreckliche Aga-Mohamed, ein Nachfolger des Nadir-Schach, zog 1795 gegen Schuscha wurde aber von Ibrahim-Chan, dem Sohne des Panach, zurückgetrieben. Ein zweiter Zug Aga Mohameds brachte zwar Schuscha in seine Macht, aber der Schach wurde von seinen eigenen Leuten beim Einzug in die eroberte Stadt ermordet. Seit 1805 gehört Schuscha zu Russland. — Südwestlich von Schuscha gehen Lastwege zum Araxes und weiter nach Persien.

10.

Von der Station **Kjürdamir** geht eine 70 Werst lange Poststrasse nach Schemacha. **Schemacha** oder Schamachi ist die Hauptstadt des Kreises gleichen Namens, 2230 Fuss hoch, liegt am Flüsschen Pirssagat und hat 28 545 Einwohner. Die Zeit der Gründung Schemachas ist nicht bekannt. Morgenländische Historiker erwähnen die Stadt zuerst unter dem Sassaniden Nuschirwan dem Gerechten, welcher sie zur Residenz des Gebietes von Schirwan machte. Schemacha ward der Mittelpunkt für den kaukasischen Seidenhandel; derselbe zog im

14. Jahrhundert viele venezianische und genuesische Kaufleute hierher; dieselben verstümmelten den Namen Schemacha in Chamachi und Samaki. Schemachas Blüte begann gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu welken, als Daghestaner, Perser und Türken mehr als einmal die Stadt zerstörten. 1712 verwüstete Ssurchay Chan von Kasikumuch Schemacha vollständig, tötete viele dort befindliche russische Seidenhändler und verursachte einen Schaden von über 4 Millionen Rubel. Dies war die Ursache zu dem persischen Feldzuge Peters des Grossen, welcher indessen infolge innerer russischer Wirren erfolglos blieb. 1734 eroberte Nadir Schach Schemacha und zerstörte abermals die Stadt; die Bewohner aber führte er nach einem neugegründeten Ort Neuschemacha (heute steht dort das Dorf Akssu). Aber die alte Stadt erstand gar bald wieder aus den Trümmern. Seit 1805 gehört Schemacha zu Russland, war bis zum 31. Mai 1859 eine blühende Gouvernementsstadt, wurde aber dann infolge eines fürchterlichen Erdbebens von vielen Leuten verlassen und um jede Bedeutung gebracht. Erdbeben sind in Schemacha häufig vorgekommen. Ausser dem genannten waren die schrecklichsten die von 1607 und 1871.

Nahe bei Schemacha liegen auf hohem Berge Ruinen eines Schlosses, das von den Eingeborenen Kis-kala (Mädchenfestung) genannt wird; das Schloss war wahrscheinlich die Citadelle der Schirwanschachs.

Von Schemacha gehen über das Hauptgebirge mehrere Lastwege nach Kuba. (Siehe Seite 282.)

11.

Von der Station **Adshi-Kabulj** geht eine Poststrasse ($175^1/_2$ Werst) südwärts entlang dem linken Ufer des Kur, bis zum Oertchen Ssaljany, von hier entlang dem linken Ufer des Akuscha und dem flachen Rande des Kaspi nach Lenkoranj.

Ssaljany oder **Ssaljan**: Administrativer Mittelpunkt des Kreises Dshewad, liegt an der Stelle, wo der Kur sich in zwei Arme teilt: in den Kur und Akuscha. Ssaljan ist ein uralter Ort. Im sechzehnten Jahrhundert ist von ihm mehrfach die Rede. Der Name kommt vom persischen Ssal, Jahr, her: Ein persischer Schach belohnte seinen treuen Beamten Ibrahim Chan damit, dass er ihm für ein Jahr die Einkünfte dieser Ortschaft überliess. Heute ist die Stadt mehr Dorf zu nennen und zeichnet sich bloss durch seinen grossen Fischhandel aus. 27 Werst von Ssaljan befinden sich die Hauptfischereien, welche alle der Krone gehören, aber von ihr verpachtet werden.

Lenkoranj (persisch: Ort des Ankers): Kreisstadt im Kreise gleichen Namens, am Ufer des Meeres, bei der Mündung des Lenkoranjflusses, mit 5618 Einwohnern. Der Kreis Lenkoranj ist ein Teil des alten Chanates Talysch. — 12 Werst westlich von der Stadt befinden sich schwefellaugehaltige Quellen, gewöhnlich Lenkoranjsche, von den Eingeborenen auch Miankunsche Quellen genannt. Sie haben eine Temperatur bis zu $37^1/_2{}^0$ R.

IX.

Akstafa—Kars—Eriwanj.

Von Akstafa, Station der transkaukasischen Eisenbahn, (88 Werst von Tiflis), geht aufwärts durch den Hohlweg des Flusses Akstafa eine Postchausseestrasse ($72^3/_4$ Werst) nach dem 4200 Fuss hohen Oertchen Delishan. Hier teilt sich der Weg in zwei; ein Zweig richtet sich südlich nach Eriwanj und weiter nach der Stadt Ordubad am Araxes, der zweite geht westlich nach Alexandrapol, Kars und Ssarakamysch.

Delishan—Kars—Ssarakamysch. — $239^1/_2$ Werst.

Von Delishan geht westlich, aufwärts durch den Hohlweg des Flusses Akstafa und seines Nebenflusses Gamsatschemantschay, durch einen Pass ins Thal des Flusses Bambak und

folgt dem Lauf desselben bis zur Station Ach-bulak. Von hier erhebt sich der Berg auf eine unbedeutende Gebirgsgruppe, welche die Wasser des Bambak und Arpatschay scheidet, und fällt nach Alexandrapol (100 Werst von Delishan.) Weiter geht die Chaussee immer in westlicher Richtung, bis Kars (84 Werst von Alexandrapol), von wo eine vorläufig noch ungenügende Strasse nach Sarakamysch führt.

Die wichtigsten Punkte der Strecke sind:

Kara Kilissa (tatarisch: Schwarze Kirche): Ein grosses armenisches Dorf, 4336 Fuss hoch. Nordwärts geht von hier eine Strasse, auf der aber keine Postverbindung statt hat, über das hohe Besobdal-Gebirge ins Stabsquartier Dshelal—ogly und von da weiter nach Tiflis.

Alexandrapol: Kreisstadt am linken Ufer des Arpatschay, 5079 Fuss hoch, mit 22670 Einwohnern, bildete früher den Grenzpunkt zwischen Grusien (Georgien), Persien und Türkei. Eine Karawanenstrasse führt von hier nach Kars und Tiflis. In der Stadt befindet sich der „Ehrenhügel“ — ein Friedhof, auf welchem die im letzten Kriege (1877—1878) gefallenen russischen Soldaten ruhen.

Etwa 45 Werst südlich von Alexandrapol liegen, am linken Ufer des Arpatschay, die berühmten Ruinen der alten armenischen Stadt **Ani**, welche ausser vielen Anderen auch Karl Koch eingehend und schön geschildert hat. Auf weiter Ebene, umgeben von teilweise noch erhaltenen Festungsmauern, liegen zahllose Trümmer von Kirchen und Moscheen. Die Eingeborenen nennen diesen Ort deshalb die Stadt der 1001 Kirchen. Auf den Mauern und Häusern haben sich viele Inschriften erhalten, welche wichtiges Material für die Chronologie und Geschichte des mittelalterlichen Armeniens liefern. Der Name Ani kommt zuerst im 4. Jahrhundert vor, wo der damals unbedeutende Ort zum Gebiete des Reiches Schirak gehörte. Nach der Eroberung Armeniens durch die Araber herrschten hier die Bagratiden und machten Ani zu ihrer Residenz. 1046

bemächtigten sich die Byzantiner der Stadt, dann kam sie in den Besitz der Seldschucken und 1239 wurde sie von den Mongolen zerstört. Aber immer wieder erhob sie sich zu neuer Blüte, bis 1319 ein fürchterliches Erdbeben sie für immer zerstörte. Ihre Bevölkerung wurde in alle Winde zerstreut, und man behauptet, dass die in Galizien lebenden Armenier von den Bewohnern Anis abstammen. — Heute irren in den Ruinen von Ani nur hie und da einige nomadisirende Kurden oder wissbegierige Fremdlinge umher.

Grossartige Andenken an die frühe christliche Kultur dieses Teiles Armeniens trifft man in diesem ganzen, heute Schuragelj genannten Kreise, hauptsächlich entlang dem Laufe des Arpatschay. Besonders bemerkenswert sind das Kloster Choscho-Wank, neben Ani, auf einer felsigen, vom Arpatschay umspülten Halbinsel. Dasselbe wurde im 10. Jahrhundert von armenischen, aus Griechenland eingewanderten Mönchen gegründet und führte früher den Namen Choromossi-Wank: griechisches Kloster. Die Wände sind mit zahlreichen Inschriften bedeckt. — Neben dem Kloster stehen zwei Kirchen mit den Gräbern einiger Bagratidenzaren. — Am Ende der Halbinsel liegen Ueberreste einer steinernen Brücke, welche einst auf das linke Ufer hinübergeführt. — Am rechten Ufer des Arpatschay, nahe bei seiner Mündung, steht Mren, heute Karabach. Hier liegen viele Steinkreuze und Ruinen von Kirchen, welche im 7. Jahrhundert erbaut wurden. — Auf der rechten Seite des Arpatschay, 5 Werst südlich von Mren, liegt Bagran oder Bagaran (armenisch: Götterwohnung) mit den Resten einer Festung und 5 halbzerstörten Kirchen. Bagran wurde im Jahre 65 vom armenischen Zaren Jerwand dem Zweiten erbaut und war später die Residenz der ersten Bagratidenzaren. —

Von Alexandrapol geht nördlich die sogenannte Zarenstrasse nach Achalkalaki (siehe Seite 303), südlich eine Strasse ohne Postverbindung nach Ssardar-Abad, Etschmiadsin und Eriwanj; die letztere biegt um den westlichen und südlichen

Fuss des Alages und war früher, bis zur Anlegung der Strasse durch den Hohlweg des Akstafaflusses, der Haupthandelsweg, wie die wichtigste Heerstrasse aus Grusien nach Eriwanj.

Die ganze Poststrasse von Alexandrapol nach Kars und weiter nach Ssarakamysch geht durch eine erhöhte Ebene, auf welcher im letzten türkischen Kriege zahllose heisse Kämpfe ausgefochten wurden; der Boden ist hier getränkt mit russischem Blut, jeder Schritt dieses Landes wurde unter schweren Opfern erkauft.

Zwischen den Poststationen Argina und Parget, auf der Hälfte des Weges zwischen ihnen, geht die Strasse nahe am Dorfe Kjürük-dara vorbei. 10 Werst südlich von diesem liegt am Flusse Mawrjak-tschay das Dorf Basch-Kadyklar; von hier, ebenfalls in südlicher Richtung, sind die Höhen des Aladshy-Gebirges sichtbar. Alle diese Gegenden waren im letzten türkischen Kriege Schauplätze harter Schlachten.

Kars: Festung und Bezirksstadt des Bezirkes gleichen Namens, 6173 Fuss hoch, am Eintritt des Kars-tschay in eine felsige Ebene, mit 3137 Einwohnern. Kars ist eine uralte Stadt, deren Gründungszeit unbekannt ist. Zuerst wird sie von einem armenischen Geschichtsschreiber, dem Katholikoss Johannes (9. Jahrhundert), unter dem Namen „starke Festung“ erwähnt. Die jetzige Benennung entstand aus dem grusinischen Kari = Pforte und bezieht sich auf die Lage der Stadt an der Grenze Armeniens und Grusiens. Nachdem Kars verschiedene Herren gehabt, fiel es endlich in die Hand der Türken. 1579 machte es Murad der Dritte zur Schutzfestung Kleinasiens gegen Persien und Grusien. In den russischen Eroberungskämpfen in Kaukasien spielte Kars immer eine wichtige Rolle, bis die Festung im letzten Kriege, am 6. November 1877, nach einer berühmten heldenhaften Verteidigung in Russlands Macht kam. — In Kars befinden sich nur wenige erhaltene Denkmäler der vorislamitischen Epoche. Das interessanteste ist eine

alte armenische Kathedrale aus dem 10. Jahrhundert, welche von den Türken in eine Moschee verwandelt war, von den Russen aber wieder zu einer Kirche des Erzengels Michael neugeweiht wurde. Von Kars gehen verschiedene Wege nach den wichtigsten Ortschaften des Bezirkes. —

Die Alexandrapolsche Strasse setzt sich westwärts von Kars nach dem Stabsquartier Ssarakamysch fort, welches auf dem östlichen Abhang des waldigen Ssoganlug-Gebirges liegt.

Längs der Linie Alexandrapol-Kars-Ssarakamysch liegen viele russische Duchoborzen- und Malakanendörfer.

Südwärts von Kars geht eine Poststrasse (71¾ Werst) nach Kagisman, dem administrativen Zentrum des Kreises gleichen Namens. Kagisman hat 3298 Einwohner. 2 Werst von der Stadt, am Ufer des Araxes, befinden sich Salzgruben, welche die ganze Gegend mit Salz versorgen. — Von Kagisman geht eine Chaussee durch den Hohlweg des Araxes nach Kuljpy und Igdyr im Eriwanschen Gouvernement.

Delishan—Eriwanj—Etschmiadsin.— 121 Werst.

Von Delishan geht die Eriwansche Chaussee südlich, überschreitet in einer Höhe von 7124 Fuss das Gebirge, welches den altberühmten See Goktscha umgrenzt, und fällt dann zum russischen, am linken Ufer dieses Sees gelegenen Dorfe Jelenowka herab. Darauf wendet sich der Weg südwestlich und zieht durch die flache Ebene, welche im Westen von der vulkanischen Gruppe Alagjos umschlossen wird. Auf diesem Wege sind folgende Punkte zu beachten:

Das **Kloster Ssewanga** oder Sse-Wank (armenisch: das schwarze Kloster): Auf einer felsigen Seite des Goktschasees, neben dem Dorfe Jelenowka. Nach historischen Zeugnissen hat hier Gregor der Erleuchter (von Kappadocien) die erste christliche Kirche im Kaukasus erbaut; ihre Ruinen sind noch zu sehen. Neben der Kirche wurde um die Hälfte des 9. Jahrhunderts ein Kloster errichtet, welches noch heute erhalten ist.

Nowo-Bajased: Ein stattlicher Ort, Hauptstadt des Kreises gleichen Namens, nahe dem westlichen Ufer des Gotschaisees, mit 7120 Einwohnern, durch eine 30 Werst lange Poststrasse mit Jelenokwa verbunden.

Eriwanj, von den alten Schriftstellern **Rewan** genannt: Am Ufer des Flusses Sanga, 3229 Fuss hoch, mit 14555 Einwohnern. Die Armenier schreiben der Stadt ein fabelhaftes Alter zu und setzen die Gründung derselben in die Zeit Noahs; nach historischen Zeugnissen existirte sie schon im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Bedeutung erhielt sie erst seit der islamitischen Zeit; seit damals bildete sie einen Zankapfel zwischen Persern und Türken. 1582 erbauten hier die Türken eine Festung, deren Ueberreste noch existiren. 1604 war Eriwanj Eigentum des persischen Schach Abbas des Grossen, welcher der alten türkischen Festung eine neue Mauer hinzufügte. Zur Zeit des grusischen Zaren Heraklius des Zweiten residirte in Eriwanj ein Ssardar desselben. 1804 unternahm der russische General Zizianow einen vergeblichen Angriff auf Eriwanj und musste nach zweimonatlicher Belagerung wieder abziehen: erst dem General Paskewitsch gelang es am 1. Oktober 1827 die Stadt zu erobern. — In Eriwanj sind bemerkenswert: die Festung mit der Burg und der Moschee des Ssardars und der Kirche, welche von Griechen erbaut, von den Türken in eine Moschee, von den Persern in ein Pulvermagazin, von den Russen aber wieder in eine Kirche verwandelt wurde; ferner eine durch die Schönheit des Innern und des Thores ausgezeichnete Moschee und das angebliche Grab des Apostels Ananias.

Etschmiadsin: Ein berühmtes Kloster, die Residenz des Patriarchen oder Katholikosses aller Armenier, 18 Werst westlich von Eriwanj, beim Dorfe Wagarschapat, auf einer 2837 Fuss hohen Ebene. Das Kloster und die zu demselben gehörige geistliche Akademie, eine Buchdruckerei, eine Bibliothek, das Wohnhaus des Patriarchen, die Mönchzellen, eine Herberge

für Pilger und verschiedene wirtschaftliche Häuser nehmen eine weite Fläche ein, welche ringsum mit dicken und hohen Turmmauern umgeben ist. Im Centrum dieser Fläche steht der Haupttempel, der 303 vom heiligen Georg, dem Apostel Armeniens, auf der Stelle, wo ihm Christus erschienen sein soll, erbaut wurde. Daher der Name Etschmiadsin: Erscheinung des Einzigen. Bei der tatarischen Bevölkerung heisst Etschmiadsin: Utsch-kilissa = Dreikirchen. Um die Hauptkirche stehen in Entfernungen von je einer halben oder einer ganzen Werst drei Kirchen (Gajana, Riphssime, Marina), von denen jede einzelne von einer Mauer, einem Garten und Wohnungen für die Mönche umgeben ist. Sie wurden 618, 630 und 1694 erbaut. — In der Schatzkammer der Hauptkirche werden viele Reliquien bewahrt, die man den Pilgern zur Verehrung zeigt, darunter die geweihte Lanze und die Hand des heiligen Jakob. Die Bibliothek, deren Inhalt Brosset bereits vor vielen Jahrzehnten veröffentlicht hat, besitzt einige merkwürdige Handschriften, darunter ein auf Pergament, im 10. Jahrhundert, geschriebenes Evangelium mit Miniaturen. — Etschmiadsin war die Residenz der Oberhäupter der armenischen Kirche von den Zeiten des heiligen Georg bis 452, wo infolge von Kriegsstürmen der Patriarchenstuhl nach Dwin, der neuen Residenz des armenischen Reiches, gebracht wurde. Später residirten die Patriarchen lange Zeit in Ani am Arpa-tschay, in der Stadt Ssissa in Cilicien und kehrten 1441 endlich wieder nach Etschmiadsin zurück. Politische Verhältnisse und innere Wirren in Armenien untergruben die Einigkeit der Geistlichkeit — jetzt zählt die armenische Kirche vier selbständige Patriarchen: in Etschmiadsin, Konstantinopel, Ssissa in Cilicien und Achtamar am See Wan. Der Katholikoss von Etschmiadsin wird von den russischen, persischen, indischen und türkischen Armeniern erwählt und von der russischen Regierung bestätigt. In der Verwaltung wird er von einem Synod unterstützt. — Seit 1827 gehört Etschmiadsin zu Russland.

Das Dorf **Wagarschapat**, bei welchem das Kloster Etschmiadsin liegt, erinnert uns mit seinem Namen an die durch einige Zeit hier gestandene Residenz der armenischen Zaren. Die Stadt wurde 569 vor unserer Zeitrechnung vom Zaren Jerwand dem Ersten errichtet und hiess allzuerst Ardimet kagak, Stadt der Artemis oder Diana. Zu Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung umgab der Zar Wagarschap die Stadt mit einer Mauer und man nannte sie fortan Wagarschapat. Die Zaren residirten hier bis 344. Das einzige Denkmal jener Zeiten bildet eine hier 1873 gefundene, ins Jahr 185 unserer Zeitrechnung zurückweisende Inschrift. — —

Aus Wagarschapat geht die sogenannte Zarenstrasse nach Alexandrapol (siehe Seite 314) über die frühere Festung Ssardar-Abad, welches vom letzten Eriwanschen Ssardar Hussein Chan erbaut und 1827 von den Russen erobert wurde. — 7 bis 8 Werst südlich von Ssardar-Abad, in der Nähe des linken Araxesufers, auf dem Hügel Blur, liegen Mauerreste. Hier soll nach armenischen Ueberlieferungen eine Stadt Armawir (nicht zu verwechseln mit dem Orte an der Rostow-Wladikawkas-Bahn) bereits 2000 Jahre vor Christi Geburt gestanden haben. Doch sind durch 1880 von Graf Uwarow unternommene Nachforschungen nur Zeugen für eine vierhundertjährige Vergangenheit ergraben worden.

Südwestlich von Wagarschapat geht eine Poststrasse (37½ Werst) nach **Igdyr**, dem administrativen Centrum des Kreises Ssurmali, in der Ebene am nordwestlichen Fuss des Ararat.

Von Igdyr geht ein Weg für leichte Wagen nach Kagisman. Auf diesem Wege, am Austritt des Araxes aus einem Hohlweg in die Ebene, am rechten Ufer des Flusses, befinden sich die Ruinen der grossen Festung Kara kala (tatarisch: Schwarze Festung). Hier befand sich im Altertum die Stadt Tigranokert, welche im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt vom armenischen Zaren Tigran gegründet wurde.

Westlich von der Kara-kala, auf der Strasse von dort nach Kagisman, liegt das Dorf **Kuljp**, armenisch: Gogp, mit umfangreichen Steinsalzbrüchen, welche schon im 7. Jahrhundert berühmt waren. Hier befinden sich drei Kirchenruinen und eine Menge Grabsteine, welche für die frühere Bedeutung des Ortes Zeugnis ablegen.

30 Werst westlich von Eriwanj, am Ursprung des engen Hohlweges des Flusses Garni-tschay, liegt das Kloster Kegart oder Ayriwank (armenisch: Höhlenkloster). Dasselbe besteht aus mehreren in die Felsen gehauenen Kirchen und wurde der Sage nach von dem heiligen Georg im 4. Jahrhundert gegründet. Ausserdem steht hier eine, im 12. Jahrhundert erbaute Kirche, welche keine Höhlenkirche ist, sondern sich an die Felsen bloss anlehnt. Hier wurde lange Zeit die geweihte Lanze, die grösste Reliquie der armenischen Kirche, bewahrt; sie befindet sich jetzt in Etschmiadsin.

Unterhalb des Klosters Kegart, im Hohlweg des Garnitschay, beim Dorfe Basch Garni, befinden sich die Ruinen der alten Stadt Karni oder Garni, welche im 4. Jahrhundert vom armenischen König Trdat dem Zweiten erbaut wurde. Unter den Ruinenhaufen erregen besonderes Interesse die Trümmer eines in wundervollem jonischen Style erbauten Hauses. Bei der eingeborenen Bevölkerung heissen die Ruinen Tacht-Trdat, der Thron des Trdat.

Bei dem Austritt des Garny-tschay in die Ebene, beim Dorfe **Dwin**, befand sich ehemals die Stadt Dwin oder Duwin, welche um die Hälfte des 4. Jahrhunderts von dem armenischen Zaren Chosrow-Pokr gegründet wurde. 300 Jahre später wurde Dwin Residenz arabischer Emire, dann ging sie in die Hände der Türken, Mongolen und Grusinier über (im 12. Jahrhundert). Von der alten Stadt scheinen nicht die geringsten Reste übriggeblieben zu sein.

15 Werst südlich von dem Dorfe Dwin, nahe dem linken Ufer des Araxes, liegt das Kloster Chor-Wirab (tiefe Grube),

in welchem der heilige Georg, vom Zaren Trdat dazu verurteilt, 30 Jahre verlebte. Die Ruinen einer Festung auf einem Fels beim Kloster rühren von der Stadt Artaschat her, welche vom armenischen Zaren Artasches zwischen 78—120 errichtet wurde.

Von Eriwanj geht südöstlich eine Poststrasse längs dem linken Ufer des Araxes (221½ Werst) nach Nachitschewanj und Ordubad. Von der Station Alendshi-tschay teilt sich ein 24 Werst langer Zweig ab und führt zur Dshuljphinischen Ueberfahrt über den Araxes, von wo eine grosse persische Strasse nach Täbriz und Teheran führt. — **Dshuljpha,** von den Armeniern Dshuga genannt, ist eine unbedeutende Ansiedlung auf der Stelle einer uralten verschwundenen Stadt (nur eine Steinbrücke existirt noch von ihr), deren Einwohner 1603 von Schach Abbas nach Persien geschleppt wurden, wo sie bei der Stadt Isfahan einen besonderen Vorort, Nor-Dshuga oder Neu-Dshulpha, gründeten. **Nachitschewanj**: Kreisstadt, 2949 Fuss hoch, am linken Ufer des Araxes, mit 6911 Einwohnern, berühmt durch ihre Steinsalzbrüche, welche man auch schon im Altertum gekannt. In alten Gruben findet man von Arbeitern alter Zeiten gebrauchte Steinhämmer. Nachitschewanj bedeutet im Armenischen „erste Rast“, und die Armenier halten den Ort für den ältesten der Welt, indem sie glauben, dass Noah hier aus der Arche gestiegen. Nach ihrer Meinung liegt hier auch Noahs Grab, und auf dem Berge unter einem Grabmal das seiner Schwester. Von Nachitschewanj ist auf den ersten Blättern der armenischen Geschichte und schon bei Josephus Flavius und Ptolomäus (unter dem Namen Nakssuan) die Rede. Die Stadt wurde viel von Persern, Mongolen und Türken zerstört und ist infolgedessen von zahlreichen Ruinen umgeben.

Am südlichen Rande der Araxesebene, etwa 60 Werst südlich von Eriwanj, erhebt sich der 16 916 Fuss hohe Schneekegel des Grossen **Ararat.** Von der Südostseite stösst an ihn der 12 840 Fuss hohe Kleine Ararat. Beider Gipfel werden durch eine Vertiefung getrennt, auf welcher sich eine Quelle

befindet, welche Ssardarbulak, Quelle des Ssardar, heisst, weil sich der Ssardar von Eriwanj vor der Sommerglut hierher zu flüchten pflegte. Der Grosse Ararat erhebt sich weit über die Schneeregion, deren Höhe vom Akademiker Abich am nördlichen Abhang mit 13 710, am südlichen mit 12 932 Fuss bestimmt worden ist. Der Kleine Ararat pflegt nur zur Winterszeit mit Schnee bedeckt zu sein. An den Ararat, welcher armenisch Massis heisst, knüpfen sich zahllose armenische Legenden, von welchen einige auch in den Legendenkreis der anderen Völker übergegangen sind. Der Ararat, der heilige Noahberg, galt der örtlichen Bevölkerung als unbesteigbar, bis Professor Friedrich Parrot am 27. September 1829 zum ersten Mal den Gipfel erreichte. Ihm folgten viele Forscher, Reisende und Touristen, darunter am 29. Juli 1845 der Akademiker Hermann Abich, am 6. August 1850 der Oberst Chodsjko. Die meisten Besteigungen wurden von Ssardarbulak aus über den südöstlichen Abhang des Schneekegels unterunternommen.

Der nordöstliche Abhang des Ararat ist von oben nach unten von einer tiefen Spalte, genannt das Thal des heiligen Jakob, durchschnitten. Durch diese Spalte fällt der Hauptgletscher des Ararat nieder. In dem unteren Teil desselben befand sich, 5700 Fuss hoch, das grosse armenische Dorf Achuri. Am 20. Juni 1840 stürzte infolge eines Erdbebens ein Teil des Gletschers zusammen mit den Felsen in das Thal des heiligen Jakob hinab und in den Gletscherbach, welcher zurückgedrängt über seine Ufer trat und einen grossen tiefen See bildete. Plötzlich aber brachen die Wasser über die Hindernisse hinweg und flossen verheerend über das Dorf Achuri und seine grossen Gärten. Die kleine Zahl Einwohner, welche von der Katastrophe verschont blieb, verliess die Reste des unglücklichen Ortes und gründete in der Nähe Neu-Achuri.

Clichés und Druck von Dr. E. Albert & Co., München.


3 2044 014 696 447

